Der teutsche

Editoren-Kongreß

zu Cincinnati,

oder

Das gebrochene Herz.

Von

Karl Heinzen.

(Gesammelte Schriften, fünfter Band.)

———o———

Boston.

Selbstverlag des Verfassers.

1872.

Der teutsche

Editoren-Kongreß

zu Cincinnati,

oder

Das gebrochene Herz.

Von

Karl Heinzen.

(Gesammelte Schriften, fünfter Band.)

———o———

Boston.

Selbstverlag des Verfassers.

1872.

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/derteutscheedito01hein

RBR
Jantz
#13

Vorwort.

Seit dem Beginn meines Aufenthalts in Amerika bin ich verurtheilt gewesen, mit der großen Mehrzahl der hiesigen teutschen Preßvertreter, „Editoren" genannt, und durch sie auch mit ihrem gleichgesinnten Publikum auf dem Kriegsfuß zu leben. Die Schuld lag natürlich an mir, namentlich an meinen verkehrten Begriffen von Bildung und Rohheit, Verstand und Dummheit, Freisinn und Servilismus, Recht und Unrecht, Humanität und Barbarei, Wahrheit und Lüge, Ehre und Ehrlosigkeit, Charakter und Charakterlosigkeit. Meiner Schuld aber entsprach auch die Züchtigung, deren Härte zu Zeiten ins Grausame ging. Bald sollte ich aus der Preßgemeinschaft, zu der ich nie gehörte, vollständig hinausgehetzt, bald in die „Volksacht" erklärt, bald ächt demokratisch auf den Schub gebracht, oder auf sonstige Weise handgreiflich widerlegt werden. Am Empfindlichsten trafen mich die vernichtenden Beinamen, durch welche ich als öffentlicher Verbrecher gekennzeichnet wurde, und unter diesen zahlreichen, mit dem äußersten Aufwand von Geist ersonnenen Beinamen war keiner mehr geeignet, mich unter allgemeine Polizeiaufsicht zu bringen, als jener, den Inbegriff aller geistigen Unfähigkeit wie moralischen Verworfenheit bezeichnende: „Der Lange".

In einem Jahre, wo die Hand meiner Strafrichter besonders schwer auf mir lag und die Sonnenhitze nicht minder, fühlte ich ein ungewöhnliches Bedürfniß, mich meiner ganzen Länge nach durch eine Berufs- und Erholungsreise aus meiner Niedergeworfenheit wieder aufzurichten. Es war zu jener Zeit unter den teutschen Editoren öfter Rede von einem „Kongreß", auf welchem diese auserlesenen Repräsentanten der Nation der Denker die Angelegenheiten der Presse zu berathen und überhaupt das geistige Leben in diesem Lande zu regeln gedachten. Könnte ich zu meiner Rehabilitirung und Erholung ein besseres Mittel wählen, als eine Reise nach dem „Editoren-Kongreß"? Ich beschloß sie zu machen als ein „Organist der Bildung", wie mich einst die „New-Yorker Staatszeitung" titulirte, und als „Langer", wie mich fast jeder Editor brandmarkte, ja, um meine Selbsterkenntniß vollständig an den Tag zu legen, als „Längster". Da mir aber nicht vergönnt war, die Reise in Wirklichkeit zu unternehmen, der Kongreß auch überhaupt nicht zu Stande kam, mußte ich mich begnügen, Beides, die Reise wie den Kongreß mir hinter dem Redaktionstisch einzubilden und darüber den Lesern meines Blattes in einer „editoriellen Korrespondenz" zu berichten.

Als die ersten Briefe dieser Korrespondenz im „Pionier" erschienen, glaubten die westlichen Editoren im Ernst, daß ich wirklich unterwegs sei, und richteten sich auf einen ehrenvollen Empfang ein. Sie haben sich niemals beklagt, daß ich nicht das Meinige gethan, sie in ihrer getäuschten Erwartung zu trösten und ihnen geeignetes Material für den projektirten Kongreß zu liefern.

K. H.

Der teutsche Editoren-Kongreß zu Cincinnati.

Editorielle Korrespondenz.

Frauenstadt.

Weshalb schauen Sie denn so besorglich aus dem Wagenfenster, Frau Nachbarin? Sie denken an die Vergangenheit, denn Sie blicken abwärts.

„Sie haben es errathen. Ich bin eine große Freundinn des Reisens auf der Eisenbahn, denn sie bringt unsre Person möglichst rasch hinter unsern Gedanken her; allein hier in Amerika gehen meine Gedanken gewöhnlich rückwärts, während die Lokomotive meine Person vorwärts reißt. Wenn ich hier nur die kleinste Reise unternehme, reise ich in der Erinnerung beständig in Europa und ich fühle dann erst recht, was wir hier entbehren müssen. Ein Land, in dem das Reisen kein Vergnügen macht, kann auch für das Leben kein wahres Vergnügen bieten. Daß ich eine Exilirte bin, fühle ich am Meisten wenn ich reise, und daß das Leben hier eine Qual ist, wird mir dann am Meisten klar, wenn ich mich davon erholen will."

In mancher Beziehung kann ich Ihnen bei Ihrer Beurtheilung des hiesigen Lebens nicht Unrecht geben, aber Sie haben Unrecht zu Ihrem eignen Schaden, wenn Sie für die Entbehrungen desselben keinen Ersatz finden. Mir ist die Freiheit allein schon Ersatz für Alles, was Europa mir bieten könnte.

„Die mag einem Manne genügen; ich finde keinen Ersatz außer in der Erinnerung."

Das muß ich eine Schwäche nennen. Wenn man den rechten Fond in sich hat, muß man sich unabhängig machen können von seinen Umgebungen. Und so lang man noch gleichgesinnte Menschen findet, kann man sich in der Stille entschädigen für Alles, was man im Treiben des großen Lebens vermißt.

„Ich gebe Das in mancher Beziehung zu, aber wo begegnen wir hier den gleichgesinnten Menschen? Diejenigen, die ihr Glück im Geldmachen, oder in einem wüsten Kneipenleben, oder in einem bornirten Vereinskreise finden, treffen überall Gleichgesinnte genug; aber wie viel Personen haben Sie schon gefunden, die an das Leben edlere Anfoderungen stellen und Geist und Herz genug haben, sich gegenseitig ihre Befriedigung möglich zu machen? Ich habe Menschen gekannt, die drüben ganz vortrefflich und für den Umgang ganz wünschenswerth waren; hier finde ich sie nach wenig Jahren so verändert, so fremd, so leer, so abgestumpft, so schwunglos, so ordinair, daß ich froh bin, wenn Sie mich nur meiden. Die Wenigen aber, die ich als Gleichgesinnte anerkennen könnte, leben vereinzelt und verstreut durch dieß große Land umher, denken in der Stille wie ich und Andre, leiden aber auch durch das nämliche Schicksal, das uns hindert einander zu finden und mit einander zu verkehren. Wenn ich denke, daß in diesem ungeheuren Lande vielleicht nicht ein halbes Dutzend Menschen sind, denen ich mich mit ganzer Seele anschließen könnte, und daß ich auch diese Wenigen vielleicht nie zu sehen oder mit ihnen umzugehen Gelegenheit haben werde, so wird mir ganz hoffnunglos zu Muthe. Menschen,

nur Menschen und ein hübsches, gemüthliches Plätzchen um mit ihnen umzugehen — weiter will ich nichts."

Sie sprechen mir aus der Seele, aber ich bin genügsamer, als Sie. Ich habe kein halbes Dutzend nöthig, um mit Menschen ein Mensch zu sein. Doch drei sind vielleicht eben so schwer zu finden wie sechs. In Europa habe ich auch ohne die Laterne des Diogenes leichter Menschen gefunden, als hier. Man fand dort mehr gegenseitiges Verständniß und mehr Bedürfniß der Annäherung, des Zusammenstrebens, was sich einfach erklärt durch die gemeinsame Vergangenheit, zum Theil auch durch den größeren Mangel an Freiheit, während hier Jeder von uns eine neue Bahn zu suchen hat und das freiere Leben die Aufmerksamkeit mehr nach Außen zieht. Namentlich aber habe ich in Europa mehr Disposition unter den Frauen gefunden, Umgang mit freien Menschen zu suchen und zu schätzen, als hier. Es ist merkwürdig, daß man unter den fünf Millionen Teutschen dieses Landes so wenig Frauen entdeckt, die durch Geist, Charakter und Streben über das Niveau des Philisterthums hinausragen. Dennoch kann ich noch immer nicht dazu kommen, an den teutschen Frauen zu verzweifeln wie an der Mehrzahl der teutschen Männer.

„Wenn die Frauen nichts sind und nichts leisten, so kommt das sicher auf Rechnung der Männer, denn wir Weiber sind leider noch durchaus von ihnen abhängig. Deshalb werden Sie es auch als ein vergebliches Streben kennen lernen, auf die teutschen Frauen und durch sie auf die Männer einzuwirken. Weil die meisten teutschen Männer Philister, Wirthshausbummler, Geschäftsmenschen und Unterthanenseelen sind, deshalb sind die meisten

teutschen Frauen nichtige, vernachläßigte, prosaische, apathische Geschöpfe ohne geistigen Lebensmuth und höheres Interesse, und durch das Vorherrschen dieses Zustandes werden auch die wenigen Ausnahmen abgeschreckt, hervorzutreten. Ich als Frau blicke nach hervorragenden Männern und finde sie nicht; Sie als Mann blicken nach hervorragenden Weibern und finden sie nicht. Wir können uns also gegenseitig trösten, werden aber beide darauf hinauskommen müssen, daß hauptsächlich das hiesige Land und Leben die Schuld trägt. Bedenken Sie dabei auch noch einen Umstand, der mir von besonderer Wichtigkeit zu sein scheint. In Europa machen Natur und Kultur das Reisen zu einer Lust und einem Bedürfniß. Das Reisen in schönen Umgebungen und in der Atmosphäre der Zivilisation regt Geselligkeit an, öffnet die Herzen, schafft Gelegenheit zu Bekanntschaften und führt die Gleichgesinnten in entsprechenden Stimmungen zusammen. Was aber bietet uns dieses Land? Gesetzt, Sie und ich und noch ein halbes Dutzend Andre wir wollten hier eine Reise unternehmen um uns zu erholen und einmal recht frei unsre Flügel auszubreiten -- wohin sollten wir uns wenden? Wo ist das Italien, in dessen Schönheiten wir schwelgen, wo ist der Genfer-See, auf dem wir umherschweifen, wo ist der Rigi, auf dem wir uns lagern, wo ist der Rhein, an dessen Ufern wir phantasiren, wo ist das Heidelberger Schloß, in dessen Umgebung wir schwärmen, wo ist nur der Gasthof, in dem wir gemüthlich und heiter hinter schäumenden Pokalen unsre Lebensgeister auf einander hetzen könnten? Natur wie Gesellschaft bietet uns nichts als eine ungemüthliche, abstoßende Rohheit oder Gemein-

heit; es ist nichts anmuthend Menschliches in den Menschen und nichts Klassisches in der Natur und ihren Verschönerungen. Vielleicht nach hundert Jahren wird man auch in Amerika reisen können, jetzt kann man sich nur transportiren lassen wie ein Stück Frachtgut. Wann wird unser Exil zu Ende sein?"

Auf diese Frage werden Sie am Wenigsten hier eine Antwort erhalten, wo sie zuerst sollte gegeben werden. Ich weiß nicht ein Dutzend jener großthuenden achtundvierziger Freiheitshelden, die sich noch ernstlich für die Revolution interessiren und zur Abkürzung ihres Exils ein Opfer bringen würden. Ein Beweis, wie wenig Ernst es ihnen drüben mit ihrem Freiheitseifer war. Doch läßt sich hier nicht für die europäische Freiheit wirken, so gibt es immerhin auch für die amerikanische genug zu thun und diese kommt indirekt auch jener zu gut. Was mich hier namentlich mit Hoffnung auf den Fortschritt erfüllt, ist das Interesse, welches die Frage der Weiberrechte gefunden hat, und ich bin begierig auf die Probe, die jetzt unsre teutschen Frauen zu bestehen haben. Glauben Sie, daß der teutsche Frauenkongreß in Frauenstadt zahlreich wird besucht werden?

„Sie müssen schon bemerkt haben, daß meine Hoffnung schwach genug ist. Ich gehe hin, um mich nicht dem Vorwurf auszusetzen, eine Pflicht versäumt zu haben. Ich bewundere die Kühnheit und Energie Ihrer Freundinn Julie vom Berg, welche den Kongreß ausgeschrieben hat, aber ich fürchte, daß wir ein Fiasko machen, welches schlimmer ist, als ein unterlassener Versuch."

Nichts Schlimmeres, als Muthlosigkeit im Voraus. Doch der Pfiff der Lokomotive mahnt mich daran, daß wir uns trennen müssen. Deshalb noch eine Bitte. Wollen Sie es übernehmen, dem „Pionier" Bericht zu erstatten?

„Wie? werden denn Sie dem Kongreß nicht beiwohnen, Sie?"

Leider fodert meine Pflicht das schwere Opfer, ihm fern zu bleiben. Sie ruft mich zu einem andren Kongreß, zu dem großen Editoren-Kongreß nach Cincinnati.

„Das ist freilich eine hinreichende, aber auch Ihre einzige Entschuldigung. Nun, ich werde Ihre Bitte erfüllen und an den „Pionier" getreuen Bericht erstatten. Leben Sie wohl, Herr Längst."

Die teutsche Frauen-Konvention in Frauenstadt.

Bericht an den „Pionier".

Frauenstadt.

Meinen Bericht habe ich mit einem Ausdruck der Ueberraschung und Beschämung zu beginnen. Die zahlreiche und lebhafte Theilnahme für unsre Sache, die ich hier vorgefunden, gebietet mir, Abbitte zu thun wegen des Mangels an Vertrauen, womit ich dieser Zusammenkunft teutscher Frauen entgegengesehen hatte. Ich fange beinah an, mich mit Amerika zu versöhnen.

Pünktlich um die angesetzte Zeit trat die Konvention zusammen. Die große Halle war nahezu gefüllt und die Theilnahme war so zahlreich, daß sie alle Anwesenden in Erstaunen setzte. Außer den Angemeldeten war noch eine Menge Anderer, zum Theil aus dem fernen Westen erschienen. Einige Frauen waren von ihren Männern begleitet, andre von ihren Brüdern und außer diesen fanden

sich verschiedene Vertreter des starken Geschlechts ohne Begleitung ein. In einigen derselben vermuthet man „Reporter" und „Editoren", die sich aber bis jetzt noch nicht zu erkennen gegeben haben.

Die erste Stunde verging mit Begrüßungen und der Anknüpfung neuer Bekanntschaften. Dann wurde die Versammlung von der ehrwürdigen Katharine Schmalz aus Philadelphia zur Ordnung gerufen. Man wählte zur Konstituirung ein möglichst einfaches und abgekürztes Verfahren. Frau Schmalz schlug Julie vom Berg als Präsidentinn vor, diese aber lehnte die Ehre ab und beantragte deren Uebertragung an Ida Johanna Braun von Boston Highlands, welche einstimmig gewählt wurde. Sie leitete die Verhandlungen mit folgenden Worten ein:

„Werthe Anwesende.

Von der mir wiederfahrenen Ehre hätte ich mir früher niemals etwas träumen lassen, weil ich niemals von der Möglichkeit geträumt habe, daß die teutschen Frauen dieses Landes, von denen man bisher nie etwas sah außer etwa in den Biergärten und nie etwas hörte außer in den Spöttereien der Männer, eine so rege Theilnahme an allgemeinen Angelegenheiten, namentlich an den Fragen zeigen würden, zu deren Besprechung wir hier zusammengekommen sind. Um so freudiger bin ich durch diese Theilnahme überrascht, die, wie es scheint, in der Stille langsam gereift ist und dann nur eines Anstoßes bedurfte, um an's Licht zu treten. Am Meisten aber, davon bin ich überzeugt, werden unsre Landsleute im Allgemeinen überrascht sein, denn bisher stand in keinem Lande dem öffentlichen Leben die Frau so fern wie in Teutschland und es ist auch in keinem Lande das männliche Geschlecht so einstimmig be-

müht gewesen, sie durch Hohn und Rohheiten in ihre s. g. „Sphäre" zurückzutreiben, wie in unserm alten Vaterlande. Auch diesseit des Meeres haben wir lang genug unter der Nachwirkung der früheren Verhältnisse zu leiden gehabt. Doch allmälig haben wir, wie es scheint, uns hier, wo so manche Schranken gefallen sind, die uns drüben einengten, orientiren und nach eigener Eingebung bewegen gelernt. Hoffentlich wird unsre Versammlung davon Zeugniß ablegen und durch die Folgen ihrer Thätigkeit die Ueberzeugung verbreiten, daß unser Eingreifen in die gesellschaftliche Entwicklung eben so wenig nutzlos wie unberechtigt war. Wir können offen zugestehen, daß die amerikanischen Frauen uns mit ihrem Beispiel vorangegangen sind und uns in mancher Beziehung beschämt haben. Liegt darin ein Vorwurf für uns, so kommt es nur auf uns an, ihn nicht bloß wieder abzuschütteln, sondern auch den amerikanischen Frauen unsrerseits ein Beispiel aufzustellen, dessen sie nicht minder bedürfen, als wir des ihrigen. Damit deute ich auf nah bevorstehende Kämpfe hin, die zugleich Gelegenheit geben werden, unsre teutsche Männerwelt von Vorurtheilen zu befreien und mit unsren Bestrebungen zu versöhnen. Ich halte es nicht für zweifelhaft, daß es den Amerikanerinnen in kurzer Zeit gelingen wird, das Stimmrecht zu erkämpfen. Sie werden es für uns mit erkämpfen und deshalb wäre es doppelt beschämend für uns, an ihrer Errungenschaft gar keinen Theil zu haben und ohne Verdienst ein Recht aus ihrer Hand annehmen zu müssen. Dieß ist für uns ein Ehrenpunkt. Wir dürfen uns nicht sagen lassen, daß wir, wie die Sklaven, ein Recht geschenkt erhalten. Nur wer es erringen hilft, hat es wahrhaft verdient. Indem wir

aber an seiner Erringung Theil nehmen, appelliren wir zugleich an die Ehre der teutschen Männer, die sich nicht der Schande aussetzen können, ihren Frauen ein Recht vorenthalten zu helfen, das Andre ihnen zuerkennen. Diese Männer werden zugleich zur Einsicht kommen, daß nicht bloß ihre Ehre, sondern auch ihr Interesse ihnen gebietet, unsre geistige Thätigkeit und unsre Betheiligung am öffentlichen Leben möglichst zu fördern. Ich sehe voraus, daß in Amerika durch Ertheilung des Stimmrechts an die Frauen diejenige Partei, welche die Freiheit des sozialen Lebens durch sittenrichterliche Polizei zu beschränken und durch religiösen Zwang die Herrschaft des Pfaffenthums auszubreiten trachtet, wenigstens für die erste Zeit eine bedeutende Verstärkung gewinnen wird. Was ihr bisher nicht gelungen, wird ihr vielleicht mit Hülfe der amerikanischen Frauen gelingen, die im Allgemeinen noch von den Vertretern der Religion abhängiger sind, als die amerikanischen Männer; es wird ihr gelingen, wenn der Stimmenzuwachs, den jene Frauen ihr bringen werden, durch kein Gegengewicht unschädlich gemacht wird. Und wer soll und kann dieses Gegengewicht liefern? Nur die teutschen Frauen! (Allgemeiner Applaus.) Wir hätten die beste Gelegenheit, die teutschen Männer recht empfindlich fühlen zu lassen, was sie thaten, als sie uns auf die „Sphäre" der Küche und der Kinderstube zu beschränken suchten: wir brauchten bloß auf die Ausübung des Rechts zu verzichten, das man uns nicht zugestehen wollte, um die teutsche Männerwelt wehrlos der Tyrannei der Mucker und Temperenzler preiszugeben. Aber nein. Wir wollen keine Rache dafür üben, daß die Männer verblendet genug waren, uns zu ihrem eigenen Nachtheil rechtlich

zurückzusetzen; am Wenigsten wollen wir uns dadurch rächen, daß wir auf unser eigenes Recht Verzicht leisten. Ich sehe die Zeit kommen, wo diejenigen unsrer „Herrn", die uns am Brutalsten in die von ihnen diktirte „Sphäre" verwiesen hatten, uns bitten werden, diese „Sphäre" zu verlassen und sie an die Wahlurne zu begleiten, damit sie ihr Bier ruhig weiter trinken können und nicht in die nämliche „Sphäre" eingesperrt werden, die sie uns stets so schön zu schildern wissen, aber nur aufzusuchen pflegen, wenn sie Hunger oder Schlaf haben. Sollten wir sie im Stich lassen? Wir wollen ihnen zu Hülfe kommen und zwar nicht aus Großmuth, sondern um Recht und Freiheit sichern zu helfen, und damit wir dazu gerüstet sind, ist es eben eine Nothwendigkeit, daß wir bei Zeiten auf dem Kampffelde erscheinen und uns einüben.

Indem wir nun aber den teutschen Männern Temperenztyrannei und religiösen Fanatismus bekämpfen helfen, haben wir zugleich die beste Gelegenheit, den amerikanischen Frauen mit dem Beispiel geistiger Freiheit voranzugehen und hierdurch uns dafür dankbar zu zeigen, daß sie uns mit der Erkämpfung politischer Freiheit vorangegangen sind.

Doch auch damit ist unsre Mission nicht zu Ende. Unser Auftreten wird mit seiner Wirkung nicht auf dieses Land beschränkt bleiben, es wird auch eine Anregung für unsre Landsmänninnen jenseit des Ozeans sein und ich hoffe, daß es uns gelingen wird, mit denselben zu erfolgreichem Zusammenwirken in Verbindung zu treten und sie namentlich zu überzeugen, daß ohne politische Freiheit, ohne Republik, keine Verbesserung des Looses des weiblichen Geschlechts zu hoffen ist.

Schließlich erlauben Sie mir noch ein Paar Worte über die Stellung, die wir auf dem Felde des Reformkampfes einzunehmen haben, wenn wir zum Ziel gelangen wollen. Sollen wir uns abschließen oder nicht? Und wenn nicht, wem sollen wir uns anschließen? Das ist die Frage. Wenn es irgend einen Bevölkerungstheil in der Staatsgesellschaft gibt, der als Klasse bezeichnet zu werden verdient, so sind es die Frauen. Eine Klasse in politischer Beziehung wird gebildet durch eine, in den Staatseinrichtungen festgestellte Bevorzugung, oder Zurücksetzung. Die Neger waren eine Klasse, so lang sie kein Stimmrecht hatten. Die Geldbesitzer bilden eine Klasse, wenn das Recht des Wählens und Regierens an den Geldbesitz gebunden ist. Den entschiedensten Klassencharakter trägt aber die ganze weibliche Hälfte der Menschheit. Sie ist von jeher in allen Ländern als rechtlose Klasse selbst von den entrechteten Klassen der männlichen Hälfte unterschieden worden. Ihre Unentbehrlichkeit war ihr einziger Schutz und die Galanterie der Männer ihre einzige Rechtsgarantie. Wir lesen jetzt wieder alle Tage von der Klassensonderung, welche durch die „Arbeiter" in Europa wie in Amerika betrieben wird und wobei es sich um Ausbildung eines recht intensiven „Klassenbewußtseins" handelt, das am Ende zu „Klassenkämpfen" führen muß. Nun, wir Frauen bedürfen keiner künstlichen Mittel, in uns ein „Klassenbewußtsein" wach zu rufen. Die Gesetze wie die Natur stempeln uns zur größten wie zur rechtlosesten Klasse der Welt. Wollten wir nun die Taktik der Arbeiter adoptiren, so würden wir uns bloß um unsre speziellen Interessen, um Das, was uns als Frauen fehlt oder drückt, zu kümmern, uns als Frauen abzu-

sondern und als Frauenklasse gegen die ganze Männerklasse Front zu machen haben. Die bloße Andeutung eines solchen Einfalls genügt, um seine Thorheit und Beschränktheit Jedem deutlich zu machen. Eben weil die Beschränktheit und Ausschließung es ist, welche uns in eine entrechtete Stellung drängt, haben wir einen höheren Standpunkt einzunehmen, auf dem Beschränktheit und Ausschließung verschwinden. Es ist der Standpunkt der allgemeinen Menschlichkeit und des allgemeinen Menschenrechts. Auf ihm lernen wir uns mit allen Individuen wie mit allen Klassen vereinigen, die mit dem allgemeinen Recht auch das unsrige anerkennen und erstreben; wir lernen ferner in jedem Recht, das Andre erringen, zugleich unsre eigene Angelegenheit erblicken, wenn es uns auch nicht direkt zu gut kommt, und in jedem Unrecht, das gegen Andre verübt wird, einen Streich gegen das allgemeine Recht abwehren, an dem auch wir unsern Antheil haben. Wenn der Neger mit der Kette rasselt, so sollen wir sie ihm zerbrechen helfen; wenn der Arbeiter mit seinem Ausbeuter kämpft, so sollen wir Partei für ihn ergreifen; wenn die Völker sich gegen ihre Unterdrücker auflehnen, so sollen wir Theil nehmen an ihrer Erhebung und wenn die geistige Freiheit Eroberungen macht auf dem Gebiet, worauf bisher die Verdummungskunst und die Glaubensbarbarei herrschte, so sollen wir sie begrüßen als eine Beglückerinn der Menschheit. Kurz, wo es sich um Menschenrecht, Ausbreitung der Humanität, Freiheit und Wahrheit handelt, da sollen wir Theil nehmen und helfen, nicht bloß um dem Bedürfniß unserer Natur zu genügen oder Diejenigen zu beschämen, welche uns für unfähig erklären wollten zur Erfüllung eines höheren Menschenberufs, sondern auch in unserm eigenen

Interesse. Denn es ist einmal vom Gesetz der gesellschaftlichen Entwicklung bestimmt, daß das Loos des Weibes sich progressiv verschlechtert mit dem Rückschritt von Recht und Aufklärung im Allgemeinen, daß es als der schwächere Theil auf volle Gerechtigkeit zu warten hat, bis erst in der männlichen Sphäre die Gerechtigkeit allgemein geworden, und daß seine wahre Geltung und edelste Wirksamkeit erst eintreten kann, wenn die Entwicklung alle Ueberbleibsel der Rohheit, Gewaltthätigkeit und Beschränktheit um uns her hinweggeräumt hat. Deshalb verstehen die Frauen ihr wahres Interesse nur dann, wenn ihre Sympathie für Recht und Wahrheit eine allgemeine ist und wenn sie jede radikale Richtung unterstützen. Die Verwirklichung des Radikalismus ist die Zukunft, ist die Auferstehung, ist das „Milennium" der Frauen."

Diese Anrede der Präsidentinn wurde mit allgemeinem, enthusiastischem Beifall aufgenommen. Nur einer der anwesenden Männer, den man für einen „Editor" hielt, schien Anstoß daran zu nehmen. Er erhob sich mit der Miene und dem Bewußtsein einer wahrhaft sublimen Ueberlegenheit und sprach:

Editor. Miß, oder Mrs. Präsidentinn — ich weiß nicht, welches der Geschlechtsname ist — ich bin recht wohl gepliefs't mit Ihren Speach als fern als er sich um den Temperenz handelt, aber —

(Ruf von allen Seiten: Zur Ordnung! Zur Ordnung!)

Editor. Ladies, ich weiß selbst was Ordnung ist. Ich bin zwanzig Jahr' im Köntri — diesen gastlichen Gestaden —

Präsidentinn. Ich verweise Sie nicht bloß zur Ordnung, sondern ersuche Sie auch, zu schweigen.

Editor. Aha, das ist die Freiheit, wo dieser Ladies Movement hinaus will. In zwanzig Jahren und in allen Meetings, wo ich gewesen und gespeacht bin, habe ich solchen —

Präsidentinn. Ich nehme Ihnen das Wort. Sie sind trotz den zwanzig Jahren zweifach außer Ordnung: erstens wird hier Teutsch gesprochen und das thun Sie nicht; zweitens haben Sie, wie alle Anwesenden, mit dem Redenhalten zu warten, bis die Versammlung sich vollständig konstituirt hat.

(Der Editor setzt sich unter allseitiger Heiterkeit und sieht sich vergebens nach Theilnahme um.)

Darauf wird die Konstituirung der Versammlung nach gemachten Vorschlägen vollendet durch Erwählung folgender Beamten und Komite's:

Vizepräsidentinn: Julie Morgenroth.
Sekretaire: Johanna Flügel, Karoline Poltz.
Schatzmeisterinn: Anna Alsen.
Komite für Resolutionen: Julie vom Berg, Marg. Flügel, Marie Zehringer.
Komite für sonstige Anträge und Vorschläge: Kath. Heisterbach, Frau Felsenthal, Elise Lübke.

Hierauf wurde der Antrag gestellt, die Versammlung bis um 3 Uhr Nachmittags zu vertagen. Vor der Abstimmung aber erschien ein Komite der teutschen Radikalen von Frauenstadt, welches die ganze Damengesellschaft zu einer Spazierfahrt einlud, um ihr die Stadt und Umgegend zu zeigen. Eine lange Reihe von Wagen wartete auf der Straße. Die Einladung wurde angenommen und die Vertagung bis zum nächsten Vormittag beschlossen.

Das Wetter war wahrhaft frühlingsartig und die Spazierfahrt diente Allen zur angenehmsten Unterhaltung und Erfrischung. Nach der Rückkehr wurde wieder an der Versammlungshalle angehalten und die Gesellschaft war nicht wenig überrascht, dieselbe in einen großen Speisesaal mit gedeckten Tischen und dampfenden Schüsseln verwandelt zu sehen. Das Mal war möglichst einfach, aber solid und schmackhaft und bei vortrefflichen Weinen wurden allerlei tendenziöse wie gemüthliche Toaste ausgebracht. Namentlich wurden die teutschen Radikalen ausgezeichnet und sie fühlten sich reichlich belohnt durch den graziösen Dank, der ihnen für ihre Aufmerksamkeit zu Theil wurde. Nach dem Essen wurde Kaffee servirt und nachdem die Gesellschaft noch ein Paar Stunden verplaudert, trennte sie sich in der trefflichsten Stimmung bis zum nächsten Morgen.

Ich habe bei dieser Gelegenheit erfahren, daß man auch in Amerika gemüthlich sein kann.

Zweiter Tag.

Als nach der Verlesung des Protokolls über die Verhandlungen der vorigen Sitzung die Präsidentinn die Frage stellte, ob Jemand etwas gegen die Fassung zu erinnern habe, erhob sich der gestern zur Ordnung gerufene Editor.

Editor. Ich sehe d. h. ich höre, daß ich von wegen der Ordnung und meinem Deutschschreiben d. h. Sprechen im Protokoll gebracht worden bin. Es scheint, daß die Ladies nicht wissen, wer ich bin, sonst würden sie mehr Respekt anwenden und die Ueberzeugung abnehmen, daß ich in Sprachkenntnissen wohl erfahren bin. Ich bin nämlich

der „Editor" von den „Staats-Wegweiser", den verbreitetsten deutschen Päper in der Juneited Stätes.

Julie vom Berg. „Wegweisen" hat eine doppelte Bedeutung. Es kann heißen: den Weg weisen und es kann auch heißen: wegweisen d. h. verscheuchen. Ich will nicht untersuchen, welchen Weg Sie weisen und wen Sie wegweisen, obschon ich persönlich den Eindruck dieser letzten Bedeutung verspüre. Auf alle Fälle ist Ihre Eigenschaft als „Editor" kein Beweis, daß Sie Ihre Muttersprache verstehen. Es gibt hier im Lande beinah anderthalbhundert teutsche „Editoren" und unter diesen nicht ein Dutzend, die ein korrektes Teutsch schreiben. Seine Muttersprache nicht zu verstehen, ist also das vorherrschende Kennzeichen, die gewöhnliche Auszeichnung eines teutschen „Editors". Die teutsche Sprache wäre längst todt, wenn sie sterben könnte von den Mißhandlungen, die sie durch Diejenigen erlitten, welche sich anmaßen sie als Volkslehrer zu benutzen ohne sie zu verstehen. Und wenn Verbrechen gegen die Sprache bestraft würden wie Verbrechen gegen Personen, so wäre längst ein Hundert dieser teutschen Editoren wegen Mordversuchs im ersten Grade durch die Kriminal-Justiz unschädlich gemacht worden. Kein Land der Welt hat eine Erscheinung aufzuweisen wie die teutsche Tagespresse in den Ver. Staaten. Wer hier zu ungebildet ist, ein anständiger Hausknecht zu sein, hat noch immer Aussicht, ein erfolgreicher „Editor" zu werden. Wenn Sie, mein Herr, sich rühmen, das verbreitetste Blatt zu schreiben, so verurtheilen Sie dadurch sich selbst. Sie berechtigen zu dem Schluß, daß Ihr Blatt der Sprache wie der Tendenz nach die Rohheit vertrit. Wenn Sie mir sagen, Sie hätten 1000 Abonnenten, so kann ich annehmen, daß

Sie ein gebildeter und denkender Redakteur von guten Grundsätzen sind; rühmen Sie sich aber, Sie hätten 10 bis 20,000, so sind Sie für mich ein — Wegweiser*). Freilich würden Sie sich Ihres Erfolges nicht rühmen können, wenn die Majorität des Publikums anders wäre, als sie ist, und in sofern kommt die Verkommenheit der Presse auf Rechnung Derjenigen, welche sie unterstützen. Aber wer einen Begriff von dem Beruf eines Journalisten und zugleich die nöthigen Fähigkeiten hat, der sucht das Publikum zu bilden und geistig zu heben, statt es in geistiger und sittlicher Verkommenheit zu erhalten, um es leichter ausbeuten zu können. Uebrigens gehe ich nicht darauf aus, diesem Herrn Lehren zu geben, er würde sie ohnehin von einem Mitglied des weiblichen Geschlechts nicht annehmen, über welches jeder Mann um so höher erhaben ist, je weniger er von seiner Muttersprache versteht; ich wollte nur konstatiren, daß hier die Stellung eines „Editors" nicht als Legitimation in Bezug auf Bildung und Sprachfähigkeit gelten kann.

Editor. Leider habe ich keine Spezimen von meinen Päper bei mir, um einen meiner Lihders über den „öffentlichen Plunder" oder einem ähnlichen Objekt der höheren Politik vorzulesen, aber ich habe einen Freund bei mir von hoher Quantität, der nur mit durchaus gebildeten Individien Umgang nimt. Ich stelle der Versammlung den Herrn Pastor Götzling vor.

---

*) Einige wollen gehört haben, was indessen der Berichterstatterinn des „Pionier" entgangen, daß der Editor „für sich" die Worte ausgestoßen: „ich soll wol Teutsch lernen und ein gebildeter Mann werden um meine Abonnenten zu verlieren? Ich werde mich hüten."

Pastor Götzling. Es ist für mich eine eben so hohe Ehre wie ein tiefes Glück, dieser edlen Versammlung beiwohnen zu können. Nicht umsonst sagt der Dichter, unser allverehrter Kloppstock:

Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Blumen in's irdische Leben —

Verschiedene Stimmen. Sagt das Kloppstock?

Pastor Götzling. Sie lieben den Herrlichen also auch? Der Sänger des Messias ist stets mein Lieblingsdichter gewesen und er stellte die Frauen sehr hoch. Aber wie schon das „himmlisch" und „irdisch" anzeigt, sollen wir stets ein Auge nach oben richten, wenn wir das andre auf die Erde senken. Nur wo der Herr des Himmels seine Hülfe bietet, kann das irdische Werk gelingen. Sagt doch sogar der unchristliche Göthe: „Der Segen kommt von oben." (Murren und Gelächter.) Und deshalb, meine Schwestern, erlauben Sie mir, Sie an das schöne Vorbild unserer amerikanischen Mitschwestern zu erinnern, welche ihre Versammlungen einberufen unter Hinweisung auf das Wort des Herrn und sie eröffnen mit einem Gebet an Ihn. Es ist das hohe Interesse, welches ich an Ihrem Vorhaben nehme und die christliche Theilnahme an Ihren Personen, was mich bewegt, mich Ihnen anzubieten als Vermittler mit Ihm, dem wir Alles zu verdanken haben. Eröffnen wir deshalb, meine verehrten Schwestern, unsre Versammlung mit einem inbrünstigen Gebet.

Präsidentinn. Außer den eigentlichen Mitgliedern dieser Konvention hat, wie sich von selbst versteht, Niemand ein Recht, an ihren Beschlüssen Theil zu nehmen. Dennoch hat zu dieser Versammlung jeder Nichtbetheiligte,

auch jeder Opponent, freien Zutritt und mag seine Meinung sagen unter der Voraussetzung, daß er die Geschäftsordnung und Verhandlungen nicht stört. Der Herr Pastor Götzling ist uns als Person willkommen wie jede andre, aber seine Stellung gibt ihm kein Recht, hier ohne Weiteres eine Funktion zu übernehmen. Es ist kein Antrag eingebracht worden, unsre Sitzungen mit Gebet zu eröffnen. Um aber möglichste Liberalität zu üben und die Gesinnung der Versammlung formell zu konstatiren, will ich sie darüber abstimmen lassen, ob sie das Anerbieten des Herrn Pastors annehmen wolle, oder nicht.

Katharine Schmalz. Zuvor wünschte ich ein Paar Bemerkungen zu machen. Der Herr Pastor redet uns ohne Weiteres als Schwestern an. Er meint ohne Zweifel: Schwestern in Christo. Ich für meine Person aber stehe nicht in der mindesten Verwandtschaft zu ihm, weder in noch außer Christo. Andre Mitglieder der Versammlung, die ich kenne, denken eben so wenig daran, ihn Bruder zu nennen, wie ich. Wir wünschen ihm sicher alles Gute, aber das Beste, das ich ihm wünschen könnte, wäre, daß er aufhöre zu beten und Andre damit zu belästigen. (Beifall). Ich habe nicht mehr gebetet, seitdem ich begonnen habe zu denken, und meine sieben Kinder haben es nie gelernt. Dagegen habe ich ihnen gelehrt, was recht ist, und ihnen dann die Regel mit auf den Weg gegeben: „thue Recht und scheue Niemanden", einen „Gott" so wenig wie einen Menschen. Von den Lehren des Christenthums habe ich nur die eine übernommen: „was Du Dir selbst nicht von Andern gethan wünschest, das thue auch Andern nicht", aber den Zusatz dazu gemacht: was Du Dir selbst wünschest, das gönne und verschaffe nach Mög-

lichkeit auch Andern, vor Allem die allgemeinen Menschenrechte. Mit solchen Grundsätzen sind meine Kinder aufgewachsen und vier von ihnen sind rechtschaffene, thatkräftige, allseitig geachtete Männer, die drei andren liebenswürdige, brave und glückliche Frauen geworden. Ich selbst aber blicke auf meine fünfundsechszigjährige Vergangenheit zurück wie auf eine heitere, blühende, fruchtreiche Landschaft, die ich selbst bepflanzt habe. Wie ist es dagegen meinen Bekannten ergangen, die unter Beten und Kirchgehen aufgewachsen sind? Ich weiß nicht Eine, die sich nicht entweder zur Heuchlerinn ausgebildet, oder auf Abwege gerathen wäre, und keine ist glücklich geworden. Drei haben Prediger geheirathet und von diesen dreien ist eine im Irrenhause gestorben, die zweite hat sich erhängt und die dritte, die frommste von allen, wußte sich aus der Betgesellschaft auf keine bessere Weise zu retten, als indem sie mit dem Küster durchging nach Australien. Ich denke, hier in Amerika ist es besser, als in Australien. Bleiben wir hier und danken wir dem Herrn Pastor für sein frommes Anerbieten.

(Ruf: Abstimmung! Abstimmung!)

Das Anerbieten des Pastors wird einstimmig abgelehnt, worauf er mit dem Editor des „Staatswegweisers" den Saal verläßt.

Fräulein Schwartenbach. Von zwei Feinden oder Uebeln, die sich hier eingedrängt, sind wir glücklich erlöst, aber ein drittes, in mancher Beziehung noch weit unausstehlicheres, ist in unserer Mitte geblieben. Der Feind, den ich meine, ist kein reißendes Thier und kein giftiges Gewürm, er ist kein Tiger, kein Wolf, kein Alligator, keine Schlange; auch ist er kein Spitzbube, kein

Räuber und kein Mörder; auch macht er keine falsche Münzen, zündet keine Häuser an und treibt keine Wuchergeschäfte. Das Alles nicht. Aber er ist und thut weit Schlimmeres. Er ist ein Ungeheuer an Rücksichtlosigkeit, ein Riese an Egoismus, ein Teufel an Grausamkeit. Er weiß alle unsre Sinne zur Empörung zu reizen, jedes Gefühl zu foltern, unser ganzes Wesen zur Verzweiflung zu bringen durch das einfachste, aber scheußlichste Mittel, welches das menschliche Quälergenie jemals erfunden hat. Kurzum, der furchtbare Feind, den ich meine, ist mein leiblicher Bruder — im Uebrigen ein ganz guter und harmloser Mensch —, es ist der Turner Schwartenbach, der trotz allen meinen Warnungen und Beschwörungen dort unten in der Ecke sitzt und — Taback raucht. (Allgemeiner Aufstand. Der Turner Schwartenbach entfernt sich.) Wie groß die Versündigung ist, die dieser Verbrecher sich hat zu Schulden kommen lassen, mag man daran erkennen, daß sie sogar alle schwesterliche Rücksicht zum Schweigen bringt und mich zwingt, ihn offen an den Pranger zu stellen. Aber solche Verbrecher zählen wir zu Hunderten und Tausenden unter unserer teutschen Männerwelt. Auf welche Abwege die menschliche Natur gerathen kann, welche Anlagen zu Naturwidrigkeiten, Vernunftwidrigkeiten und Monstrositäten sie hat, das zeigt sie nach meiner Ansicht durch nichts abschreckender und abscheulicher, als durch dieses wahnsinnige und barbarische Tabackrauchen. Wenn wir aber einmal dieses Laster als eine unabänderliche Nothwendigkeit und Zugabe mit der Männerwelt in den Kauf nehmen müssen, so sollten die Lastermäuler — hier ist das Wort recht am Platz — wenigstens menschlich genug sein, ihm nicht in unsrer Gegenwart zu

fröhnen, sie sollten endlich beginnen, uns, die wir nicht für dieses Höllenvergnügen geschaffen sind, mit ihrem infernalischen Qualm und Gestank zu verschonen. Aber, als bestände der Haupttheil dieses Vergnügens in der Qual, die es Andern verursacht, suchen unsre teutschen Männer sich grade weibliche Gesellschaft aus, um mit den Leistungen ihres Indianer- und Hottentottengeschmacks förmliche Probestücke aufzuführen. Wie viele teutsche Männer gibt es, die Bildung, ästhetischen Sinn und menschliches Gefühl genug besitzen, um ihr stinkendes Qualm-Instrument aus dem Munde zu nehmen, oder in der Tasche zu behalten, wenn Damen in ihre Gesellschaft treten, oder sie in Damengesellschaft gerathen? Ich habe noch keiner teutschen Versammlung beigewohnt, aus der ich nicht durch den Tabaksqualm und Gestank vertrieben worden wäre, und nun verfolgt man uns damit sogar in dieses Asyl, wo die Weiblichkeit hoffen durfte, zeitweilig von der duftenden Rohheit und Barbarei verschont zu bleiben. Doch genug davon. Verzeihen Sie, daß ich Sie so lang mit den Ergüssen meines Unwillens aufgehalten habe. Ich behalte mir vor, später einen Antrag einzubringen, der Gelegenheit zu weiterer Besprechung geben mag.

Hierauf foderte die Präsidentinn das Resolutions-Komite auf, seinen Entwurf mitzutheilen.

Ehe die Resolutionen vorgelesen wurden, erbat sich noch Frau Emma Hügel das Wort.

Wir Frauen, sprach sie, haben so selten Gelegenheit, uns über unsre Wünsche und Beschwerden öffentlich auszusprechen, daß wir die uns hier dargebotene ohne allen Rückhalt benutzen sollten. Wir haben Veranlassung erhalten,

einem Repräsentanten jener geistigen Rohheit, die immer das wegwerfendste Urtheil über unsre Bestrebungen fällt, einem Repräsentanten jener geistlichen Zudringlichkeit, die uns überall die Wohlthaten ihres Einflusses im Himmel will zu Theil werden lassen, und einem Repräsentanten jener rücksichtlosen Ungezogenheit, die unsre Sinne und unsre Geduld durch ihre unästhetischen Liebhabereien auf die Probe zu stellen pflegt, eine kleine Lehre mit auf den Weg zu geben. Den Repräsentanten einer vierten Tugend, der wahrscheinlich durch sein böses Gewissen getrieben wurde, mit den drei Andren den Saal zu verlassen, kann ich nicht scheiden sehen, ohne uns vor seiner Rückkehr durch ein kleines Signalement zu sichern. Ich kenne den Mann und Sie werden erschrecken, wenn ich Ihnen sage, daß er Bildung besitzt, daß er studirt hat, daß er musikalisch, daß er sogar ein Literat ist und Gedichte, Gedichte auf die Frauen macht. Wissen Sie, woran man einen teutschen Mann von Bildung und Literaten, namentlich in Amerika, äußerlich erkennen würde, wenn der eben desertirte als Muster gelten könnte? Vernehmen Sie sein Signalement: er hat sein Gesicht nur halb, vielleicht vor drei Tagen, seine Hände aber seit acht Tagen nicht gewaschen; mit seinem struppigen Haar ist seit langer Zeit kein andrer Kamm in Berührung gekommen, als der fünffingerige, den er mit auf die Welt gebracht; seinen einzigen Rock, dessen ursprüngliche Farbe schwer zu erkennen ist und an welchem mehrere Knöpfe fehlen, hat er zum letzten Mal gebürstet, nachdem er damit vor vielen Wochen in die Straßenrinne gefallen war; ein einseitig hervorlugender Hemdkragen verräth zwar, daß er ein Hemde besitzt, zugleich aber, daß er trotz seinen zärtlichen Gedichten ein

gründlicher Weiber- (nämlich Wasch-Weiber-) Hasser ist; die Mode des Barttragens erspart ihm die Mühe des Rasirens und sichert ihm zugleich ein natürliches Reservoir zur Aufbewahrung von Taback und Speiseresten; sein mehrfarbiger Hut hat nur eine Form so weit der Kopf darin steckt; seine Stiefel mit den schiefgetretenen Absätzen bewahren getreulich die Grundfarbe und damit der hinter ihm gehende Physiognomiker diese Absätze mit ihrem wahren tragi-komischen Ausdruck ausgiebig studiren könne, sind die Hosenbeine über denselben zwei Zoll hoch abgetreten und hangen wie gezackte Gardinen darüber.

Der Mann, dessen äußeres Signalement ich Ihnen hier gebe, hat neulich einen Artikel geschrieben, worin er den Amerikanern im Gegensatz zu den Teutschen Mangel an ästhetischem Sinn vorwirft. Er meint damit, daß diese prosaischen, sich in einem engen Kreise von geistigen Bedürfnissen bewegenden Geschäftsmänner keine ästhetische Studien gemacht und keinen ausgebildeten Geschmack haben, daß sie keine Kunstkritiker sind und künstlerische, namentlich poetische Produktionen nicht zu schätzen wissen. Man wird ihm darin im Allgemeinen nicht Unrecht geben können. Aber während die Amerikaner theoretisch im Gebiet der Aesthetik Barbaren sein mögen, genügen sie deren Anfoderungen wenigstens praktisch in so fern, als sie — die Strolche und Tabackskauer natürlich ausgenommen — Muster der äußern Reinlichkeit und Ordnung sind. Kein Amerikaner wird mit ungewaschenen Händen, geschweige mit ungewaschenem Gesicht in eine Gesellschaft treten; reine Wäsche ist ihm ein Lebensbedürfniß; selbst amerikanische Herumtreiber würden sich schämen, in so verbummeltem, vernachläßigtem, liederlichem und verkommenem Aufzug zu

erscheinen, wie manche unserer teutschen Männer, die Aesthetik studirt haben und in „Kunstgenüssen“ schwelgen. In einzelnen Fällen mag der Mangel an Mitteln solche Vernachläßigung der äußern Erscheinung entschuldigen; aber im Allgemeinen hat sie einen weit beklagenswertheren Ursprung. Sie zeugt von einem inwohnenden Mangel an Reinlichkeitssinn, der zugleich zu weiteren, sehr nachtheiligen Schlüssen berechtigt. Ich stelle die Behauptung auf: wer nicht reinlich ist, dem kannst du nicht vertrauen. Mangel an Reinlichkeitssinn ist zugleich Mangel an Ordnungssinn und dieser hat es nicht bloß mit der äußern, sondern auch mit der innern, der moralischen Ordnung zu thun. „Er ist aber doch ein guter Mensch“, so hörte ich neulich über einen Bummler urtheilen, den ich tadelte. Welchen Werth hat diese s. g. Güte, die in den meisten Fällen bloß Schwäche ist? Von einem Manne verlange ich neben der Güte zugleich Festigkeit und Zuverläßigkeit. Haben wir nicht täglich Gelegenheit zu beobachten, daß diese guten, bis zur Sentimentalität guten Männer zugleich die liederlichsten und brutalsten sein können? Genau so, wie die „ästhetischen“ in der Praxis häufig die schmierigsten und widerwärtigsten sind. Und das Schlimmste ist, sie merken es selbst nicht. Während sie in einem Aufzug erscheinen, daß man sich schämen muß, mit ihnen über die Straße zu gehen, schreiten sie daher mit der unbefangenen Miene eines überlegenen Selbstgefühls, präsentiren sie sich Jedem ohne alles Bedenken, wissen sie den betroffenen Blick, womit die Angeredeten sie mustern, gar nicht zu deuten, legen sie die Eile, womit anständige Menschen sich von ihnen wegwenden, vielleicht als Furcht vor ihrer geistigen Ueberlegenheit aus und haben sie keine Ahnung von

dem Eindruck, den ihre verkommene Erscheinung auf einen nicht verkommenen Menschen macht. Dieser Eindruck steigert sich aber unwillkürlich zu einer Art Verachtung, indem die gänzliche Vernachläßigung des Aeußern auf einen Mangel an Selbstachtung schließen läßt, der keine fremde Achtung rechtfertigt. Ich kann einen Menschen in der ärmlichsten und abgenutztesten Kleidung achten, wenn sein Aeußeres den Stempel der Reinlichkeits- und Ordnungsliebe trägt, nicht aber einen Bummler, dessen äußere Verkommenheit mir einen Schluß auf die innere aufdrängt.

Sicher hängt die Vernachläßigung des Aeußern, die sich so häufig unter teutschen Männern findet und die viel beiträgt, sie im Auge der Amerikaner herabzusetzen, mit ihrem gewohnheitmäßigen Wirthshausleben zusammen. Wer täglich mehrere Mal das Wirthshaus besucht und tabackqualmend hinter dem Bierglas auf Tischen und Stühlen umherlehnt, der muß nicht bloß seine Kleider schneller abnutzen, sondern er verliert auch Zeit, Geduld und Sinn, das derangirte Aeußere immer wieder in präsentablem Zustande erscheinen zu lassen.

Ich könnte nun hiervon Veranlassung nehmen, mich auch über das teutsche Wirthshausleben auszulassen, ein Thema, das uns Frauen so reichlichen Stoff zu Wünschen und Beschwerden liefert. Doch muß ich es hier übergehen, da ich mir nicht zutraue, es erschöpfen zu können, und zugleich der Meinung bin, wir sollen es aufsparen bis zu der Zeit, wo wir das Stimmrecht besitzen und uns die Rechtsvertretung gegen Mucker und Temperenzler Gelegenheit gibt, zugleich ein wirksames Wort für die Reform dieses wüsten und geistlosen Wirthshauslebens einzulegen. Er-

lauben Sie mir nur noch ein Paar Bemerkungen über die Wirkungen des Uebels, das ich mit jenem Wirthshausleben in Zusammenhang gebracht, auf unser eigenes Geschlecht. Sicher haben manche von Ihnen mit mir die Wahrnehmung gemacht, daß viele teutsche Frauen, die drüben an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnt waren, hier in ihrer persönlichen Erscheinung wie in ihrem Hauswesen ein Beispiel des Gegentheils aufstellen. Woher das? In vielen Fällen mag größerer Mangel die Schuld tragen, in den meisten aber werden Sie finden, daß die Männer solcher Frauen hier die Tugenden abgelegt haben, deren sie sich drüben noch befleißigten. Der Einfluß der Männer auf die Frauen ist namentlich unter den Teutschen zu groß, als daß deren Beispiel nicht maßgebend auf dieselben wirken sollte. Einem Mann, der selbst auf Ordnung und Reinlichkeit hält, kann es unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht schwer fallen, auch seine Frau an solche Tugenden zu gewöhnen, selbst wenn dieselbe ursprünglich nicht hinreichend vorhanden waren; aber ein verkommener Mann erzieht auch eine verkommene Frau, namentlich unter Verhältnissen, wo so manche Rücksichten wegfallen, welche da drüben geboten, wenigstens den guten Schein aufrecht zu erhalten. Von der Reinlichkeit der Irländer gibt man uns einen Begriff durch Gemälde von Familien, in welchen die Schweine gleichstehende oder gleichliegende Mitglieder sind. Von solcher Gleichheits-Liebhaberei habe ich nun zwar unter Teutschen noch nicht gehört; aber ich kenne einzelne teutsche Quartiere in großen Städten, ja sogar Wohnungen von Familien, denen es nicht an Mitteln fehlt, aus denen auch ohne die Gesellschaft von Vierfüßlern die Reinlichkeitsliebe in einer Sprache redet, bei welcher Einem,

wenn nicht „Hören und Sehen“, doch wenigstens das Riechen „vergehen“ könnte. Auch kenne ich teutsche „Hotels“, welche eher für die besagten Irländer nebst Familie, als für Menschen eingerichtet zu sein scheinen, die nicht gewöhnt sind, Schmutz als Gewürz zu verschlucken, auf Bettlinnen Geographie zu studiren und sich mit Handtüchern ein Andenken an vergangene Mitmenschen auf das Gesicht zu zeichnen.

Im Allgemeinen haben wir es als eine ausgemachte Sache einzugestehen, daß Reinlichkeit nicht zu den hervorragenden Tugenden der Teutschen dieses Landes gehört. Hoffen wir, daß auch Das sich ändern wird, und ich meinerseits werde diese Aenderung als eingetreten betrachten, wenn ich nicht mehr teutsche Männer in Gesellschaft von Frauen rauchen und mit ungewaschenen Händen, ungekämmten Haaren, schmuzgepantherten Röcken, schiefgetretenen Absätzen und gezackten Hosenbeinen erscheinen sehe. Dabei bemerke ich, daß ich am Wenigsten mit solchen Männern eine Ausnahme mache, welche durch Ungewaschenheit, Ordnungslosigkeit, Liederlichkeit und Verkommenheit Genie's zu werden glauben. Sollten wir an solchen Zeichen das Genie erkennen; so adressiren wir uns lieber gleich an die Irrenhäuser oder an die Quartiere der Grunzer.

Es währte lang, ehe sich die Versammlung von ihrem Erstaunen, man kann sagen, von ihrem Schrecken über die Thatsache erholen konnte, daß der von Frau Hügel beschriebene Zuhörer ein teutscher Aesthetiker war. Ein erdgefärbter Aesthetiker! Ein verkrusteter Literat! Ein anorganisch behäuteter Musiker! Ein schmutzüberzogener Poet! Schrecklicher, dem weiblichen Geist unfaßbarer Gedanke! Am Meisten wunderte man sich darüber, daß

ein so begabter Mann nicht auch „Editor" war. Man erfuhr aber, daß er sich früher, wo er sich noch anständig kleidete und betrug, vergebens bemüht, Redakteur zu werden, jetzt aber, nachdem er sein Examen in der Straßenrinne und an andren Orten bestanden, die besten Aussichten habe, „Editor" zu werden.

Nach einem ungeordneten Austausch von Ausdrücken des Erstaunens und des Bedauerns, des Abscheus und des Mitleids, wurde endlich beantragt, einen Versuch zur Rettung des Unglücklichen zu machen. Einige behaupteten, unter dem Ueberzug seines Gesichts menschliche Züge und einen Ausdruck von Intelligenz bemerkt zu haben. Es sei, meinte man, unverantwortlich, wenn man, so lang nicht die äußersten Mittel versucht worden, einen Menschen, der nicht entschieden unter das Thier herabgesunken, der Gefahr aussetze, teutscher „Editor" in Amerika zu werden. Demgemäß beschloß man, sofort eine Kollekte zu veranstalten, aus dem Ertrag derselben dem Aesthetiker einen vollständigen neuen Anzug nebst einem halben Dutzend Hemden und sechs Pfund Seife anzuschaffen und ihm diese Ausstattung mit folgender Zuschrift zu übersenden:

„Die hier versammelten teutschen Frauen haben mit großem Vergnügen bemerkt, daß Sie ihrer Konvention mit Aufmerksamkeit beigewohnt haben. Trotz Ihrer Verkleidung hat man Sie erkannt. Da dieselbe aber den Gegnern unserer Sache Stoff zu böswilligen Auslegungen geben könnte, ersuchen wir Sie, ihr mit Hülfe des beifolgenden Anzugs vorzubeugen. Sie wollen zugleich in dieser kleinen Aufmerksamkeit einen Beweis der Werthschätzung von Frauen erkennen, welche Ihr Talent wie den Gebrauch achten, den Sie davon im Interesse ihres

Geschlechts gemacht haben, und welche die Ueberzeugung hegen, daß Sie in Ihrer geistigen Thätigkeit wie in Ihrem äußern Auftreten nie auf das Niveau jener „Editoren" herabsteigen werden, welche unsre Bestrebungen und deren Befürworter mit ihrem pöbelhaften Hohn verfolgen."

Nachdem dieser Akt der Menschlichkeit vollbracht war*), kam endlich Julie vom Berg als Vorsitzerinn des betr. Komite's zur Vorlesung folgender

Resolutionen.

1, Die Zurücksetzung und Unterordnung des Weibes, in der rohesten Urzeit hervorgegangen aus der Ueberlegenheit des Mannes an physischer Kraft und Wildheit des Temperaments, erhielt ihre dauernde Sanktion durch die fabelhaften Ausgeburten seiner Unwissenheit und seines Truggeistes, welche auf den Herrscherstuhl der Welt einen „Gott" setzten ohne eine Göttinn, den Mann nach dem „Ebenbilde" dieses „Gottes" und das Weib erst aus einer

*) Wie ich nachträglich erfahre, ist diese humane Handlung, die aus Mangel an Menschenkenntniß hervorging, vergeblich gewesen. Der Literat war schon über die Linie hinaus, wo eine Umkehr noch möglich ist. Er reis'te mit seinem neuen Anzug sofort ab, um eine ihm angebotene „Editor"-Stelle anzunehmen. Als er jedoch anlangte, wollte ihn der Typenbesitzer wegen seines anständigen Aussehens nicht zulassen. Er entschloß sich daher kurzweg, den neuen Anzug nebst der Seife zu verkaufen, und trat dann als „Editor" in der früheren Gestalt die Stelle des Volkslehrers, Aesthetikers, Staatsmanns und Schulmeisters der „Radikalissimi" an.

„Rippe" dieses Mannes entstehen ließen. Der Gottglaube mit seinen Konsequenzen schließt die Gleichachtung des Weibes von vorn herein aus. Eine religiöse Frau ist die Stütze ihrer eigenen Erniedrigung und nur der reine, souveraine Menschengeist ist der Retter ihrer Würde wie ihres Rechts.

2, Das tiefe Vorurtheil, welches sich gewöhnt hat, die Verschiedenheit der Geschlechter zu einer Ungleichheit zu machen, muß bis zum Ursprung der Menschheit verfolgt werden. Die Art der Entstehung der ersten Menschen wie der ersten Thiere ist ein Räthsel; aber diese Art muß für beide Geschlechter eben so wohl gleich gewesen sein wie der Stoff, aus dem sie hervorgegangen, und diese Gleichheit hat sich folgerichtig durch ihre Vereinigung fortgepflanzt bis zum heutigen Tage. Die Thiere kennen keine Ungleichheit der Geschlechter und vereinigen sich gleichberechtigt zu gemeinsamem Lebenszweck. Der Mensch allein, der die Fähigkeit besitzt, von der Natur abzuweichen um denkend zu ihr zurückzukehren, konnte Barbar genug werden, die Gemeinsamkeit durch eine erzwungene Unterordnung des schwächeren Theils zu fälschen und die Vereinigung zu gründen auf einen Unterschied von Rechten.

3, Der Begriff der Gattung Mensch schließt jede Rechtsunterscheidung aus als innern Widerspruch und Widersinn. Die Gleichartigkeit ist Gleichberechtigung. Der Mann wüthet gegen sich selbst durch Unterordnung des Weibes. Wenn er durch Rohheit und Gewohnheit zu der monströsen Verirrung gekommen ist, seine Mutter und seine Frau durch Entrechtung zu Sklavinnen zu stempeln und doch sich selbst und seine Kinder als Freie betrachten

zu wollen, das Weib unter sich zu erniedrigen und es doch als gleichgestellt lieben zu wollen, so ist es endlich an der Zeit, ihn über diesen Widerspruch zur Besinnung zu bringen, dessen Aufhebung allein ihn selbst wie das Weib in die richtige Lebensstellung versetzen kann.

4, Gleichberechtigung duldet keinen Abzug und keine Ausnahme. Sie ist nur denkbar als eine vollständige, eine absolute, mit allseitig gesicherter Selbstbestimmung, sowohl im Staat wie in der Familie, im Lebens- wie im Geschäftsverkehr. Das Weib vom Stimmrecht ausschließen ist einfache Tyrannei; sie in der Familie unterordnen ist Barbarei; sie im Lebensverkehr beschränken wollen ist Willkür; die Früchte ihrer Thätigkeit mit ungleichem Maße messen ist Betrug.

5, Wie in der Familie, so kann auch im Staat, dieser Vereinigung von Familien, eine humane Harmonie der Interessen, der Gesinnungen und Bestrebungen nur hergestellt werden durch gleichberechtigtes Zusammenwirken der beiden Geschlechter. Das einseitige Vorherrschen des einen und die Ausschließung des andren von der öffentlichen Thätigkeit muß nicht bloß von den verderblichen Folgen begleitet sein, welche jede Rechtsverkürzung unabwendbar nach sich zieht, sondern einen mangelhaften, nie zur Befriedigung gelangenden Zustand der Gesellschaft auch dadurch unterhalten, daß sie die edelsten Kräfte von der Mitwirkung für ihre Vervollkommnung und Humanisirung fernhält. Alle Reformen bleiben Stückwerk und Pfuscherei, so lang nicht alle Mitglieder der Gesellschaft gleichberechtigt an ihnen Theil nehmen können.

6, Die Grundlage des humanen Zusammenwirkens der beiden Geschlechter in der Staatsgesellschaft ist ihre persön-

liche Vereinigung durch die Ehe zur Bildung der Familie. Damit aber das eheliche Verhältniß als ein harmonisches seinen Zweck erfülle, muß es aus dem freien Bedürfniß und der freien Wahl hervorgehen, nicht als Pflicht- und Zwangsverhältniß behandelt werden. Es ist ein greller Widersinn, daß die freien Individuen den Staat bilden sollen, damit der Staat ihnen durch die Ehe die individuelle Freiheit raube.

Die Verfügung über sich selbst ist das eingeborene und ausschließliche Recht jedes Individuums. Dieses Recht kann nicht verloren gehen durch freiwillige Vereinigung mit einem andren Individuum. Die Ehe ist ein freies Verhältniß souverainer und gleichberechtigter Individuen, eingegangen zum Zweck eines gemeinsamen Glücks, und ihre Auflösung darf, wie ihre Schließung, von keinem andren Willen, als dem der Vereinigten, bestimmt werden, wenn auch der Begriff der wahren Ehe eine Vereinigung für das ganze Leben bedingt.

Diesem Begriff der Ehe und der Gleichberechtigung der beiden sie bildenden Individuen entsprechend, muß nach Schließung derselben als Basis der gemeinsamen Existenz alles Besitzthum der Vereinigten, das mitgebrachte wie das erworbene, gemeinschaftlich sein, gemeinschaftlich verwaltet und bei nothwendig werdender Trennung zu gleichen Theilen getheilt werden.

7, So lang die Gleichberechtigung nicht in allen Gebieten durchgeführt und nicht beiden Geschlechtern die gleiche Möglichkeit der Ausbildung für den ihnen zusagenden Lebensberuf in allen Fächern gesichert ist, soll den Kindern weiblichen Geschlechts bei Beerbung der Eltern

ein angemessener Mehrantheil zur Sicherung ihrer Existenz zugesprochen werden.

So weit die Resolutionen. Julie vom Berg empfahl dieselben zur Annahme mit folgenden Bemerkungen:

Ich brauche nicht besonders darauf aufmerksam zu machen, daß die Resolutionen sich nicht an die gewöhnliche Form binden und überdieß manche Punkte ignoriren, welche bei ähnlichen Gelegenheiten betont zu werden pflegen. Es ist darüber schon so viel verhandelt worden, daß wir absichtlich vermieden haben, oft wiederholte Thesen und Erörterungen nochmals zu wiederholen. Indem wir die allgemeinen Grundsätze hinlänglich wahrten, kam es uns hauptsächlich darauf an, solche Seiten der Frage hervorzuheben, die anderwärts, namentlich in amerikanischen Konventionen, übergangen oder ganz falsch aufgefaßt zu werden pflegen. Während z. B. die amerikanischen Frauen die Verirrung begehen, ihre Rechte durch religiöse Autoritäten bestätigen lassen zu wollen, gehen wir hauptsächlich darauf aus, darzuthun, daß grade in der Religion, dieser ewigen Feindinn der Natur und der freien Menschlichkeit, eine Hauptwurzel der Tyrannei zu suchen ist, welche von jeher die eine Hälfte der Menschheit zur Dienerinn und Sklavinn der andren herabgewürdigt hat. Nur die Natur und Vernunft kann uns die Stellung anweisen, die uns gebührt; alle Religionen gehen von unserer Degradation aus und führen zu ihr, vor allen aber die christliche, die unnatürlichste und unmenschlichste von allen. Haben die Christen jemals an der Menschenstellung des Mannes gezweifelt? Haben sie ihn je als Thier qualifizirt? Im Mittelalter haben sie die Frage erörtert, ob das Weib ein Mensch sei. Trotz Dem wiesen sie ihm, da

sie es doch nicht entbehren konnten, eine hohe Stellung in ihrer himmlischen Herrscherfamilie an, verwandelten es aber erst in ein Wesen, das nichts Weibliches wie nichts Menschliches mehr an sich hatte, ausgenommen etwa die „sieben Schwerter", die es in der Brust trug. Vielleicht ist das auch eine Illustration zu dem christlichen Gebot: taceat mulier in ecclesia — „es schweige das Weib in der Kirche" —, es soll nicht sprechen, aber es soll weinen. Und es hat wahrlich, mit Schwertern und ohne Schwerter in der Brust, genug geweint und nicht bloß in der christlichen Kirche. Ich höre es weinen in der mahomedanischen Kirche, die es rudelweise zum Werkzeuge des viehischen Mannes macht; ich höre es weinen in der babylonischen, in welcher es sich jedem Fremden hingeben mußte für ein Stück Geld, das die Pfaffen einsteckten; ich höre es weinen in der indischen, die es lebend in die Flamme trieb, um mit der Kohle der verbrannten Sklavinn dem gestorbenen Gebieter die gräßliche Grabschrift zu schreiben. Und diese religiösen Grabschriften, zu Hunderttausenden und Millionen, sind geschrieben worden seit dem religiösen Kriegszug Alexanders, also seit zwei Jahrtausenden, und sie werden noch heute geschrieben! Es ist wunderbar, daß das Christenthum, das später doch auch so viel Geschmack am Rösten von lebendem Menschenfleisch gefunden, jene indische Beglückungsmethode nicht übernommen hat.

So versteht der Geist der Religionen, welche die Männer eingeführt und deren fromme Lust regelmäßig das Menschenopfer, das Opfern der Hülflosen ist, die Rechte des Weibes! Wollte das Weib sich als die Repräsentantinn wahrer Menschlichkeit durch eine einzige Thatsache

legitimiren und die Mitschuld an dem Elende der Welt durch ein einziges Wort von sich weisen, so brauchte es bloß zu sagen: noch niemals hat ein Weib, was es auch sonst, z. B. als Königinn verbrochen haben möge, eine Religion gestiftet!

Wir sind in unsren Resolutionen auf die Natur zurückgegangen, um den Mann an dieser Urquelle zur Erkenntniß des barbarischen, in alle seine Anschauungen, Gewohnheiten und Gesetze verwachsenen Vorurtheils zu bringen, durch welches er sich seit Jahrtausenden hat berechtigen lassen, als Herr und Eigenthümer seines weiblichen Mitmenschen aufzutreten. Erst wenn er sich dieses Vorurtheils ganz bewußt wird, erst wenn er in dieser Zurücksetzung des Weibes die Schändung seiner eigenen Race und Menschennatur erkennen lernt, wird er fähig sein, aufrichtig und vollständig unsre Gleichberechtigung zuzugestehen. Bis dahin wird auch der Rechtlichste und Humanste deren Anerkennung mehr oder weniger als eine Art Gnadenakt, statt als eine Foderung unerbittlicher Logik, als die Erfüllung eines kategorischen Pflichtgebots und als die Sühnung einer tausendjährigen Schuld betrachten. Ist aber die falsche Grundauffassung zerstört, daß die Verschiedenheit des Geschlechts eine Verschiedenheit der Rechtsstellung bedingen und die Selbstbestimmung aufheben könne, so wird Jedem klar werden, daß alle weitere Einwürfe gegen die absolute Gleichberechtigung sich eben so wohl gegen die Männer wie gegen die Weiber kehren lassen.

Ein Paar weitere Punkte sollen die, gewöhnlich mit Stillschweigen übergangenen Konsequenzen der Gleichberechtigung in Verhältnissen andeuten, die bisher nur auf

Benachtheiligung des Weibes berechnet waren und selten in radikalem Sinn aufgefaßt werden. Ich mögte fast die Frage aufstellen, ob die Männer jemals auf den Gedanken gekommen wären, das Verhältniß einzuführen, das sie Ehe nennen, wenn sie ohne dasselbe sicher gewesen wären, daß die Frauen eben so begierig sein würden, ihre „Pflichten" zu beobachten, wie sie selbst stets waren, dieselben aus den Augen zu setzen. Die Frauen sollten an die Kette gelegt werden, während die Männer sich keine anlegen ließen. Das scheint der ursprüngliche Sinn der von den Männern allein geschaffenen „Ehe" zu sein. Die von den Weibern reformirte Ehe schafft alle Ketten ab als überflüssig in der wahren, als verderblich in der falschen Ehe.

Der Antrag, die Resolutionen in Pausch und Bogen anzunehmen, wurde von mehreren Seiten, namentlich durch Marie Zehringer von St. Louis unterstützt, welche also sprach:

Es ist mir unbegreiflich, wie ein weibliches Wesen, das nicht aller Einsicht und Selbstachtung ermangelt, einen Mann lieben und ihn als ihren Lebensgefährten annehmen kann, der ihr nicht jedes Recht zugesteht, worauf er selbst Anspruch macht. Durch eine Rechts-Unterscheidung oder Verweigerung erklärt er sie entweder für unfähig, oder für unwürdig, mit ihm auf gleicher Stufe zu stehen, er entkleidet sie der menschlichen Würde, oder degradirt sie zu einem Menschen zweiter Klasse. Er sagt ihr: ich liebe dich als Person, aber diese Person hat keinen eigenen, sondern nur meinen Willen; du bist ein Engel, aber dieser Engel weiß nicht, was er thut; ich erhebe dich zur Göttinn, aber diese Göttinn hat nicht Verstand genug, die

alltäglichsten Dinge zu beurtheilen; du bist im Stande, mein ganzes Lebensglück zu schaffen, nicht aber zu entscheiden, was recht und schlecht, was richtig und falsch, was verständig und unsinnig ist; ich gehöre dir ganz an, aber ich bin dein Gesetzgeber und Richter; ich räume dir Alles ein, worüber ich zu gebieten habe, aber ich muß dich bevormunden und für dich stimmen, wie der Sklavenhalter für den Sklaven; du bist meine Gebieterinn in Worten, aber meine Dienerinn in der That. Was hätte sie ihm auf alle diese Widersprüche zu antworten? Einfach dieß: du bist entweder ein Heuchler mit deiner Liebe, oder ein Narr mit deiner Ueberhebung und im ersten Fall verachte ich dich, im zweiten lache ich über dich, in keinem aber liebe ich dich. Adieu!

Die Widersprüche, in welche sich die Männer bei Bekämpfung der Gleichberechtigung beider Geschlechter verwickeln, sind eben so handgreiflich wie zahllos. Sie glauben uns eine der größten Schmeicheleien zu sagen, wenn sie bei der bekannten eigenmächtigen Zumessung unserer „Sphäre" uns die hohe Aufgabe stellen, die Erzieherinnen ihrer Kinder zu sein. Wenn wir aber die Forderung stellen, selbst erzogen zu werden, verweisen sie uns wieder auf die besagte „Sphäre". Wir sollen Erzieherinnen werden, ohne selbst Erziehung gehabt zu haben. Wir sollen Kinder zu würdigen Mitgliedern der Gesellschaft, zu tüchtigen Staatsbürgern machen helfen, ohne selbst gelernt zu haben, was die Gesellschaft bedarf und was zum Staatsbürger gehört. Wir sollen ihnen Menschenrechte lehren, ohne sie selbst zu besitzen. Man macht uns zu Sklavinnen und muthet uns zu, freie Menschen zu bilden; man erzieht uns zu Puppen und stellt uns die Aufgabe, Männer

zu erziehen. Kurz, man spricht uns die Fähigkeit ab und entzieht uns die Gelegenheit, eben Das zu lernen und zu üben, was zu lehren unsre höchste Aufgabe sein soll.

Obschon aber die Frauen im Allgemeinen keine Gelegenheit haben, sich für das öffentliche Leben zu befähigen, zeigen sie in allen Fragen, bei deren Beurtheilung es nicht auf besondre Ausbildung ankommt, daß sie auf der rechten Seite stehen. Ich erinnere nur an die Sklavenfrage. Die Sklaverei, für welche sich die Majorität der Männer so lange Jahre begeistert hat, wäre sicher schon seit Jahrzehnten abgeschafft, wenn die Frauen das Recht gehabt hätten, ihre Stimme darüber abzugeben. Daß Frauen im Süden, durch Erziehung verdorben und durch Gewohnheit entmenscht, für die Sklaverei aufgetreten, darf nicht Wunder nehmen; wie viel Frauen im Norden aber nahmen Partei für dieses barbarische Institut, dessen Erhaltung ihre Männer zu einer Lebensfrage machten? Und was speziell die teutschen Frauen betrifft, wo finden Sie unter ihnen jenen ekelhaften Fanatismus für die Sklaverei und jenen bornirten Negerhaß, wodurch sich die Mehrzahl der teutschen Männer dieses Landes als „Demokraten" ausgezeichnet haben und noch auszeichnen? Ich habe noch keine teutsche Frau gefunden, die eine Negerinn ihrer Farbe wegen haßte. Zur Schande unserer Nationalität gibt es Hunderttausende teutscher „Demokraten", aber zur Ehre unseres Geschlechts sehr wenig „Demokratinnen".

Die Probe, was das Weib im Allgemeinen leisten kann, ist noch gar nicht gemacht worden, sondern nur die Probe, wie weit man seine Leistungsfähigkeit beschränken kann. Und dennoch sind die Söhne der Mütter, welche man die-

ser Probe unterworfen, nicht sämmtlich Idioten oder Barbaren geworden! Sollte dadurch in den Männern nicht das Verlangen rege werde, zu versuchen, was erst aus ihnen werde, wenn die Weiber mit ihnen nicht bloß rechtlich gleichgestellt sind, sondern auch mit ihnen gleiche Freiheit und Gelegenheit erhalten, ihre Fähigkeiten zu entwickeln und ihre Thätigkeit zu entfalten? Man weis't mit Genugthuung darauf hin, daß große Männer ausgezeichnete Mütter zu haben pflegen. Die Eigenschaften der Mütter sollen also das Maß für die Eigenschaften der Söhne sein und die mütterliche Einwirkung entscheidet nicht selten ihre ganze Lebensrichtung. Und doch legt man es darauf an, die Zahl der ausgezeichneten Frauen möglichst zu beschränken, indem man die Entwicklung ihrer Anlagen beschränkt! Betrügen also die Männer nicht sich selbst am Meisten indem sie am Besten ihre Interessen zu wahren glauben? Wo die Mütter versklavt und verthiert sind, können die Söhne nicht als Freiheitshelden und Genien zur Welt kommen. Blicken wir nach dem Orient. Ist und bleibt er nicht eine Kulturwüste, ein eintöniges Einerlei des geistlosesten Vegetirens, des trostlosesten Stillstands? Und warum? Weil das Weib überall zur bewußtlosen Sklavinn erniedrigt und unfähig gemacht ist, andre Geschöpfe in die Welt zu setzen, als die nach dem bisherigen Modell geschaffenen. Wann hören Sie, daß unter den Hunderten von Söhnen, welcher sich diese Sultane und Harembesitzer rühmen, ein hervorragender Geist, eine ausgezeichnete Natur sich bemerkbar macht? Und doch sind ihre Mütter die reizendsten, ausgesuchtesten Exemplare ihres Geschlechts und doch stehen ihren Vätern alle Mittel zu Gebot, den Söhnen jede Ge-

legenheit zur Entwicklung ihrer Fähigkeiten zugänglich zu machen. Selbst wenn diese Väter sämmtlich Genie's wären, die Söhne müßten dennoch stumpfsinnig und entartet zur Welt kommen, weil in den Müttern alle höhere Natur und alles geistige Leben durch die hergebrachte Erniedrigung und Versklavung ertödtet ist.

Doch wir brauchen nicht nach dem Orient zu gehen, wo das s. g. Heidenthum herrscht, wir haben belehrende Beispiele in der Nähe, die sich zugleich auf das segenreiche Christenthum berufen können. Innerhalb der großen Republik hat das Christenthum ein Junges erzeugt, das in Bezug auf das Verhältniß des weiblichen Geschlechts dem Türkenthum als Muster dienen könnte. Die Mormonen erklären es für ihre Bestimmung, den Himmel zu bevölkern, und zu dem Zweck sorgen sie für möglichste Vermehrung ihrer Nachkommenschaft. Welcher Art wird diese Bevölkerung für den Himmel sein? Wir können es schließen aus der Verfassung, in welcher sich ihre Mütter befinden. Ich habe einen Bericht vor mir, erstattet von einem frommen Christen, der eben von einer Reise um die Welt zurückgekehrt ist, die verschiedensten Völker besucht, das Weib überall in seiner Erniedrigung beobachtet und über die verderbliche Einwirkung der Religionen, so weit es sich nicht um seine eigene handelt, sehr richtige Betrachtungen angestellt hat. Durch ihn erfahren wir, wie in der Salzseestadt „das widerstrebende Weib zur Prostituirten gemacht wird im Namen Gottes, des Sohnes und des heili-Geistes". Es wird ihm gelehrt, daß, wie in der Bibel, so auch in Utah der Mann ihr „Herr und Meister" ist; es wird ihm durch Beispiele aus der Bibel (Abraham, Jakob, David, Salomon) bewiesen, daß der „Herr und

Meister" eine beliebige Zahl Weiber zur Verfügung haben muß; es wird ihm eingeprägt, daß von seiner Fügsamkeit, die Gott gebiete, sein ewiges „Seelenheil" abhängt, so daß die schönste Jungfrau nicht wagt, den ekelhaftesten Alten zurückzuweisen, weil das ein Verbrechen gegen Gottes Gebot und eine Verscherzung der ewigen Seeligkeit wäre. Und wie ist den Aermsten um's Herz in diesem Verhältniß der heiligen Prostitution? „Es gibt, sagt der Berichterstatter, keine religiöse Lehre, die zu unsinnig wäre für den Glauben der Menschen. Ist es der Unwissenheit, dem Fanatismus, dem Aberglauben möglich, im Namen der Religion die sinnliche Rohheit in eine Tugend zu verwandeln? Fragt ihr, ob diese Frauen vom Salzsee an Vielweiberei glauben? Ich antworte: ja. Sie glauben, daß Brigham der Diener Gottes ist, daß seine Offenbarungen von Gott kommen. Sie sind ernst und aufrichtig in ihrem Glauben. Fragt ihr, ob ihnen die Vielweiberei zusage? Ich antworte: nein. Sie nehmen sie hin als ein religiöses Opfer. Es ist der Wille Gottes. Ihm folgend verherrlichen sie ihn, sichern sie ihre eigene Seeligkeit und zugleich ewiges Glück für ungeborene Seelen, *welche auf eine irdische Wohnung warten*. Ich wage zu behaupten, daß im ganzen Utah nicht eine einzige glückliche Frau existirt, wenn vereinigt mit einem Manne, der mehr als eine hat. Polygamie ist gegen die Natur. Ihr les't den Protest der Natur in dem traurigen und sorgenvollen Gesicht jeder Frau, der ihr begegnet."

Sehen Sie, das sind christliche Zustände, religiöse Zustände, hervorgegangen aus dem Bibelglauben. Die Christen, d. h. diejenigen, die sich für die ächten halten, fluchen über sie, aber welches Recht haben sie dazu? Wer

hat diesen Gläubigen der Bibel das Monopol ihrer Auslegung gegeben? Ist nicht jedes Laster, jede Schandthat, jedes Verbrechen gerechtfertigt, das sich auf die Religion, auf die Bibel, auf Gott beruft? Und da für jedes Laster, jede Schandthat und jedes Verbrechen immer der schwächste Theil das erste Ziel und Opfer ist, so ist es natürlich das Weib, welches die Wohlthaten der Religion zuerst und am Reichlichsten zu kosten bekommt. Das Mormonenthum aber, dieses System der raffinirtesten Heuchelei zur Befriedigung der thierischen Begierde auf Kosten des erniedrigten Weibes, lehrt noch handgreiflicher, als seine Mutter, das „legitime" Christenthum, wie die Religion sogar als Mittel dienen kann, die Verbrechen, die in ihrem Namen begangen werden, Denen, gegen welche sie gerichtet sind, als größte Wohlthat erscheinen zu lassen, so daß sie im Namen „Gottes", des Schutzherrn aller erdenklichen Barbareien und Scheußlichkeiten, nicht bloß um ihr Leben betrogen werden, sondern auch dieses Betrogenwerden als ihren höchsten Lebenszweck betrachten!

Eine Frau, die den Selbstmord als ihren Lebenszweck ansähe, könnte ich eher begreifen, als eine, die Menschenrechte in Anspruch nimt und sich dabei für die Religion begeistert.

Den Resolutionen fehlte es übrigens auch nicht an Opposition. Namentlich nahm Johanna Fuchs von Buffalo Anstoß an der 6ten, sofern dieselbe die Gemeinschaftlichkeit des Eigenthums der Eheleute verlangt. Sie fürchtete, eine solche Einrichtung werde Anleitung zu dem größten Mißbrauch geben und eher beitragen, die falschen Ehen zu vermehren, als wahre zu erhalten. Wird nicht, fragte sie, jedes Mädchen von Vermögen in Gefahr kom-

men, dasselbe von einem Mann verschwendet zu sehen, der ihre Zuneigung zu gewinnen wußte, dem es aber im Grunde nur um ihr Geld zu thun war? Welchen Schutz hat sie, wenn sie nicht mehr berechtigt sein soll, ihr Eigenthum unter ihrem eigenen Namen zu besitzen und zu verwalten? Wird nicht von der andren Seite manches verschmitzte Weib sich in die Gunst eines reichen Mannes einzuschleichen suchen, um als seine Frau einen Scheidungsgrund mit den Haaren herbeizuziehen und mit der Hälfte seines Vermögens davon zu gehen? Es scheint mir, daß, wenn das Vermögen durchaus gemeinschaftlich sein soll, die Scheidung nicht vom bloßen Willen der Vereinigten abhangen dürfe; ist aber die Scheidung frei, so sollte das Vermögen Demjenigen gehören, der es mitgebracht, oder erworben hat. Wie die Welt einmal ist, kann ich von der empfohlenen Einrichtung nichts Gutes erwarten.

Julie vom Berg. Die erhobenen Einwände haben einen Schein von Berechtigung, wenn bloß Rücksicht auf die gegenwärtigen Zustände der Gesellschaft genommen wird. Es ist aber vor Allem zu bedenken, daß wir von der Voraussetzung besserer Zustände ausgehen, die wir selbst wollen schaffen helfen. So wie die Ausübung des Stimmrechts, das wir fodern, und überhaupt die Gleichstellung der Geschlechter, die wir erstreben, erst von einer Zukunft erwartet werden kann, die für solche Reformen empfänglicher ist, als die Gegenwart, so muß auch bei der Vorstellung eines reformirten Eheverhältnisses auf künftige Zustände gerechnet werden, welche die hinderlichen Elemente der Gegenwart wenigstens theilweise beseitigt haben. Wenn wir uns Eheverhältnisse der Zukunft vorstellen, wie wir sie wünschen, so setzen wir z. B. auch

voraus, daß die künftigen Frauen eine geeignetere Erziehung erhalten haben, daß sie besser im Stande sind, ihre eigne Existenz zu sichern, daß ihre ökonomische Abhängigkeit von den Männern theilweise aufhört und daß sie in demselben Verhältniß weniger versucht sind eine Ehe aus Noth und Spekulation, statt aus Liebe einzugehen. Von der andren Seite müssen wir erwarten, daß in dem Verhältniß, in welchem die Frauen an Selbstständigkeit und Einfluß gewinnen, die Männer ihre Sitten ändern und ihre Gesinnungen veredeln, deren Rohheit und Niedrigkeit eben in der bestehenden Hülflosigkeit und Erniedrigung des Weibes ihre Hauptnahrung findet. Vor Allem aber haben wir uns hier auf den Standpunkt des Prinzips zu stellen, das sich nicht aus Rücksicht auf bestehende Zustände modifiziren oder zum Schweigen verurtheilen kann. Was fodert die Gleichberechtigung? Und was fodert der wahre Begriff der Ehe? Das allein sind die Fragen, die wir zu beantworten haben. Kein unverdorbenes Weib auf der Welt wird, wenn sie beim Gedanken an die Schließung einer Ehe alle ihre Wünsche zu Rathe zieht, etwas Andres verlangen, als die Vereinigung mit einem Manne, dem sie und der ihr für das ganze Leben mit Liebe ergeben sein kann. Nun frage sich Jede, wie sie mit dem Gedanken an eine solche Einheit der Gefühle, der Hingebung und der Existenz die Vorsichtsmaßregel vereinigen könne, gegen den geliebten Mann, dem sie vertraut wie sich selbst und dem sie Alles zuwenden mögte, worüber sie verfügen kann, ihre ererbten, oder durch sonstige Gunst des Zufalls erhaltenen Dollar in Sicherheit zu bringen! Wie verträgt sich mit dem Verhältniß zweier Liebenden, die ein gemeinsames Leben führen und

dasselbe in ihren Kindern wieder erstehen sehn, der rechnende Kaufmanns- oder Advokatengeist, welcher Buch führt über *seine* Dollar und *ihre* Dollar? Abscheulicher Mißklang! Abstoßender Widerspruch! Wie, ich soll meine Person, mein ganzes Sein und Leben einem Manne anvertrauen und hingeben, aber ihn von meiner Kasse durch Gesetz und Polizei zurückweisen lassen? Heißt das nicht meine Kasse für werthvoller erklären, als meine Person? Und soll in solcher Sorge für den Dollar der Mann einen Beweis des Vertrauens seiner Frau erblicken? Sagt sie ihm nicht gradezu: ich liebe dich unendlich, aber ich halte dich für einen Spitzbuben, oder Betrüger, der mich um mein Geld bringen will? Wie ein Mann sich erniedrigen kann, ein Weib zu „heirathen", das ihm von vorn herein durch Festlegung ihres Geldes ein gemeines Mißtrauensvotum ertheilt, begreife ich eben so wenig wie daß ein solches Weib einen wirklichen Glauben an ihre Liebe voraussetzen kann. Denn wirkliche Liebe bedingt, daß jeder Theil ein Glück darin findet, dem andren alles Wünschenswerthe zuzuwenden, worüber er Macht hat. Eine finanzielle Scheidewand muß nothwendig auch eine moralische, eine Scheidewand der Gefühle schaffen oder anzeigen und ich kann mir keine Ehe als glücklich denken, in welcher eine Scheidung des Besitzes auf eine besondre Existenz hindeutet oder den einen Theil in unterordnende Abhängigkeit vom andren bringt. Bietet euch ein Millionair seine Hand, ohne euch zugleich seine Million anzubieten, so weis't entweder seine Hand zurück, oder fodert von ihm, daß er euch zu lieb seine Million zum Fenster hinauswerfe. Derjenige, welcher keine Ehe eingehen mag, ohne sein Vermögen vor dem erkorenen

Lebensgefährten zu sichern, handelt am Klügsten und am Würdigsten wenn er sein Leben ohne Gefährten fortsetzt.

Nirgendwo mehr, als in Amerika, ist es Sitte, daß die Frauen, wenn sie eine Ehe eingehen, ihr etwaiges Vermögen für ihre Person sichern. Indem sie dem Manne die eine Hand reichen, zeigen sie mit der andren auf ihre Geldkiste, worauf geschrieben steht: hands off! Sehr romantisch und glückverheißend! Aber der Herr Gemal findet darin so wenig Anstößiges wie die Frau Gemalinn, weil sie eben beide von wirklicher Liebe und Ehe keinen Begriff haben. Nimm, spricht sie oder er, meine Hand, nimm meine Freiheit, nimm meine Person, nimm, sofern ich eins habe, mein Herz, aber, theuerste Seele, laß mir mein Geld! Und so gehen sie denn an das Geschäft, sich zu „lieben". Denken Sie sich Abelard und Heloise mit dem Advokaten oder Notar zwischen sich, der ihre verschiedenen Kassen bewacht. Freilich wohnten Abelard und Heloise auch nicht in Amerika. In diesem Lande der Rechner und Geldmacher, wo die Zahl der Dollar den „Werth" der Person ausdrückt, kann man die Person preisgeben, aber den Werth behalten, wenn man das Geld behält. Wie viel wirkliche Ehen es hier gibt, darüber will ich keine Vermuthung aufstellen; sicher aber sind sie da nicht zu finden, wo Mann und Frau eine separate Kasse führen.

Wenn übrigens als Einwand gegen die vorgeschlagene Resolution mit Rücksicht auf die jetzigen Verhältnisse die Besorgniß geltend gemacht wird, daß durch deren Ausführung das weibliche Geschlecht benachtheiligt werden könne, so bin ich durchaus entgegengesetzter Meinung. Gehen wir davon aus, daß die Frauen der Mehrzahl nach

von den Männern ökonomisch abhängig sind und noch längere Zeit bleiben werden, daß ferner in der Regel die Männer es sind, welche die Mittel der Existenz mitbringen oder schaffen, so folgt, daß bei einer Einrichtung, welche in der Ehe das Eigenthum beider gemeinschaftlich macht und bei etwaiger Scheidung eine Theilung in gleiche Theile festsetzt, im Allgemeinen die Frauen im Vortheil sein müssen. Die Resolution bietet also eine Garantie für den schwächeren Theil. Diese Garantie kann sogar erweitert gedacht werden in so fern, als es in der Regel die Männer sind, welche, frei über Alles verfügend, den Anlaß zur Scheidung geben, folglich die Versuchung und Gelegenheit dazu vermindert wird, wenn die Frauen in Bezug auf die Verwendung und Verwaltung des Vermögens ein Wort mitzureden haben.

Aus allen diesen Gründen wiederhole ich den Antrag, sämmtliche Resolutionen zusammen anzunehmen.

Bei diesen Worten erhob sich ein ziemlich sauber gekleideter Herr mit Schnurrbart, der seinen Namen als Backfuß aus New-York angab, und bat um das Wort. Seine Manieren waren gewandt, aber seine Physiognomie hatte einen sehr ordinairen Ausdruck. Wer ihn näher betrachtete, bemerkte, daß sein rechtes, unbewegliches Auge aus einer Glaskugel bestand.

Wenn es auch Männern gestattet ist, sprach Herr Backfuß, an der Diskussion Theil zu nehmen, so erlaube ich mir, auf einen wichtigen Punkt aufmerksam zu machen, welcher in dieser Versammlung noch nicht zur Sprache gekommen ist. Ich bin der Meinung, daß er der Frauen-Emanzipation ein unüberwindliches Obstakel entgegensetzt. Sie verlangen, meine Damen, eine vollständige Gleich-

stellung oder Equalität mit den Männern in allen Rechten in Staat und Gesellschaft. Sie behaupten, daß dabei der Unterschied des Geschlechts keine Objektion sein dürfe. Nun, ich will Ihnen Alles konzediren, wenn Sie im Stande sind, einen Satz umzuwerfen, der gegolten hat, so lang die Welt steht, und gelten muß für alle Zeit, weil ohne ihn die ganze menschliche Gesellschaft kollapsen muß. Wissen Sie, wie der Satz heißt? Ich will es Ihnen sagen. Er heißt: Gleiche Rechte bedingen gleiche Pflichten! Wenn Sie auf Alles Anspruch machen, was wir Männer besitzen, so müssen Sie auch Alles leisten, was wir Männer leisten. Und was leisten wir Männer? Unsre wichtigste und höchste Leistung ist, daß wir unser Leben für das Vaterland einsetzen, daß wir in Waffen auf das Schlachtfeld ausrücken, daß wir unser Blut vergießen und im Donner der Kanonen unser Land und unsre Institutionen und auch Sie, meine verehrten Damen, gegen den gemeinschaftlichen Feind vertheidigen. Nun frage ich Sie: thun Sie das auch? Können Sie es? Nein und nochmals nein. Unsre höchste Pflicht können Sie nicht erfüllen, folglich können Sie auch auf unsere höchsten Rechte keinen Anspruch machen. Das sage ich, ohne Ihnen zu nah treten zu wollen, denn Sie haben so viel sonstige Rechte und eine so schöne Bestimmung in Ihrer Sphäre —

(Rufe von allen Seiten: „nichts von der Sphäre! Die kennen nur wir selbst.“ Herr Backfuß setzt sich.)

Julie vom Berg. Ich kenne eine Menge Männer, die nicht in den Krieg ziehen, obschon sie können. Ich kenne wieder eine Menge anderer, die es nicht können wegen irgend eines Gebrechens oder sonstigen Hinder-

nisses. Aber ich kenne keinen, der seine Rechte eingebüßt hätte, weil er sich nicht auf dem Exercierplatz zur Mordmaschine hat machen lassen, oder im Donner der Kanonen an einer Massenmörderei Theil genommen. Worauf gründen alle diese Eximirten das Privilegium, das sie vor uns voraus haben? Dagegen kenne ich Tausende von Frauen, die während des Kriegs Tausenden von Männern das Leben gerettet oder ihre Leiden gelindert haben durch Pflege und durch Herbeischaffung alles Dessen, was sie in ihrer Lage bedurften, ohne die weibliche Theilnahme aber niemals gefunden hätten. In dieser Weise haben also auch während des Kriegs die Frauen Pflichten erfüllt, welche denen der Männer sicher dann gleichkommen, wenn mit ihnen zugleich die Leiden und Opfer in Anschlag gebracht werden, welchen sie durch den Verlust ihrer Gatten und Söhne ausgesetzt wurden. So wissen die Männer das Verdienst, das sie sich durch ihre Mördereien erwerben, zugleich in ein Verdienst der Frauen zu verwandeln, das diese sich durch ihre Leiden erwerben. Wäre es nicht eine humane Logik, welche aus diesem Verdienst der Frauen deren Recht herleitete, die Mörderei, auf welche die Männer sich so viel zu gut thun, durch Theilnahme am Staatsleben abschaffen zu helfen? Sehen diese Barbaren es wirklich für ihre Bestimmung an, in der Zukunft eben so viel Blut zu vergießen, wie sie in der Vergangenheit vergossen haben? Ist und bleibt das ihre „Sphäre“? Soll die höchste Auszeichnung der Männer diejenige bleiben, bei deren Erringung ihnen die Bestie der Wüste, der Tiger und die Hyäne, als Muster dienen kann? Durch nichts so sehr, wie durch seine kriegerischen Liebhabereien und Prahlereien, legt der Mann

auch in der Gegenwart an den Tag, wie sehr die Natur des Thiers und des Wilden noch in ihm vorherrscht und wie viel barbarische Beimischung er trotz aller Kultur noch aus seinen Anschauungen auszuscheiden hat, ehe sie wirklich human sind. Die Stärke der Knochen sein Recht, das Blutvergießen sein Ruhm — so war es in der Urzeit, wo er den erschlagenen Gegner auffraß, und so ist es noch jetzt, wo er ihn „anständig" verscharrt. In Europa, der Wiege der allgemeinen Kultur, steht noch heutzutage Der am Höchsten, der die meisten Opfer auf seiner Mörderliste hat, und in Amerika macht die Modell-Republik einen Mann zu ihrem Präsidenten, der in einem Kriegsschiff in das Weiße Haus fahren könnte, wenn sich all das Blut, das er vergossen und größten Theils ohne Noth vergossen, in Washington vereinigen ließe. Hätte er, was man so nennt, das Vaterland gerettet durch einen großen Gedanken, oder einen sonstigen friedlichen Akt des Geistes, man würde ihn wahrscheinlich vernachlässigen oder vergessen; aber daß er von Blut trieft, daß Blut seine Bahn bezeichnet und Blut seinen Sitz umwogt, das ist es, was ihm die rechte Farbe gibt, um dem Geschmack dieser barbarischen Männerwelt zu entsprechen und ihm vor allen unblutigen Kapazitäten den Vorrang zu sichern.

Wenn solchergestalt Mord und Blut noch die Strebens- und Ruhmeslaufbahn der Männer bezeichnen, hätten wir Frauen da nicht das Recht, uns allein als wirkliche Menschen anzusehen? Und doch sollen unsre Ansprüche auf die Menschenrechte gemessen werden nach der Fähigkeit, an den Thaten von Unmenschen Theil zu nehmen? Würde etwa der Herr, der uns so eben über die Pflichten des Staatsbürgers belehrt hat, unsre Ansprüche auf die Rechte

desselben für begründeter halten, wenn wir uns zu Amazonen des Diktators Lopez, oder des Königs von Dahomeh qualifizirten? Ich denke mir, die „Herrn der Schöpfung“ würden, wenn die Frauen gleich ihnen die Mordwaffe führten und auf das Blutvergießen erpicht, also befähigt wären, die vielgerühmten „Pflichten“ der Männer ebenbürtig zu erfüllen, nichts sehnlicher wünschen, als dieselben wieder in waffenlose und unblutige Menschen verwandeln zu können. Sie würden ihnen auf das Bereitwilligste jedes Recht, ja jedes Vorrecht anbieten und aufdrängen, um nur der Gefahr zu entgehen, daß das bisherige Verhältniß sich umkehre und das männliche Recht mit dem weiblichen Schwert gemessen werde.

Agnes Köhler. Um Vergebung, ist der Herr, der uns an die Kriegspflicht erinnert, selbst im Krieg gewesen?

Backfuß. Allerdings, ich habe die ganze Kampagne der Potomak-Armee mitgemacht.

A. Köhler. Waren Sie mit in der Schlacht?

Backfuß. Nicht grade darin. Aber ich war in meiner Stellung.

A. Köhler. Welche Stellung hatten Sie? Waren Sie Soldat oder Offizier?

Backfuß. Keins von beiden. Der Verlust des rechten Auges durch einen Steinwurf machte mich unfähig zum Kriegsdienst.

A. Köhler. Also kein Krieger, kein Kanonendonnerer! Und doch behielten Sie Ihre politischen Rechte? Und doch belehren Sie uns über unsre Unfähigkeit zur Gleichberechtigung, weil wir unfähig zum Kriegsdienst seien? Aber

welche Stellung hatten Sie in der Armee? Vielleicht kennt Sie mein Bruder, der ebenfalls darin diente.

Backfuß. Nun, ich war Sutler.

(Allgemeines Gelächter.)

Margarethe Nievenheim. Die Schwester meiner Waschfrau, deren Mann Unterofficier in der Potomak-Armee war, begleitete denselben furchtlos und treu und machte die ganze Kampagne mit als — Marketenderinn. Ich hoffe, Sie werden wenigstens diese Frau als gleichberechtigte Kolleginn gelten lassen, zumal da sie niemals gefälschte Getränke verkaufte und die mäßigsten Preise stellte.

(Herr Backfuß erhebt sich.)

A. Köhler. Um Vergebung, sind Sie jetzt etwa „Editor"?

Backfuß. Ich habe ein Engagement bei einem Blatt in New-York.

(Entfernt sich.)

A. Köhler. Da wird er aus einem Sutler ein Sudler werden.

Nachdem Herr Backfuß sich zurückgezogen, folgte ihm ein andrer Opponent, ein geschniegelter Herr mit einem Fuchsgesicht, dessen diplomatisch-süffisante Miene das Bewußtsein verrieth, daß er die Damen in große Verlegenheit setzen werde. Er war ein Politiker und Editor aus dem Westen, der sich für einen großen Staatsmann hielt, und hieß Schürze.

Herr Schürze. Meine Damen, ich bin Ihren Verhandlungen mit großem Interesse gefolgt, maße mir aber nicht an, ein Urtheil über die Fragen abzugeben, die hier diskutirt werden. Das Recht der Frauen ist für Sie die Haupt-, ja die ausschließliche Frage und Sie unter-

nehmen ohne Weiteres ihre Lösung. Mir scheint es, daß vor ihr eine andre zu lösen wäre, von welcher ihre ganze Bedeutung abhängt. Die Frauenrechtsfrage gehört, wie so manche andre, in das Gebiet der Theorie. Theoretische Fragen für sich haben in der Politik keine Geltung. Geltung und Bedeutung haben sie erst dann, wenn sie im praktischen Gebiet vertreten werden durch eine Macht, welche stark genug ist sie aufrecht zu erhalten und durchzuführen. Die Politik rechnet mit Mächten und Zahlen. Gesetzt, Ihre Resolutionen würden als theoretische Aufstellungen von aller Welt gebilligt, aber es fände sich außer Ihnen kein Mensch, der sie im praktischen Staatsleben unterstützte oder zum Gesetz zu machen suchte, würden sie dann etwas mehr sein und bleiben als bloße Phrasen? Sie würden als nicht existirend zu betrachten sein. Es ist also klar, das der erste Maßstab, den der praktische Staatsmann an eine Frage zu legen hat, derjenige der Macht und Unterstützung ist, über welche sie zu verfügen hat. Hat sie keine Partei, so kann sie auch keine Beachtung erwarten. Mit ihrer Partei wächst auch ihr Interesse. Welche Partei aber steht hinter Ihren Foderungen? Ich sehe hier eine Anzahl Damen versammelt, welche individuell oder als diskutirende Gesellschaft das höchste Interesse erregen mögen. Aber mit dem Partei-Maßstab gemessen, den die Politik anzulegen hat, wird diese Gesellschaft bedeutungslos sein, selbst wenn ihre Theorien durchaus richtig sein sollten. Wie viel Wähler sind bereit, diese Theorien zu adoptiren und am Stimmkasten zu unterstützen? Das ist die Hauptfrage. Aber selbst dieser geht noch eine andre voraus, nämlich: wie viel Frauen stehen hinter Ihren Theorien und Foderungen? Gesetzt

nun, Sie ständen damit allein? Würde irgend ein praktischer Staatsmann für die aufgestellten Frauenrechte wirken wollen und können, wenn die Mehrzahl der Frauen selbst sie nicht verlangten und sich hierdurch gegen dieselben erklärten? Könnten wir die Mehrzahl der Frauen, namentlich der teutschen Frauen, über die s. g. Emanzipation abstimmen lassen, so bin ich, abgesehen von der theoretischen Richtigkeit oder Unrichtigkeit, überzeugt, daß sich die Mehrzahl dagegen aussprechen oder gar nicht stimmen würde. Wie stellt sich also Ihre Sache? Die Mehrzahl der Männer dagegen und die Mehrzahl der Frauen nicht dafür. Wäre das Gegentheil der Fall, so würde die theoretische Frage wenig Schwierigkeit machen; unter den jetzigen Umständen aber hat die Erörterung derselben weder bestimmten Zweck noch Aussicht auf Erfolg.

Julie vom Berg. Wenn der Vorredner mich von irgend etwas überzeugt hat, so ist es davon, daß er ein „praktischer Staatsmann" ist. Das Prinzip, von ihm Theorie genannt, hat an sich für ihn keine Bedeutung; Bedeutung hat nur die Macht. Wo diese existirt, da gilt auch das Prinzip, für welches sie sich entscheidet. Das Prinzip ist bloß ein Accidens zur Macht und könnte eben so gut auch gar nicht existiren. Ein praktischer Staatsmann hat von vorn herein gar kein Prinzip und entscheidet sich für keins, um sich nicht zu kompromittiren; er wartet vorsichtig zu, bis eins, das zufällig seiner Lebensstellung entspricht, so viel Anhänger, d. h. eine so starke Partei gewonnen hat, daß es seines Sieges gewiß ist. Dann trit der praktische Staatsmann für dasselbe auf, gerirt sich als sein begeisterter Vorkämpfer und hat vom Sieg desselben allen Vortheil, den seine Schlauheit und Dreistigkeit sich

anzueignen versteht, ohne bei dem Kampf das mindeste Risiko gehabt zu haben. Bloß zuwartend, bis Andre eine Frage des Fortschritts reif und stark gemacht haben, und dann sich ihnen anschließend und das große Wort führend, sichert er sich nicht bloß den Ruf eines freisinnigen Mannes, der überall mit an der Spitze steht, wo es gilt die Freiheit und Entwicklung zu fördern, sondern auch den Ruf eines weitsichtigen Politikers, dessen Betheiligung stets mit dem Erfolg verbunden ist. Wer schlau genug operirt, um so lang aus dem Spiel zu bleiben, wie der Ausgang eines Kampfes gegen einen überlegenen Feind zweifelhaft ist, aber sich später bei der vorauszusehenden Niederlage desselben mit Eklat in die Reihen der Angreifer zu stellen, hat den praktischsten Weg eingeschlagen, an dem Verdienst des Siegs Theil zu nehmen ohne das Verdienst des Kampfes. Erinnern wir uns an Das, was wir bei der Entwicklung der Sklavereifrage beobachtet haben. Die Abschaffung der Sklaverei wurde Anfangs nur von „unpraktischen" Abolitionisten betrieben, welche immer nur auf ihrer „Theorie" „herumritten", gehaßt von allen wahren „Patrioten" und verachtet oder verlacht von allen „praktischen Staatsmännern". Trotz dieser Anfeindung ließen die Abolitionisten nicht ab und als sie allein sich nicht Gehör verschaffen konnten, kamen ihnen im natürlichen Verlauf der Dinge die von den praktischen Staatsmännern groß gezogenen Sklavenhalter zu Hülfe, um recht praktisch d. h. handgreiflich diesen praktischen Staatsmännern die Ohren zu öffnen. Was geschah? Unter dem aufregenden Druck dieser Reaktion vermehrten sich die Feinde der Sklaverei millionenweise und sie wuchsen zu einer Partei heran, deren Sieg eben so wohl zu einer Ge-

wißheit wie zu einer Nothwendigkeit geworden war. Was thaten jetzt die „praktischen Staatsmänner„? Fuhren sie fort, über die Abolitionisten zu lachen? Sie, die aus Feigheit und Prinziplosigkeit kurze Zeit vorher die Sklavereifrage noch wie ein unberührbares Heiligthum allem Kampf zu entziehen gesucht, die sich gerühmt hatten, sie seien „keine Abolitionisten, nicht einmal im Stillen", wurden jetzt plötzlich nothgedrungen die Rufer im Streit, sie bemächtigten sich des Abolitionismus, als hätten sie von Kindesbeinen an allein für ihn gearbeitet, und prahlen jetzt als Vorkämpfer der Freiheit, um sich unter einander zu belohnen für ihre Verdienste.

Ich fürchte nicht, eine falsche Prophetinn zu sein, wenn ich vorhersage, daß es mit der Frauenrechtsfrage gehen werde wie mit der Negerrechtsfrage. Unser Sieg ist in unsern Augen gewiß, wie einst der Sieg der Sklavereifeinde in den Augen der Abolitionisten war. Aber wann wird er gefeiert werden? Können wir im Kalender den Tag bezeichnen? Können wir den Zeitpunkt nach Monaten, Wochen, Tagen bestimmen? Bedenken Sie die schreckliche Möglichkeit, noch fünf, zehn, zwanzig Jahre um die Anerkennung und Durchführung unserer Rechte kämpfen zu müssen. Ein Mann des Prinzips, ein Freund des Rechts, ein Kämpfer der Freiheit, ein Vertreter der Wahrheit, ein Förderer der Humanität, dem es Ernst ist mit seiner Sache um der Sache willen, rechnet nicht nach Tagen, Monaten, Jahren. Er hat Geduld, er hat Ausdauer und findet seine Genugthuung im Streben nach einem edlen Ziel und in der endlichen Erreichung desselben. Aber handeln Sie nicht unverständig, ja grausam, wenn Sie auf die Folter einer solchen Wartezeit einen s. g. Po-

litiker oder praktischen Staatsmann spannen wollen? Bedenken Sie doch, daß er kein Prinzip hat; wie soll er denn dafür streben und warten? Bedenken Sie doch, daß er vom Erfolg leben muß; wie soll er sich denn einer Partei anschließen, deren Erfolg selbst in weiter Ferne noch zweifelhaft erscheint? Bedenken Sie doch, daß der Aermste eine „Office" verlangt, daß er Gouverneur, Gesandter, Senator werden will, und er sollte sein Schicksal von der Zukunft einer Gesellschaft abhängig machen, die noch über keine andre „Office" zu verfügen hat, als etwa über eine Präsidenten-, oder Sekretair-Stelle bei einer Frauenkonvention? Nein, vor allen Dingen nicht grausam! Ich kenne aber keine größere Grausamkeit, als die, einem praktischen Staatsmann zuzumuthen, daß er seine „Office" in einer herrschenden Partei und seinen Ruf als Mann des Erfolgs gefährde, indem er für ein Prinzip auftrit, das erst eine Partei zu gewinnen und eine Macht zu schaffen hat. Seien wir billig, urtheilen wir milde und zeigen wir Langmuth. Wir werden einst auch die praktischen Staatsmänner auf unserer Seite haben, nämlich zu einer Zeit, wo wir ihre Hülfe nicht mehr brauchen. Es werden dann nicht bloß alle Versammlungslokale, sondern auch die Hallen des Kapitols von „Weiberrechten" wiedertönen und unter Denen, welche uns zu unserm Siege gratuliren und sich natürlich das größte Verdienst um denselben erworben haben, werden diese „praktischen Staatsmänner" die galantesten und zuvorkommendsten sein. Werden wir uns undankbar bezeigen? Werden wir generös sein? Werden wir die „Officen" bloß unter die „Theoretiker" vertheilen? Ich für meinen Theil stimme für die größte Liberalität und auch Herr Schürze soll nicht vergessen werden, wenn

er mir eine Frage bestimmt und unzweideutig beantwortet. Diese Frage ist nicht etwa folgende: Wenn sämmtliche Menschen „praktische Staatsmänner" wären, die sich nur dann erst für ein Recht interessirten, wenn es schon eine siegesgewisse Macht hinter sich hätte, würde dann jemals ein noch nicht anerkanntes Recht zur Sprache kommen können und ein Fortschritt möglich sein? Auch nicht die folgende: Sind die radikalen Reformfreunde, welche zuerst für allgemeine Rechte und bessere Einrichtungen agitiren im Vertrauen darauf, daß, was im Prinzip richtig ist, auch in der Praxis durchdringen werde und müsse, nicht praktischere und weitsichtigere Staatsmänner, als jene berechnenden Geschäfts- oder Staats-„Politiker" des Augenblicks, welche den Fortschritt bloß ausbeuten, wenn er ohne ihr Zuthun schon im Gange ist? Auch nicht die folgende: War vor einigen Jahren die Mehrzahl der Sklaven für die Abschaffung der Sklaverei? War diese Abschaffung unzeitgemäß oder unrecht, weil nicht die Sklaven selbst sie foderten, sondern die Freien? Und ist nicht die Unterdrückung überall eben so verderblich für Diejenigen, die sie ausüben, wie für Diejenigen, die darunter leiden? Ist nicht die Anerkennung und Sicherung des Rechts selbst da eine Wohlthat und eine Pflicht, wo Niemand es ausdrücklich in Anspruch nimt? Die Antwort auf alle diese und andre Fragen will ich dem praktischen Staatsmann erlassen. Ich mögte bloß eine persönliche an ihn richten.

Schürze. Und die wäre?

Julie vom Berg. Sind Sie im Prinzip, oder, wie Sie sagen, in der Theorie, für die absolute Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts? Ja, oder nein?

Schürze. Ich halte das ganze weibliche Geschlecht für absolut gleichberechtigt.

Julie vom Berg. Ich verstehe. Sie meinen, die eine Frau sei so viel d. h. so wenig berechtigt wie die andre. Ich stimme jetzt dafür, daß Herr Schürze keine „Office" erhält.

Herr Schürze entfernt sich unter allgemeinem Gelächter.

Nicht entmuthigt durch sein Fiasko trit ein andrer Opponent auf. Es ist ein Mann mit wenig Stirne, aber viel Bart und mächtiger Stimme. Er gibt seinen Namen als Gerstäcker an. Mehrfache Frage aus der Versammlung: „Sind Sie der Reisende und Schriftsteller Gerstäcker"?

Gerstäcker. Ich bin sein Namensvetter und ebenfalls Reisender, aber in Weinen. Doch das macht keinen Unterschied, denn ich wollte nur etwas sagen, was mein Namensvetter gesagt hat. Er hat es gesagt in der „Gartenlaube", welche Sie vielleicht kennen und welche das berühmteste und geistreichste Blatt unseres deutschen Vaterlandes ist. Mein Namensvetter ist der Meinung, daß die Emanzipation der Frauen gegen ihr eigenes Interesse sei. Denn, sagt er, so lang sie nicht emanzipirt sind, also dem Manne nicht gleichstehen, nimt dieser sie in seinen Schutz, er sieht in ihnen den schwächeren Theil, dessen er sich annehmen und auf den er zarte Rücksichten nehmen muß. Wenn sie ihm aber gleichstehen, so behandelt er sie auch als seines Gleichen und alle Schonung, Theilnahme und Rücksicht, die man dem schwächeren Theil schuldig ist, fällt weg. Mein Namensvetter beweis't Das

durch ein sprechendes Beispiel. Er erzählt, es sei auf einer amerikanischen Pferdeeisenbahn eine junge Dame in den Wagen gestiegen, habe aber alle Plätze besetzt gefunden. Ein Herr sprang auf, um ihr den seinigen anzubieten, richtete aber die Frage an sie, ob sie für die Frauenemanzipation sei, und als sie die Frage bejate, nahm er seinen Platz wieder ein mit den Worten: „wenn Sie den Männern gleichstehen wollen, darf ich Sie auch wie einen Mann behandeln.“ Sehen Sie, Das hätten Sie zu erwarten, wenn Ihre Resolutionen Gesetz würden.

Julie vom Berg. Der Namensvetter des Herrn Gerstäcker eröffnet uns wenigstens bessere Aussichten, als der jungen Dame in dem Eisenbahnwagen. Wir dürfen doch erwarten, von galanten Herrn noch so lang einen Platz eingeräumt zu erhalten, bis unsre Resolutionen Gesetz sind, also unsre Gleichstellung Thatsache ist, während jene Aermste schon zum Stehen verurtheilt wurde weil sie die Gleichstellung bloß wünschte, sie bloß „theoretisch“ erwartete, wie der praktische Staatsmann sich ausdrückte. Aber ich denke, wir halten an unsern Rechten fest, selbst auf das Risiko hin, auch schon jetzt auf alle männliche Galanterie verzichten zu müssen. Später, wenn wir an der Gesetzgebung Theil nehmen, werden wir schon dafür sorgen, daß die Eisenbahngesellschaften Niemanden mehr stehen lassen, sondern, wie sie schuldig sind, jedem Passagier für sein Geld einen Sitzplatz verschaffen. Wir werden in diesen wie in andren Dingen die Reformen einführen, welche die praktischen Staatsmänner wie die galanten Herrn vergessen oder unterlassen haben. Für den Augenblick lassen Sie uns einmal die Galanterie und die zarten Rücksichten in's Auge fassen, deren Geheimniß uns

Herr Gerstäcker so naiv enthüllt hat. Er macht die Beobachtung der Rücksichten gegen den schwächeren Theil abhängig von dessen Rechtlosigkeit. Er bietet uns Galanterie als Lohn für die Verzichtleistung auf Rechte. Als Sklavinnen haben wir Aussichten, im Eisenbahnwagen sitzen zu dürfen; als Freie müssen wir stehen. So lang ich nicht stimmen darf, sind meine Beine zu schwach zum Stehen; sobald ich das Stimmrecht habe, werden sie plötzlich stark. An Rechten hinter dem Mann zurückstehen, ist ein Dienst, der belohnt werden muß durch Rücksichten; ihm rechtlich gleichstehen, ist eine Beleidigung, für die er sich rächen muß durch Rücksichtlosigkeit. Sehen Sie, das ist die richtige Interpretation der Gerstäckerschen Galanterie. Er hätte sie auch so ausdrücken können: so lang ihr Weiber euch begnügt, unsre rechtlosen Dienerinnen zu sein, sind wir galante Komplimentenmacher; sobald ihr Rechte verlangt und erlangt, werden wir brutale Flegel. Herr Gerstäcker, ich meine den Namensvetter des Weinreisenden, hat, wie ich aus seinen Reiseberichten ersehe, viel mit wilden Menschen und Thieren zu schaffen gehabt. Auch hat er, was die gleiche Wirkung ausübt, viel an „Höfen“ verkehrt. Sollte er von ihnen seine Galanterie gelernt haben? Ich würde ihn ruhig in deren Gesellschaft lassen, wenn ich ihn nicht als Repräsentanten einer großen Zahl auch solcher Männer ansehen könnte, die sich nicht unter Wilden und Höflingen, sondern in zivilisirten Kreisen bewegt haben. Mögen diese Herrn sich gesagt sein lassen, daß wir ihre ganze Galanterie, auf die sie sich so viel zu gut thun, herzlich verachten und verwünschen. Sie ist nichts, als eine Maske der Gemeinheit und Brutalität. Wäre sie eine uneigennützige Tugend, ein Ausfluß der

Humanität, wie würde sie dann der barbarischen Anmaßung fähig sein, als Preis für ihre Bethätigung eine Verzichtleistung auf Menschenrechte zu fodern? Und wie käme sie zu den Unterscheidungen, die wir sie nach Umständen und äußeren Eindrücken täglich machen sehen? Seht doch, wie galant diese Menschenfreunde sind, wenn ein hübsches Gesicht sie anblickt, und wie unempfindlich, wenn eine häßliche Unglückliche an ihr Mitleid appellirt! Vor der koquetten Salondame fahren sie von ihrem Sitz in die Höhe; die kranke Negerinn lassen sie stehen bis sie zusammenfällt. Wenn ihr erst human seid, wird Niemand mehr eure Galanterie verlangen oder vermissen. Und dann wird auch ein anderes Loos jener zahlreichen Klasse von Unglücklichen warten, die eure besorgte Galanterie dem Elend und der Schande überliefert, obschon sie keine Rechte haben. Hier kommen wir an die wahre Probe eurer Galanterie. Jene Unglücklichen beleidigen eure männliche Superiorität nicht durch die Foderung einer rechtlichen Gleichstellung — wo ist eure zarte Rücksicht für den schwächeren Theil? Hier handelt es sich nicht um einen bloßen Platz im Eisenbahnwagen, hier handelt es sich um Rettung von Tausenden aus Versunkenheit und Verzweiflung. Wo bleibt ihr galanten Herrn, auf deren Schutz und Schirm, Rücksichten und Hülfeleistung die Rechtlosigkeit den ersten Anspruch hat? Würden jene Unglücklichen sein, was sie sind, ohne eure Galanterie? Und würdet ihr sie zu Dem, was sie sind, haben machen können ohne ihre Rechtlosigkeit? Sie werden, wenn sie unter eurer Erziehung noch einer Aufraffung des sittlichen Bewußtseins fähig geblieben sind, euch anschreien: Geht zur Hölle mit eurer Galanterie, aber gebt uns unsre Menschen-

rechte, damit wir uns vor den Gefahren des Elends schützen können und aufhören hülflose Opfer eurer Lüste zu sein!

Durch die Erwiderung von Julie vom Berg war der Weinreisende Gerstäcker in große Aufregung gerathen. Er erhob sich, konnte aber längere Zeit keine Worte für seine Entrüstung finden. Endlich rief er mit Stentorstimme:

„Ich hoffe nicht, daß die Vorrednerinn persönliche Anspielungen hat machen wollen. Uebrigens werde ich die Sache sofort meinem Namensvetter melden, damit er sie in die „Gartenlaube" bringt."

Sodann stürmte er aus dem Saal, bei welcher Gelegenheit er zwei Stühle umriß. Auf einem derselben saß der Doktor, Spiritualist und Editor Blüthe von New-York in jenem Zustande tiefsten Nachdenkens, den die Philosophie mit dem Worte „Trance" bezeichnet. Durch den gewaltsamen Stoß und Fall aufgeweckt, sprang er beherzt auf die Beine und setzte sich sofort in Redner-Positur.

Dr. Blüthe. „Die Bewegung für die politische Gleichstellung der Frauen gewinnt auch unter den deutschen Frauen Nordamerika's mehr und mehr Boden."

Eine Stimme. Hoffentlich mehr, als bis jetzt unter den deutschen Männern.

Dr. Blüthe. Aber „an sich" —

Zwei Stimmen. Was an sich?

Dr. Blüthe. Ich meine die Bewegung, nein, das Denken, ich wollte sagen — nun, was wollte ich denn?

Drei Stimmen. Sie wollten etwas an sich.

Dr. Blüthe. Richtig, an sich. Ich meinte nämlich, daß „die strebenden Geister der deutschen Adoptivbevölkerung“ „die durchdachteste und systematischste prinzipielle Opposition“ gegen die Bewegung erheben könnten.

Agnes Köhler. Die strebenden? Wonach streben? Nach „Officen“? Und diese „strebenden Geister“, denen eben das Durchdenken ein Greuel ist wie die Prinzipien, sollten eine durchdachte und prinzipielle Opposition erheben? Grade die Denkenden und Prinzipiellen haben bis jetzt allein auf Seiten unserer Bewegung gekämpft, sie haben sie zuerst mit auf die Beine gebracht. Ich erinnere Sie u. A. an eine, schon 1849 geschriebene und in New-York gedruckte Flugschrift des leider zu früh verstorbenen K. Heinzen: „Ueber die Rechte und die Stellung der Weiber.“ In dieser Schrift finden Sie die Frauenfrage allseitig und im Zusammenhang mit der ganzen Entwicklung und Umwandlung der Gesellschaft behandelt, so daß der Verfasser am Schluß mit Recht ausrufen kann: „Das weibliche Geschlecht muß in die Reihen der Revolution treten, denn es handelt sich um die Revolution der Menschheit“.

Dr. Blüthe. Die Schrift ist unter aller Kritik, wie auch seine Lustspiele, in denen er die deutschen Editoren herabsetzt.

A. Köhler. Haben Sie dieselbe gelesen?

Dr. Blüthe. Das nicht, aber an sich ist sie schon verurtheilt.

A. Köhler. Sie scheinen mir an sich ein eben so logischer Denker wie gerechter Kritiker zu sein.

Dr. Blüthe. Das habe ich mir schon selbst gesagt und ich freue mich, es auch von Andern anerkannt zu sehen. Deshalb hören Sie weiter. Die amerikanische „Frauen-Stimmrechts-Agitation erweckt die begründete Befürchtung, daß sie zu einer Wiederbelebung der todtgeglaubten Nativistenpartei, zu einer neuen Auflage des für völlig überwunden gehaltenen Knownothingthums führen werde."

„Die Hauptwortführerinnen zeigen eine bittere und feindselige Stimmung gegen das adoptirte Element, namentlich deutscher Zunge, vielleicht weil sie ahnen oder wissen, daß ihrer Agitation von dieser Seite nicht nur die wenigste Unterstützung zufließen, sondern zum Theil sogar die durchdachteste und systematischste prinzipielle Opposition begegnen wird".

Frau Stiegler. Aber würde man ihnen darin nicht Recht geben müssen? Wenn diese „deutschen Zungen" nichts Andres können, als Bier schlucken, sich in Tabacksrauch beizen und den Partei-Leithämmeln nachblöcken; wenn sie so roh sind, daß sie kein Wort der Sympathie für das Recht der schwächeren Hälfte der Menschheit zu reden haben; wenn sie nur mit dem Pöbel Hepp Hepp schreien können und solche Pöbelei noch dazu für „durchdachteste Opposition" ausgeben, dann nehme ich den amerikanischen Frauen nicht bloß nicht übel, daß sie gegen solch wertbvolles „Element" bitter werden, sondern dann könnte ich selbst nativistisch werden und zum Mindesten dafür stimmen, daß solchen „Denkern" durch Entziehung des Stimmrechts die Macht genommen werde, es den Frauen länger vorzuenthalten.

Dr. Blüthe. Richtig. Sie erkennen also ebenfalls

an, daß diese Amerikanerinnen gegen die deutschen Zungen sind. „Es gehört keine besondre Divinationsgabe dazu, um von Hause aus bei den eingeborenen Amerikanerinnen keine absonderliche Sympathie mit den rauchenden, biertrinkenden, nicht in die Kirche gehenden, Sonntags musizirenden und tanzenden „Dutchmen" vorauszusetzen."

Frau Stiegler. Ich kenne deutsche Frauen genug, die mit den „Rauchenden und Biertrinkenden" ebenfalls keine absonderliche Sympathie empfinden. Wenn nun aber die „deutschen Zungen" wegen der übrigen Anstößigkeiten von den stimmberechtigten Amerikanerinnen etwas besorgen, so scheint es mir verständiger und logischer zu sein, daß sie an die Hülfe ihrer stimmberechtigten Landsmänninnen appelliren, als daß sie diese nebst den Amerikanerinnen durch ihre „durchdachteste Opposition" beleidigen und abstoßen.

Dr. Blüthe. „An sich" — „im weiteren Sinne" — „durchdachteste" — — (er sinkt langsam auf seinen Stuhl zurück, schließt die Augen und ist wieder im „Trance".)

A. Köhler. Wenn er nicht so viel Bart hätte, würde ich glauben, er sei eine verkleidete Frau, die sich hier eingefunden, um die Männer lächerlich zu machen. Er scheint ein „Medium" zu sein. Versteht Niemand Spiritualistisch? Wir wollen ihn befragen.

Karoline Wachenberg. Ich kenne ihn, ich habe ihn öfter in New-York gesehen. Er ist ein ausgezeichneter „Editor" und sieht nebenbei Geister, obschon Niemand den seinigen sieht. Ich will ihn examiniren. Im „Trance" denkt er sich in eine andre Person hinein und dann hören

wir vielleicht etwas Wahres. Denn ein Editor sagt die Wahrheit höchstens dann, wenn er nicht weiß was er sagt.

Womit denkt der Mensch?

Dr. Blüthe. Mit dem Magen.

K. Wachenberg. An sich oder für sich?

Dr. Blüthe. An sich und für sich.

K. Wachenberg. Wer gibt dem Magen zu denken?

Dr. Blüthe. Wer ihn füllt.

K. Wachenberg. Wer füllt den Ihrigen?

Dr. Blüthe. Der Typenbesitzer.

K. Wachenberg. Und wer füllt dessen Magen?

Dr. Blüthe. „Die Partei" und der Publicus.

K. Wachenberg. Folglich müssen Sie denken und sprechen wie die Partei und der Publicus will. Wenn Sie nun aber anders dächten und sprächen?

Dr. Blüthe. Das ist nicht möglich, denn mein Magen weiß, was er zu erwarten hätte, „wenn er sich dieses kleinen Versehens zu Schulden brächte".

K. Wachenberg. „Im weiteren Sinne"?

Dr. Blüthe. Im weitesten.

K. Wachenberg. Und wie nennen Sie diese Magenpolitik oder Philosophie?

Dr. Blüthe. „Durchdachteste und systematischste prinzipielle Opposition", oder „deutsches Denken der strebenden Geister der deutschen Adoptivbevölkerung".

K. Wachenberg. Aber haben Sie früher nicht gesagt, „man dürfe nicht Reformen, deren prinzipielle Berechtigung man nicht bestreiten könne, aus s. g. Zweckmäßigkeitsrücksichten der Zeit überlassen?"

Dr. Blüthe. Das galt an sich und so weit der Brodherr damit einverstanden war, aber nicht in Dingen, welche gegen die Zweckmäßigkeitsrücksichten des Magens verstoßen.

K. Wachenberg. Wenn Sie also einmal etwas Richtiges sagen, so ist das bloß als Redensart anzusehen?

Dr. Blüthe. Es ist ja Alles Redensart in der Welt. Von der Wahrheit läßt sich nicht leben und doch wird auch die Lüge wieder schlecht bezahlt, wenn sie nicht mitunter wie Wahrheit aussieht. Die Welt ist so verlogen, namentlich die journalistische Welt, daß selbst die Lüge nicht mehr ächt zu verkaufen ist, sie muß in gewissem Grade mit Wahrheit gefälscht werden.

K. Wachenberg. Sind Sie nicht von der Gleichberechtigung der Frauen, die Sie in Ihrem Blatt bekämpfen, eben so fest überzeugt wie von der Gleichberechtigung der Neger, die Sie befürworten?

Dr. Blüthe. Vollkommen. Aber diese will meine Partei, mein Publicus und mein Brodherr, jene nicht, und mein Magen —

Eine Stimme. Mir wird übel.

Mehrere Stimmen. Man sollte einen Ekel an der ganzen „deutschen Zunge" bekommen.

Frau Kalitsch. So tief konnten diese Herrn der Schöpfung sinken und doch wollen sie uns als Retterinnen zurückweisen?

Die ganze Versammlung. Entfernt den Unglücklichen! Wir halten seine Gegenwart nicht aus.

(Der Thürsteher weckt ihn durch den Ruf: „Die Heinzenschen Lustspiele!", worauf der Dr. Blüthe entsetzt auffährt und davonrennt.)

Julie vom Berg. Welche Früchte sollen wir von solchen „Blüthen" erwarten! Und solche Tröpfe, solche Jämmerlinge, solche Karrikaturen des Männerthums setzen sich auf's hohe Pferd, spielen die geistig Vornehmen und versuchen ihre Knirpsgestalt noch mit einem Nimbus von dunklen Möglichkeiten und tiefen Geheimnissen zu umkleiden, indem sie bedeutungsvoll auf „die Ziele der strebenden Geister" hindeuten, an deren Spitze sie stehen! Wahrhaftig, wenn ich sehe, daß solche Genies, solche absolute Nichtse an Geist und Charakter die Wortführer unserer Gegner sind, so schäme ich mich für mein eigenes Geschlecht, weil ihm die Erringung seiner Rechte noch so viel Anstrengung kostet. Diejenigen unter ihnen, welche sich für die größten „Staatsmänner" halten, wissen gegen unsre Gleichberechtigung keinen triftigeren Grund aufzubringen, als daß nur erst einzelne von uns sie verlangen. Wenn nur einzelne sie verlangen und Gebrauch davon machen, ist ja auch keine Gefahr für die „Staatsmänner" vorhanden. Sie gestehen also, daß sie aus Angst vor diesen Einzelnen die Hälfte der Menschheit, ihre Frauen und Mütter eingeschlossen, zur Rechtlosigkeit verurtheilen. Ein glänzendes Zeugniß für ihren Verstand wie für ihren Muth. Ihr Männer, es ist Zeit, daß ihr euch gegen die Verdächtigungen und Blamagen schützt, denen eure Wortführer euch aussetzen, sonst werdet ihr en masse in den Ruf der Hirnlosigkeit wie der Feigheit kommen!

Kaum war der Dr. Blüthe verabschiedet, so trat ein andrer Redner aus dem Hintergrunde hervor. Wer er

war und wie er hieß, konnte nicht ermittelt werden, obschon Jeder glaubte ihn oder einen Aehnlichen schon gesehen zu haben; man wußte nur, daß er aus New-York kam. Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren, aber mit kahlem Kopf und ausgemergeltem Gesicht, das trotz den halb erloschenen Augen einen Ausdruck von großer Dreistigkeit oder Frechheit hatte. Wenn er kein Editor war, konnte er wenigstens einer sein. Um ihm doch einen Namen und zwar einen Allerweltsnamen zu geben, will ich ihn Herr Sittlich nennen.

Herr Sittlich. Eine Ihrer Resolutionen fodert die freie, ungebundene Schließung und Trennung der Ehe. Ist dieß nicht, was man mit einem andren Ausdruck die „freie Liebe" nennt? Ich muß mich wundern, von deutschen Frauen eine Foderung stellen zu sehen, die selbst unter den Amerikanerinnen Abscheu erregt hat. Wohin würde es führen, wenn es in das Belieben jeder Frau gestellt würde, ihrem Manne zu entlaufen, sobald er durch irgend etwas ihre Laune und Empfindlichkeit verletzte, oder ein Andrer ihr besser gefiele? Was würde aus der weiblichen Würde und Tugend werden, wenn unsre Damen sich jeden Tag einem Andren in die Arme werfen könnten? Ja, wo bliebe überhaupt die Ehe und jene vielbesungene Himmelstochter, die Liebe, wenn Alles in beständigem Wechsel nur nach sinnlichen Genüssen jagte? Bedenken Sie die sittliche Anarchie, welche die unausbleibliche Folge Ihrer neuen Einrichtung sein würde. Ich muß gestehen, daß ich mich davor entsetze, und kann mir nicht denken, daß der sittliche Sinn unserer deutschen Frauen sich von Männern könnte beschämen lassen.

Julie vom Berg. Die Einwürfe des Herrn, der

so eindringlich zu unserm Gewissen redet und so besorgt sich unserer Würde annimt, sind mir sehr willkommen. Sie geben mir Gelegenheit, mich offen über ein Thema auszusprechen, das auch in diesem Lande noch mit der unwürdigsten Prüderie und unsinnigsten Zurückhaltung behandelt zu werden pflegt. Ich kenne den Herrn nicht, dem ich zu antworten habe. Möge er, was ich sage, nicht auf sich beziehen — es gilt der Männerwelt im Allgemeinen.

Ich beginne mit der Erklärung, daß ich die „freie Liebe" vollständig und entschieden vertrete. Aber der Ausdruck ist unrichtig und es sollte heißen: „*Freiheit in der Liebe*". Gibt es etwa eine andre Liebe, als die freie? Läßt sich die Liebe gebieten, oder erzwingen? Dergleichen scheint unsern bisherigen Liebesphilosophen vorzuschweben, welche ihre Philosophie in Konstantinopel oder Utah gelernt zu haben scheinen und eine Sklavinn als Geliebte gelten lassen. Unter allen Töchtern der Freiheit gibt es keine, die ihrer Natur nach mehr die Eigenschaften ihrer Mutter erfodert, als die Liebe. Liebe und freie Liebe ist also gleichbedeutend. Es sollte von freier Liebe so wenig die Rede sein, wie von nassem Wasser, oder heißem Feuer. Eine unfreie Liebe dagegen könnte ich in so fern gelten lassen, als das Gefühl, das Bedürfniß, die Leidenschaft, welche zwei Wesen verbindet, sie vollständig fesselt, ihren freien Willen aufhebt, sie unwiderstehlich von allem Andren abzieht. Aber grade weil die wirkliche Liebe diese Wirkung hat, diese Macht ausübt, diese Unentbehrlichkeit schafft, soll sie eben so wenig durch äußeren Zwang in ihrer Wahl gehindert werden, wie sie einer äußeren Fessel bedarf um fortzuexistiren. Mann und

Weib, die sich nicht lieben, sollen nicht vereinigt, oder, wo sie schon vereinigt sind, wieder getrennt werden; Mann und Weib, die sich lieben, sollen nicht an der Vereinigung gehindert und brauchen nicht durch Zwang beisammen gehalten zu werden. Das ist einfach, was ich unter Freiheit in der Liebe verstehe und was allein im Stande ist, zu sichern, was jetzt so selten geworden: eine wirkliche Ehe und ein glückliches Familienleben. Wer nicht mit mir einverstanden ist, der habe den Muth, das Gegentheil aufzustellen und zu erklären: die sich nicht lieben, sollen durch Zwang zusammengefügt und beisammen gehalten, die sich lieben, sollen durch Zwang getrennt und einander fern gehalten werden — Beides im Interesse der Sittlichkeit und des Menschenglücks!

Obgleich kein Mensch mit gesundem Verstande ein solches Gebot aufzustellen wagen wird, scheint dasselbe doch in der Praxis fast überall als Richtschnur zu gelten. Fielen nur auf vierundzwanzig Stunden alle Rücksichten zu Boden, deren Sklaven die meisten Menschen heute sind, es würden am andren Tage von s. g. Ehen nicht zehn mehr fortbestehn. Die Folgen des existirenden Zwangs- und Prostitutionsverhältnisses für die Eheleute, für ihre Nachkommenschaft, für die ganze Gesellschaft sind wahrhaft furchtbar. Aber diese nämliche Gesellschaft, namentlich der männliche Theil derselben, wird nicht müde, ihr Anathema über die Freiheit in der Liebe auszusprechen. „Freie Liebe" ist ein Schreckwort, aber freie Prostitution ist eine gesellschaftliche Einrichtung geworden, welche in wie außer der Ehe sogar durch gesetzliche. Lizenz gutgeheißen wird. Soll ich Ihnen sagen, weshalb die Männer die Liebes-Freiheit verdammen? Weil sie der Tod der Pro-

stitutionsfreiheit sein würde! Unsre männlichen Lehrmeister, die so weise über unsre Natur zu reden wissen, zeigen durch nichts so sehr ihre Unfähigkeit, dieselbe zu beurtheilen, wie durch ihre Besorgniß, daß uns die Freiheit dahin führen werde, wohin sie die Männer geführt hat. Geben Sie dem Weibe Freiheit und es wird lieben nach seinem Geschmack und Herzensbedürfniß; geben Sie dem Manne Freiheit — und er hat sie ja schon --, nicht aber dem Weibe und er wird prostituiren nach seiner Gewohnheit. Nicht vom Weibe geht die Prostitution aus, so wenig wie vom Sklaven die Sklaverei; wie diese auf Rechnung des Unterdrückers, kommt jene auf Rechnung des Mannes. „Freie Liebe" für das Weib würde eben sowohl das Ende der Prostitution bedeuten wie für den Sklaven freie Selbstbestimmung das Ende der Sklaverei bedeutet.

Doch lassen Sie mich, was ich weiter zu sagen habe, durch den Mund einer Verstorbenen, einer zu früh Verstorbenen und Verschollenen sagen, deren Andenken aufzufrischen ich für eine Ehrensache halte. Vor Jahren fand in Rutland, im Staate Vermont, eine der ersten Frauenkonventionen Statt, auf welcher — sie war auch zahlreich von „Spiritualisten" besucht — allerlei tolles Zeug geschwatzt wurde, aber zugleich mehrere Rednerinnen durch Talent und Kühnheit allgemeines Erstaunen erregten. Das meiste Aufsehen machte eine bis dahin unbekannte Frau, deren Persönlichkeit das Hauptorgan der Prostitutions-Partei, der „New-York Herald", also beschrieb: „sie ist eine blasse, zart aussehende Frau, deren hübschen kleinen Mund stets ein süßes, ruhiges Lächeln umspielt. Kein Mensch würde vermuthen, daß eine solche Frau öffentlich Gesinnungen äußern könnte wie diejenigen, welche in Rut-

land ihren Mund verunreinigten". Die Frau hieß Julia Branch, von New-York. Und welches waren die verbrecherischen Gesinnungen, durch welche Julia Branch die männlichen Sittenrichter so sehr empörte? Man höre: „Kein Mensch hat das Recht, mir vorzuschreiben, wann, wo und wen ich lieben soll." Dieß war das Thema ihrer Rede. Entsetzlich! Eine kleine Frau mit einem hübschen Mund untersteht sich zu behaupten, daß Niemand in der Welt, als sie selbst, über ihre Liebe zu bestimmen habe. „Freie Liebe!" Nieder mit ihr!

Später fand eine ähnliche Konvention in Utica, im Staat New-York, statt, auf der Julia Branch abermals auftrat. Dieß Mal war das Hauptthema ihres Vortrags: „Prostitution und Kindermord". Auf das, wegen ihrer früheren Rede über sie ergangene Verdammungsurtheil hindeutend, sprach sie u. A. Folgendes: „Ich fürchte keine öffentliche Meinung oder öffentliche Verdammung, denn ich muß Jeden, sei er Weib oder Mann, für einen Feigling erklären, der sich in seinem Herzen zu einem Glauben oder Grundsatz bekennt, den er nicht öffentlich vor aller Welt zu vertreten wagt. Solche Menschen kennen nicht den wahren Sinn des Wortes Freiheit und haben noch kennen zu lernen den wahren Sinn des Wortes Sklaverei. Es ist wahr, daß es keine leichte Sache ist, der öffentlichen Meinung zu trotzen. Ich wundre mich nicht, daß starke Herzen „schwach und müde geworden sind im Gutes-thun". Glück ist, wonach alle Welt strebt; aber man hat den Weg zum Glück, bepflanzt mit dem Kreuze der Pflicht, so eng und steil gemacht, daß nur Wenige ihn zu gehen wagen, ohne daß die Furcht vor trostloser Verdammung sie treibt oder die Hoffnung auf eine

glänzende Krone sie lockt — in jedem Fall eine schlechte Empfehlung für ihren eignen oder den allgemeinen Glücklichkeitsbegriff. Der Ehrgeiz, groß zu werden in der öffentlichen Meinung und den Applaus und die Zustimmung der Menge zu erlangen, ist ein kindisches Gefühl. Die treuesten und edelsten Reformer des heutigen Tages wie aller früheren Generationen sind Diejenigen, welche ihre „Reputation" verloren haben durch Vertretung unpopulairer Prinzipien. In der That, weder Mann noch Weib kann bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft gründlich wirken, so lang sie nicht ihre „Reputation" verloren haben."

Hat jemals ein Mann oder ein Weib eine edlere und stolzere Sprache geführt, als diese „zarte" Frau mit dem „kleinen Mund" und dem „süßen Lächeln"?

Sie geht sodann zu dem Zustand der Gesellschaft und namentlich zu dem Institut der jetzigen Ehe über, welches sie vor allen andren verantwortlich macht für die zwei Uebel, von denen sie reden will: Prostitution und Kindermord. „Ich hoffe, sagt sie, daß die Versammlung mich ruhig anhören wird, während ich von dem ersten Uebel rede. Es ist ohne Zweifel ein unangenehmes Thema für eine Zuhörerschaft. Viele von Ihnen, vielleicht alle, sind mit den Beschränktheiten falscher Scham und Delikatesse aufgewachsen und wenn ein Weib öffentlich nur auf ein solches Thema anspielt oder Kenntniß davon verräth, so genügt dieß schon, ihre eigne Moralität in Zweifel zu setzen. Aber was man auch von mir halten möge, ich bekenne offen, daß ich ein Interesse habe an allem Menschlichen, auch das Weib nicht ausgenommen, das den Pfad der Tugend verlassen hat und das man nur für geeignet

hält, eine Repräsentantinn jenes Orts der ewigen Qualen zu sein, zu welchen unsre Freunde von der Kirche sie ohne alles Erbarmen verdammen."

Ist es nicht erhebend, inmitten des Geplärrs und Geheuls der Heuchelei, die wie ein Alp die Geister dieser frommen Schurkenwelt niederdrückt, eine so edle Verachtung des stupiden Ungethüms, das man öffentliche Meinung nennt, von einer „zarten" Frau aussprechen zu hören?

Was nun die furchtbare Pest der Prostitution betrifft, welche die werdende wie die vorhandene Menschheit millionenweise physisch wie moralisch vergiftet, so begnügt sich Frau Branch, ein Bild von derselben zu entwerfen durch Mittheilung statistischer Angaben, die sie von Aerzten, namentlich dem Dr. Sänger von Blackwells Island, erhalten hat. Der Dr. Sänger untersuchte die Stadt New-York in polizeilicher Begleitung und fand gegen 400 notorische Bordelle mit 8000 Bewohnerinnen. Die Zahl der Besucher dieser Häuser, welche gegen acht Millionen Dollar verschlingen, schlägt er auf täglich 60,000 an. Die Privatprostitution, welche die öffentliche noch übertrifft (man rechnet auf New-York 40,000 Prostituirte), wußte Dr. Sänger nicht anzugeben; aber in England rechnet man auf je 14 Weiber eine Prostituirte (in Frankreich soll das Verhältniß noch weit schrecklicher sein) und im Durchschnitt führen die Unglücklichen dieses Leben dort nur vier Jahre, worauf sie sich „verheirathen" und – „respektable Frauen und Mütter" werden. Für diesen Zuwachs zeigt sich der „verheirathete Stand" generös genug. Frau Branch hebt das Faktum hervor, daß fünf Sechstheile der Besucher von Prostitutionshäusern — verheirathete Männer sind!

Und für wie nothwendig die jetzige Gesellschaft die Prostitution hält, beweis't sie u. A. durch einen Bescheid des Mayors von New-Bedford, der auf den Antrag, die Prostitutionshäuser aufzuheben, antwortete: „wenn diese Häuser abgeschafft sind, werden unsre Weiber und Töchter nirgends mehr sicher — sie werden in jeder Straße der Gefahr ausgesetzt sein, insultirt zu werden." (Das erinnert an den edlen Herrn Stringfellow, welcher die Nothwendigkeit der Sklaverei daraus herleitete, daß die Sklavinnen gleichsam sittliche Blitzableiterinnen für die Kaukasierinnen seien.)

Insultirt auf der Straße! „Aber, fragt Frau Branch, durch wen würden sie insultirt werden? Durch keinen Menschen außerhalb der Welt, sondern durch irgend Jemanden in der Welt, Jemanden hier und dort und überall — 60,000 Männer täglich in den Straßen New-Yorks, die euch überall begegnen, deren warmer Athem die Luft erfüllt und mit denen die reinsten und sittsamsten Mädchen fortwährend in Berührung gebracht werden! Wer sind sie? Wer anders, als Ehemänner, Väter, Brüder? Wessen Ehemann, Vater, Bruder? Ist es der eurige? Ist es der meinige? Das Blut schießt euch wie mir in die Wangen bei dem Gedanken, sie seien unsre Freunde."

Und doch, hätte sie hinzusetzen können, hält Jeder dieser 60,000 sich für berechtigt, den superioren Moralprediger zu spielen und Frau Julia Branch zu verdammen, weil sie gesagt hat, es solle nur von ihr abhangen, zu lieben wo, wann und wen sie wolle. Daß diese Freiheit nicht überall anerkannt ist und geübt wird, darin findet sie eben den Hauptgrund der Prostitution. „Die Ursache liegt in unserm jetzigen Eheinstitut, welches Mann und Weib nöthigt,

bis zum Tode beisammen zu bleiben ohne Liebe, ohne geistige, moralische und körperliche Uebereinstimmung." Dem Einwurf, daß ohne die jetzigen Ehefesseln eine Anarchie der geschlechtlichen Verhältnisse einreißen werde, begegnet sie mit der wahren Bemerkung, daß ein schlimmerer Zustand, als der jetzige, nicht möglich sein und eine vollkommene Freiheit im schlimmsten Fall eine bessere Generation erzeugen werde. Die Heuchelei, welche Fesseln für nöthig erklärt zur Zügelung Derer, die sich selbst nicht zügeln können, und beispielsweise „den Herrn So und So erwähnt, welcher sein Weib vernachläßigt" u. s. w., schlägt sie durch die Frage nieder: „wie alt ist das jüngste Kind des Herrn So und So?" Antwort: „zwei oder drei Monate". „Macht es nicht herzkrank, einen solchen verkommenen Zustand zu betrachten und die elenden Bemäntelungen, womit man ihn zu bedecken sucht?"

Das zweite Thema, über welches Frau Branch redete, ist der Kindermord. Sie wies durch statistische Angaben nach, daß dieses Verbrechen, welches hier zu einem alltäglichen Auskunfts- oder Korrektivmittel geworden, in einem schrecklichen Grade zugenommen hat. Im Jahr 1805 war in New-York das Verhältniß der Todtgeborenen zu den Einwohnern wie 1 zu 1612, 1820 wie 1 zu 654, 1840 wie 1 zu 516, 1850 wie 1 zu 386. Der Dr. Wyne berechnet, daß auf das Jahr 1805 unter 49 Geburten 1 Frühgeburt kommt, 1810 1 unter 33, 1815 1 unter 32, 1830 1 unter 20, 1840 1 unter 16, 1845 1 unter 13, 1850 1 unter 12. Der elbe Arzt hat der Frau Branch mitgetheilt, daß das Verbrechen des Kindermords seit 1805 hier um 415 Proz. zugenommen habe. Wenn es in diesem Verhältniß fortgeht, wird am Ende dieses Jahrhunderts in New-

York kaum noch ein Kind lebendig zur Welt kommen. Und eine solche Population hört Verdammungsurtheile über „frei Liebe" an, als habe sie noch irgend ein Recht, etwas Andres zu verdammen, als sich selbst! Wie viele von den Müttern jener Tausende von gemordeten Kindern haben von sich sagen können, sie allein hätten zu bestimmen gehabt, wann, wo und wen sie lieben sollten? Diese inhaltschwere Frage hat sich noch keiner der Pharisäer gestellt, welche Frauen wie Julia Branch als unsittlich verurtheilen.

„Was, fragt Frau Branch, ist die Ursache dieser schauderhaften Zunahme des unnatürlichsten Verbrechens? Ich kann sie nur in unserm jetzigen Eheinstitut finden. Weder in noch außer der Ehe besteht das mindeste Bedenken, das Leben eines Kindes zu zerstören — *außer* der Ehe wegen der Scheu, die „Respektabilität" einzubüßen, da die Gesellschaft die Mutter als untugendhaft ächtet; *in* der Ehe, weil die Sorgen der Mutterschaft einengend, ärgerlich und schwierig sind. Man hat keine Ahnung davon, bis zu welchem Grade dieses Mordsystem praktizirt wird, und doch sollte man es, wenn man die Zahl der Kinder betrachtet, die unsre Gefängnisse füllen, beinah eine Wohlthat nennen. Mütter, denkt hierüber nach! Jedem Sohn, den ihr in die Welt setzt, ohne daß die reinste Liebe ihn empfangen hat, sind alle die Eigenschaften eingeboren, welche unsre Gefängnisse und Armenhäuser füllen; jede Tochter dieser Art bringt die Anlagen auf die Welt, welche in die Prostitutionshäuser führen. Deshalb ist es eure Verantwortlichkeit wie euer Recht, zu sagen, wann und wo und wie ihr Mütter werden wollt. Deshalb ist es auch für euch eine Nothwendigkeit, mit jeder Kunst und

Wissenschaft bekannt zu werden, welche jetzt ein Monopol der Männer sind, damit ihr bessere Kinder zur Welt bringen lernt. Ich verwerfe in allen Dingen die Thorheit, daß Unwissenheit ein Segen sei. Das Weib soll Alles wissen, was der Mann fähig ist zu wissen, und es soll volle Freiheit haben dazu zu gelangen. Jede Fessel, die eure Entwicklung hemmt, sollt ihr zerreißen, mag Kirche oder Staat, Mann oder Frau, Weib oder Kind sie euch anlegen."

Indem sie zum Schluß kommt, weis't sie darauf hin, daß die Existenz der jetzigen Ehe die außereheliche Fortpflanzung nicht hindere, indem z. B. im Jahr 1852 in England und Wales 55,000 „illegitime" Kinder geboren worden seien. Deshalb solle man die Natur in ihr Recht einsetzen und den Unterschied zwischen legitimen und illegitimen Geburten aufheben, um wenigstens einen Grund des Kindermords zu entfernen. Sie schließt daher mit der Resolution:

„Da das Verbrechen des Kindermords sich vermehrt hat und mit jedem Jahr vermehrt unter der jetzigen falschen Form der Ehe, sollen alle Kinder, unter welchen Umständen sie auch geboren seien, für legitim erklärt werden."

So weit Julia Branch. O, könnte ich diese kleine blasse Frau mit dem hübschen Mund und dem süßen Lächeln unter die Lebenden zurückrufen! Durch den Tod dieser Reformatorinn, welche die Rechte des freien Weibes so kühn zu vertreten und der Ueberhebung der männlichen Rohheit einen so beschämenden Spiegel vorzuhalten wußte, hat unsre Sache einen unberechenbaren Verlust erlitten. Ehren wir ihr Andenken und zum Zeichen der Anerkennung der edlen, in stiller Anspruchlosigkeit aus

dem Leben geschiedenen Frau fodre ich die ganze Versammlung, Männer wie Weiber, auf, sich von ihren Sitzen zu erheben.

Die ganze Versammlung erhob sich und alle Augen suchten den Herrn Sittlich von New-York, der Julie vom Berg auf die Tribüne gerufen hatte. Aber vergebens. Er hatte die Spannung, womit Alles der Rednerinn zuhörte, benutzt, um sich unvermerkt davonzustehlen.

Da Niemand weiter das Wort verlangte, wurde die Geschäftsordnung wieder aufgenommen.

Als die Präsidentinn eben im Begriff war, über die Resolutionen abstimmen zu lassen, wurde folgendes, aus Waldeck in Virginien datirte Schreiben an die Konvention von der Sekretairinn vorgelesen:

Werthe Landsmänninnen.

Dieser Ausdruck selbst scheint mir eine Aufforderung zur Emanzipation zu sein. Was heißt eine „Männinn"? Wenn es Landsmänninnen gibt, muß es auch Männinnen geben. Das bedeutet aber nichts Andres, als daß das Weib ein Anhängsel des Mannes ist. Oder sollte es bedeuten, daß es dem Mann gleichsteht, daß es rechtlich so gut Mann ist wie der Mann selbst? Ich will es nicht entscheiden, konnte mich aber nicht enthalten, auf diesen eigenthümlichen Ausdruck aufmerksam zu machen, als mein Mann meinen Brief an Sie in's Teutsche übersetzte. Ich spreche und lese Teutsch, habe aber keine Uebung im Schreiben.

Ich bin nämlich eine geborene Amerikanerinn, wenn auch keine ächte Kaukasierinn. Meine Mutter stammt aus Afrika und nur mein Vater, dessen Sklavinn sie war,

gehört zur kaukasischen Race. Wenn ich Sie nun als Landsmänninn anrede, so thue ich das, weil mein Mann ein Teutscher ist, oder weil ich Sie als Amerikanerinnen betrachte, oder weil wir alle miteinander als Weltbürgerinnen gleichstehen. Ich hoffe, Sie werden auf die zufälligen äußeren Unterschiede der Menschen so wenig Gewicht legen wie ich. Soll ich aber einmal einen Unterschied machen und für mich selbst einen Platz suchen, so will ich eine Teutsche sein. Ich werde Ihnen sagen, warum.

Meine arme Mutter war todt und ich wuchs mit den weißen Töchtern meines Vaters, die jünger waren als ich, halb als Schwester, halb als Wärterinn auf. Da brach der Krieg aus. Mein Vater zog als Colonel mit. (Später ist er bei Richmond gefallen.) Als er fort war, hielt seine Frau es für gerathen, ihre Sklaven südwärts in Sicherheit zu bringen. Mich, die sie von jeher nicht leiden konnte, wollte sie zuerst fortschicken und zwar zu einem Bekannten in Süd-Karolina, der früher $3000 für mich geboten hatte. Ich wußte, was das zu bedeuten hatte, und beschloß, nach dem Norden zu fliehen. Ich war erst 18 Jahre alt, aber rüstig und muthig und so machte ich mich mit einem alten Sklaven, einem Verwandten meiner Mutter, bei Nacht auf den Weg. Ich hatte einen Revolver und er ein Bowiemesser. Nach mehrtägigem Marsch durch Wälder und Einöden näherten wir uns eines Abends ermüdet und halb verhungert einem Farmhause, das am Fuß eines Berges in einem Waldrande versteckt lag. Das Haus war hübsch, ein großer Garten lag vor ihm und seine ganze Umgebung zeigte, daß es nicht von südlichen Leuten bewohnt war. Durch das Fenster sahen wir vier Men-

schen in der erleuchteten Stube: zwei alte Männer, eine alte Frau und einen jungen Mann. Sie sahen nicht aus wie Amerikaner und wir beschlossen einzutreten. Sobald wir uns als Flüchtlinge zu erkennen gegeben hatten, wurden wir auf das Freundlichste aufgenommen und bewirthet. Nur der eine der alten Männer machte kein freundliches Gesicht. Am zweiten Tage wollten wir weiter, aber man rieth uns, noch zu warten, da nördlich die Gegend nicht sicher war. Wir ließen es uns gern gefallen, da wir bei so vortrefflichen Leuten waren, und arbeiteten mit, wo wir Gelegenheit fanden. Die alte Frau, der ich fast alle Hausarbeit abnahm, gewann mich lieb und der junge Mann bewies mir die freundlichste Aufmerksamkeit. So angenehme Gesellschaft hatte ich noch nie gehabt und ich dachte jetzt mit Schrecken an die Weiterreise. Da hieß es auf einmal, es seien Rebellentruppen in der Nähe. Cäsar, mein alter Begleiter, der immer umherspähte, hatte sie gesehen. Er für sich fürchtete nichts, er wollte sich als Sklaven des Farmers ausgeben und Niemand begehrte einen alten Mann. Aber der Sohn des Hauses sollte in die Rebellen-Armee gepreßt werden und mich hätte man gleich als eine Flüchtige in Verdacht gehabt. Da war nicht lang zu überlegen, ich holte meinen Revolver und eilte mit dem jungen Manne, der seine Büchse schon auf der Schulter hatte, in den Wald, wo wir uns zwei Tage versteckt hielten. Dann brachte uns Cäsar die Nachricht, daß die Rebellen wieder alle abgezogen und weit weg seien. Sie hatten das Haus und die Umgegend durchsucht und sich endlich bei der Versicherung beruhigt, daß der Sohn schon vor zwei Wochen zur Armee abgegangen sei. Als ich mit demselben aus dem Walde kam,

präsentirte er mich seinen Eltern als seine Braut. Um meine Liebe zu gewinnen, hätte er gar nicht nöthig gehabt, mir die seinige zu erklären, denn vom ersten Augenblick ab, wo ich ihn sah, sagte ich mir: den mögtest du zum Manne haben. Als er mich vorstellte, war seine Mutter gleich einverstanden, nur sein Vater, der „Demokrat" gewesen war, schüttelte den Kopf und machte ein mürrisches Gesicht. Fritz aber sagte: „sie hat einen klaren Verstand, sie hat ein gutes Herz, sie hat die besten Grundsätze, sie hat einen aufgeweckten Humor, sie ist eine fleißige Arbeiterinn und dabei ist sie hübscher, als alle Mädchen, an die ich denken kann. Ich liebe sie, sie liebt mich und wir werden glücklich sein. Was könnt ihr mehr verlangen"? Der alte Papa mußte einwilligen und wir waren Mann und Weib. Das sind wir jetzt seit sieben Jahren und wir sind heute so glücklich wie am ersten Tage. Auch haben wir etwas vor uns gebracht. Wir haben jetzt 120 Acker Land, 50 mit Frucht bebaut, 6 mit Reben und das übrige Wiesen und Wald — Alles wie ein einziger Garten. Aber Sie sollten meine Kinder sehen! Das Mädchen ist erst zwei Jahre alt. O, ich zittere vor Angst und Wuth, wenn ich jetzt an die Zeit zurückdenke, wo Einem ein solches Kind aus den Armen gerissen und verkauft werden konnte. Mir dieß Kind nehmen? Nein, das hätte Keiner fertig gebracht. Ich hätte ihn zerrissen mit meinen Zähnen, ich hätte eher mich selbst in Stücke reißen, als mir das Kind nehmen lassen. Und nun gar der Junge! Er ist fünf Jahre. Einen solchen Jungen haben Sie nie gesehen. Er ist ein Mittelding zwischen einem Engel und einem jungen Löwen. Ich meine Abends, es könne gar nicht dunkel werden, wenn er die großen Augen offen hält.

Sonst ist er ganz sein Vater, besonders der Mund. Selbst unser Hund setzt sich manch Mal vor ihn, wenn er am Spielen ist, bloß um den Jungen zu betrachten. Er heißt Fritz wie sein Vater und sein Schwesterchen heißt Elisabeth wie ich.

Ich mußte Ihnen das Alles schreiben, damit Sie wissen, wie ich Ihre Landsmänninn geworden bin. Jetzt haben sich mehrere teutsche Familien in unserer Gegend angesiedelt, sehr brave und gebildete Leute. Wir besuchen uns oft, halten teutsche Zeitungen, besonders den „Pionier", und unterhalten uns über Alles, was darin steht. Mein Mann und ich sind immer die radikalsten und als wir von Ihrer Konvention lasen, hätten wir gleich nach Frauenstadt reisen mögen. Das ging nun nicht, weil kürzlich mein Schwiegervater gestorben, meine gute Schwiegermutter kränklich und der alte Oheim Jakob verreis't ist. Aber ich mußte Ihnen wenigstens schreiben, um Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich darüber freue, daß es außer mir noch mehr radikale teutsche Frauen gibt. Eigentlich begreife ich nicht, warum sie es nicht alle sind. Radikal sein heißt doch im Grunde nichts Andres, als, den gesunden Menschenverstand gebrauchen. Aber es scheint, daß es leichter ist, die Menschen um ihren Verstand zu betrügen, als, ihn ohne Furcht zu gebrauchen. Wenn sie fremde Wörter hören, die sie nicht verstehen, oder wenn gelehrte Leute ihnen etwas vorschwatzen, so trauen sie dem unverstandenen Zeug mehr Verstand zu, als sich selbst. Dieser Tage las ich einen Aufsatz, wo ein gelehrt-thuender Doktor auseinandersetzte, wie verschieden die einzelnen Theile des männlichen und weiblichen Körpers sind und wie verschieden daher auch die Bestimmung und das Recht des

Mannes und des Weibes sein müssen. Das machte wirklich ein Paar unserer Nachbarinnen bedenklich. Ich aber fragte sie: „warum urtheilt ihr nicht nach eurem eigenen Begriff, sondern nach den Lehren dieses Doktors? Was dieser Mann aufstellt, beweis't ja genau das Gegentheil von Dem, was er daraus herleiten will. Grade weil Mann und Weib verschieden sind, kann jedes nur für und über sich selbst urtheilen und bestimmen. Ist es nicht unsinnig, daß ein Mann mir sagt, ich sei ein von ihm ganz verschiedenes Wesen und deshalb könne oder müsse er mir sagen, was ich vermöge, wozu ich bestimmt sei, was ich verlange und was mir zukomme? Heißt das nicht, weil er ein Mann ist, darum denkt und will er weiblich, weiblicher, als ich selbst? Weil er meine Natur nicht hat, deshalb soll er mir sie lehren oder vorschreiben? Das ist eben so despotisch, wie es unsinnig ist. Grade weil ich verschieden von ihm bin, grade deshalb soll und kann er mir nicht vorschreiben, was ich zu denken und zu wollen habe, grade deshalb kann und soll er nicht mein Stellvertreter sein, grade deshalb will und muß ich das Recht haben, meine Wünsche selbst zu verfolgen und meine Interessen selbst wahrzunehmen. Würde er sich nicht höchlich empören und mich für unsinnig erklären, wenn ich mir anmaßte, seine Natur besser beurtheilen zu können, als er selbst, und daraus das Recht herleiten wollte, ihn zu bevormunden?" Das leuchtete denn auch meinen Nachbarinnen ein und sie erklärten den Doktor für einen frechen Humbugger.

Liebe Landsmänninnen, ich finde, daß die menschlichen Dinge immer einfacher werden, je menschlicher man sie

ansieht und je weniger man sich von gelehrten Leuten imponiren läßt, die häufig dummer sind, als der einfachste Tagelöhner. Diese Herrn meinen, wir Frauen seien nicht im Stande in Staatssachen mitzusprechen. Nun, ich lese beständig die Zeitungen und sehe daraus, was das für Staatssachen sind, in denen wir nicht mitsprechen und mitstimmen sollen. Ich habe aber noch keine Frage gefunden, bei der ich nicht sogleich mit mir im Reinen war, wie ich zu stimmen hätte, während die Staatsmänner und Gelehrten sich Jahre lang darüber herumstreiten. Freiheit oder Sklaverei? Ich stimme für die Freiheit, obschon ich einen andren Körperbau habe, als ein Staatsmann, oder ein Doktor. Staatenrecht oder Bundesrecht? Ich stimme für das Bundesrecht, da die Staaten zum Bund gehören, aber nicht der Bund zu den Staaten. Präsident oder Legislatur? Weg mit dem Diener, der seine Herren beherrscht! Nun, dieß sind große, „verwickelte", „staatsrechtliche" Fragen und doch so einfach wie eine Haushaltungsfrage. Gehen Sie nun geringere Fragen der Gesetzgebung in Bundes-, Staats- und County-Angelegenheiten durch, so werden Sie noch weniger eine finden, bei der Sie lang im Zweifel sein können, auf welcher Seite Verstand und Unverstand, Recht und Unrecht ist. Aber Eins gebe ich zu: wir Frauen werden bei manchen Fragen anders stimmen als die Männer, eben weil dieselben, seit Jahrtausenden an Gewalt und Unrecht gewöhnt, noch gar zu oft die eine für Vernunft und das andre für Recht halten.

Ich habe noch nicht viel Männer gesehen in meinem Leben, aber manch Mal denke ich, die Mehrzahl derselben müsse aus Narren bestehen. Zwei Mal zwei macht vier,

nämlich nach männlicher Rechnung. Wenn aber ein Weib rechnet, so soll es fünf machen. Ein Weib soll Schwarz nicht von Weiß, Grade nicht von Krumm, Groß nicht von Klein, Warm nicht von Kalt unterscheiden können, aber doch trauen sie uns zu, daß wir unter ihnen sogleich den Besten, den Edelsten, den Gescheidtesten, den Größten, den Liebenswürdigsten herauszufinden wissen und natürlich jeden Einzelnen dafür halten. Ist das weniger, als Narrheit? Sollten sie uns aber zutrauen, daß wir auch in andren Dingen, als in Bezug auf ihre Liebenswürdigkeit, richtig urtheilen, so haben wir wenigstens kein Recht, dieß Urtheil da abzugeben, wo es nützen kann, nämlich am Stimmkasten. Ist das nicht mehr, als Narrheit? Ich muß immer lachen über unsern alten Onkel Jakob. Er ist kein „Demokrat", wie sein Bruder war, und er urtheilt auch ganz anders über die Frauen, aber das Stimmrecht will ihm nicht in den Kopf. So oft es in unserer Gegend zu einer Abstimmung kommt, fragt er mich erst um Rath und gewöhnlich stimmt er wie ich es wünsche. Wenn ich ihn nun aber frage, warum ich nicht eben so gut selbst stimmen sollte, da er doch mein Urtheil immer als richtig anerkenne, antwortet er: „ihr Weiber seid dazu zu dumm oder zu klug." Das Erste mögte ich häufig von den Männern sagen, aber um auch das Letzte zu sagen, dazu bin ich nicht dumm genug.

Nun leben Sie alle wohl. Ich hoffe, daß Ihre Konvention gut ablaufen und Erfolg haben wird. Wenn aber irgend Eine von Ihnen in unsre schöne Gegend kommen sollte, so muß sie uns besuchen.

Ihre Elisabeth Stark.

Auch mein Mann läßt Sie vielmals grüßen.

Das Schreiben wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen und die Sekretairinn mit einer angemessenen Beantwortung beauftragt.

Darauf erfolgte die Abstimmung über die Resolutionen, welche einstimmig angenommen wurden.

Unterdessen war es beinah Mitternacht geworden, weshalb sich die Versammlung vertagte.

Dritter Tag.

Nachdem die Versammlung zur Ordnung gerufen war, wurde sie sofort in die geeignetste Stimmung versetzt durch Verlesung des folgenden, an die Präsidentinn gelangten Schreibens:

An die Präsidentschaft von dem deutschen
Frauen-Konventschen in Frauenstadt.
Protestantion.

Unser Editor hat uns gesagt und auch diesen Protestantion aufgesetzt, daß Sie wollen alle Weibsleut immanzapiren und daß sie dann alle wollen Mannsleut werden und alle Mannsarbeit machen und kein Mann von seinen Arbeit und Büßineß mehr sicher sein kann. Nun hören Sie wir haben schon jetzt nicht Arbeit genug und schwachen Lohn dazu, und nun wollen Sie uns auch Das noch abnehmen? Warum bleiben Sie nicht bei eure Nadel und Scheer und Kochlöffel? Was haben Sie in unsere Sfäre zu thun? Sie sollen in eure Natur bleiben und nicht unsern Gefühl übertreten. Wir melden euch daß wir an die Regierung geben wollen und daß wir hierdurch mit unserm ganzen Justink protestantiren.

Unterzeichnet:

A. Haudrauf, Grobschmied.
M. Balken, Bauschreiner.
R. Buckel, Kohlenträger.
Th. Segel, Matrose.
F. Gaul, Fuhrmann.
S. Tonne, Braukecht.
K. Granit, Steinbrecher.
G. Ziegel, Bricklayer.
B. Stier, Schlächter.
B. Haut, Abdecker.
N. Schulterig, Longshoreman.

Julie vom Berg. Ob dieses Schreiben ächt, oder ersonnen ist, mag unentschieden bleiben. Jeden Falls ist es eine eben so treffende wie massive Satyre auf jene Preßgenie's, welche nur auf ein Publikum von der Art der Unterzeichner zu rechnen scheinen indem sie dasselbe fortwährend zu alarmiren suchen durch die Besorgniß, die Weiber könnten durch die Gleichberechtigung ihre „Natur" verlieren, um dann männliche Gewohnheiten anzunehmen, männliche Beschäftigungen zu suchen, männliche „Wirkungskreise" zu usurpiren, kurzum sich in weibliche Männer zu verwandeln. Ein Glück, daß diese Wächter uns an uns selbst erinnern: wir würden sonst vergessen, daß wir Weiber sind! Ist es aber nicht merkwürdig, daß die Besorgniß, wir könnten durch die Gleichberechtigung verleitet werden, unsre weibliche Natur abzulegen und in das männliche Geschlecht überzugehen, am Meisten grade solche Männer zu beunruhigen pflegt, welche am Wenigsten geeignet wären, uns als verlockende Muster zu dienen? Wenn ich durch irgend eine schadenfrohe Macht in die unbezähm-

barste Versuchung gebracht würde, mir eine männliche Natur anzueignen, Muster von der Art dieser teutschen Editoren würden mich davon für alle Zeit gründlich kuriren und zur Rettung meiner Menschlichkeit wie meiner Respektabilität in die weibliche Natur zurückschrecken.

Nach diesen, mit heiterer Zustimmung aufgenommenen Bemerkungen wurde das Komite für besondre Vorschläge und Anträge aufgefodert seine Propositionen zu machen.

Der erste Antrag betraf die dauernde Vereinigung der radikalen teutschen Frauen. Zur Erreichung dieses Zweckes wurde beschlossen, in New-York ein Zentral-Komite zu errichten, das die Organisation durch das ganze Land einzuleiten und sich mit den amerikanischen Frauenrechts-Komite's so wie mit dem teutschen „Verein zur Verbreitung radikaler Prinzipien" in Verbindung zu setzen hat.

Zweiter Antrag. „Da unter den teutschen Männern für die Rechte des weiblichen Geschlechts nur die wirklich Radikalen auftreten, welche eine allgemeine Propaganda durch ihren „Verein zur Verbreitung radikaler Prinzipien" in's Werk zu richten suchen, so ist es das Interesse wie die Pflicht radikaler teutscher Frauen, jenen Verein nach Kräften zu unterstützen. Es sollen daher in allen Orten, wo sich solche Frauen zusammenfinden, so bald wie möglich Ausstellungen (Fair's) veranstaltet werden, deren Ertrag jenem Verein überwiesen wird."

Bei Befürwortung dieses Antrags wurde darauf hingewiesen, daß die teutschen Männer im Allgemeinen, selbst manche, die sich radikal nennen, kein Geld für geistige

Zwecke übrig haben, weil die Aermsten Alles für Bier und Zigarren verwenden müssen — ein Bedürfniß, womit die Natur glücklicher Weise das weibliche Geschlecht verschont hat. Dafür habe zwar dieses im Allgemeinen eine Leidenschaft für leeren Putz und Tand, aber es werde sie immer mehr ablegen, je vernünftiger es erzogen werde, und radikal gesinnte Frauen seien schon jetzt frei davon. Es werde diesen also leicht werden, einen Theil ihres Taschengeldes, statt für Flitter und Bänder, für Material zu Handarbeiten u. s. w. zu verwenden, welche sich für eine Ausstellung eignen.

Mit Akklamation angenommen.

Dritter Antrag. Es ist darauf hinzuarbeiten und namentlich dem Zentral-Komite in New-York zu empfehlen, daß mindestens zwei Frauen, und von diesen eine Teutsche, als Mitglieder des Kollegiums der „Commissioners of Emigration" angestellt werden.

Zur Begründung dieses Antrags wurde geltend gemacht, daß nach Allem, was man durch die Presse wie unter der Hand erfährt, die zum Schutz der Einwanderer bestehenden Einrichtungen dem weiblichen Theil derselben nicht im gleichen Maße zu gut kommen, wie dem männlichen, obschon jener des Schutzes mehr bedarf, als dieser. Dieser Mangelhaftigkeit könne nur abgeholfen werden durch weibliche Ueberwachung und Fürsorge. Die Hauptsorge sei gegenwärtig darauf gerichtet, die Einwanderer vor pekuniairen Verlusten durch Schwindeleien zu sichern; den einwandernden Frauen und Mädchen aber, namentlich den ohne männliche Begleitung herüberkommenden, drohen außer dem Geldverlust ganz andre Gefahren und Hunderte, wenn nicht Tausende seien schon zu Grunde ge-

gangen, weil Niemand speziell ihre Lage und ihr Wohl ernstlich in's Auge gefaßt habe. Auch sei es natürlich, daß eine ankommende Fremde in Bezug auf ihre Absichten und Anliegen, die sie einer zur Wahrung ihrer Interessen angestellten Frau ohne Weiteres anvertrauen würde, männlichen Beamten gegenüber zurückhaltend sei, was namentlich auch die Behandlung auf der See betreffe, über welche man hinterher so empörende Skandalgeschichten erfahre. Es sei daher dringend nöthig, das Kollegium der Emigrations-Kommissaire durch tüchtige Frauen zu vervollständigen, welche sich speziell der Hülfsbedürftigen ihres Geschlechts annehmen und sie vor allen Gefahren sichern, die auf dem Wege zu ihrer Bestimmung auf sie lauern.

Angenommen.

Vierter Antrag. Alle teutsche Frauen sollten es sich zur besondern Aufgabe machen, streng darauf zu halten, daß ihre Kinder nicht bloß teutsche Schulen besuchen, sondern auch im Umgang mit einander sich nur der teutschen Sprache bedienen, was natürlich das Erlernen des Englischen nicht ausschließen darf.

Angenommen und Allen zur Beherzigung empfohlen.

Fünfter Antrag. Das Hauptmittel der Wirksamkeit für Aufklärung, Wahrheit und humanen Fortschritt ist die Presse und namentlich die Tagespresse. Die Frauen, die mit allen ihren Interessen auf diesen Fortschritt angewiesen sind, handeln gegen sich selbst, wenn sie nicht Alles aufbieten, die radikale Presse, die einzige, welche ihre Rechte vertrit, zu unterstützen und die reaktionaire und indifferente zu verdrängen. Es ist daher Pflicht aller radikalen Frauen, radikalen Blättern in ihren

Kreisen Eingang zu verschaffen und die übrigen zu verbannen.

Dieser Antrag wurde namentlich unterstützt durch Julie vom Berg, welche sich folgender Maßen aussprach:

Das weibliche Geschlecht ist bei Reformirung der Presse um so mehr interessirt, da dieselbe bis jetzt fast ausschließlich vom männlichen beherrscht wird. Männer schreiben die Blätter, Männer verbreiten sie und die meisten Frauen lesen ohne Auswahl und Bedenken, was ihnen vorgelegt wird. Was aber bietet die Lektüre dar, die man ihnen als geistige Kost vorsetzt? Wenn ich von den religiösen Blättern absehe, die selbstverständlich aus unsern Kreisen ausgeschlossen sind oder sein müssen, so bietet man uns wenig mehr als das täglich wiederholte, geistlose, widerliche Gezänk der Parteibedienten, die sich gegenseitig bei ihren Anklagen wie bei ihren Vertheidigungen durch Lügen und Charakterlosigkeiten zu überbieten suchen, oder einen Nachdruck der gesinnungslosesten und korruptesten Unterhaltungslektüre, wodurch drüben in Teutschland servile Literaten die geknechteten Unterthanen vom Nachdenken über ihre fluchwürdigen Zustände abhalten. Mit den Organen der Parteibedienten und den Fabrikaten der „Unterhaltungs"-Lieferanten wird das ganze Land überschwemmt. Jedes Mittel, auch das bettelhafteste, wird zu ihrer Verbreitung angewandt und hausirende Agenten drängen sich in jedes Haus, um sie namentlich den Frauen aufzuschwatzen. Kein Wunder, daß durch solche Lektüre, die für Unterthanen gemünzt ist, auch in der Republik aller freie Geist abgelenkt, alle Gesinnung verweichlicht oder vergiftet und aller gesunde Geschmack verderbt wird. Man

beklagt sich über das Darniederliegen alles geistigen Lebens und aller Theilnahme an höheren Bestrebungen unter den teutschen Frauen dieses Landes. Ist etwas Andres zu erwarten bei der geistigen Nahrung, die ihnen geboten wird und die fast nur aus Kriminalgeschichten, faden Romanen, Theetisch-Novellen, Lokal-Klatsch, Annoncen von Wahrsagerinnen, oder maskirten medizinischen Mördern u. s. w. bestehen? Diese ganze Lektüre ist wie berechnet, die Frauen auf dem geistigen Niveau des Pöbels festzubannen und jede Anregung zum Denken und Streben von ihnen fern zu halten.

Und was für Geister sind es, die solche Lektüre in die Welt schicken? Wir haben einige Exemplare kennen gelernt. Es sind die s. g. „Editoren". Es scheint, das journalistische Fach zeichnet sich vor allen andren dadurch aus, daß es nicht bloß jeder Unfähigkeit und Unwürdigkeit zugänglich ist, sondern auch die Unfähigkeit und Unwürdigkeit am Besten belohnt. Kein Schuster, kein Schneider, kein Maurer, kein Holzhauer findet Beschäftigung und Kunden, wenn er nichts von seinem Handwerk versteht. Das Handwerk des Journalisten aber — es ist in der That für die Meisten ein bloßes Handwerk — macht aus jedem durstigen Bummler oder verunglückten Commis, der früher in seinem ganzen Leben nicht an Schriftstellerei gedacht hat, sofort einen vollendeten „Editor". Und sitzt solch ein Genie einmal auf dem „Editor"-Stuhl, so wird er auch sofort ein „großer Mann". Was noch von Bescheidenheit, von möglicher Fähigkeit, etwas zu lernen, von Zweifeln an seiner Kompetenz in ihm gesteckt haben mag, ist plötzlich wie weggeblasen; er ist Jedem überlegen, weis't jede Belehrung mit Hohn zurück,

verficht jede Dummheit mit dem Bewußtsein der Unfehlbarkeit und zieht Alles in den Koth, was nicht in den Kreis seiner pöbelhaften Anschauungen oder seines Parteibediententhums paßt. Wodurch diese Sorte von Vertretern des teutschen Geistes und der teutschen Muttersprache sich aber am Meisten und am Uebereinstimmendsten auszeichnet, das ist die, auch den gebildeteren unter ihnen anhaftende souveraine Brutalität, womit sie die Bestrebungen und Rechte ihrer weiblichen Mitmenschen verhöhnen und bekämpfen. Das bloße Bewußtsein, zu dem Geschlecht zu gehören, das die Preisboxer und Kehlabschneider liefert, macht sie zu kompetenten Richtern und privilegirten Herrn über Alles, was weiblich heißt. Es gibt keine Frage, an der sich die Pöbelhaftigkeit eines Menschen besser und sicherer erproben läßt, als die Weiberrechtsfrage, und da sich an ihr überall der wahre Pöbel so recht con amore auszulassen pflegt und mit voller Freiheit, ohne Furcht vor der Polizei wie vor den Knochen des schwächeren Geschlechts, bestialisch delektiren kann, ist sie natürlich ein gefundener Bissen für die Pöbelskribenten, die sie ihrem Publikum mit Bierbankwitzen und Eckensteher-Geistreichigkeiten recht schmackhaft zu machen suchen.

Die Frauen haben es in ihrer Macht, einen großen Theil dieser Pöbel-Skribenten außer Brod zu setzen. Ich weiß, daß manche derselben durch Hunger und nicht grade durch bösen Willen dahin gelangen, sich zu Allem gebrauchen zu lassen, und wünsche den armen Teufeln als Menschen wahrlich nichts Böses. Aber ich kann nun einmal, ganz abgesehen von unsern speziellen Interessen, die Presse, dieses wichtigste Institut zur Fortbildung der Menschheit, nicht zu einer bloßen Versorgungsanstalt für jede brodlose

Unfähigkeit, die sich lieber einer beliebigen Handarbeit zuwenden sollte, und jede gemeine Gesinnung herabwürdigen lassen, die sich für Kost und Logis zum Verrath an allen geistigen und humanen Interessen gebrauchen läßt. Es ist besser, daß ein „Editor" ohne Fähigkeit und Beruf brodlos, als daß der Geist von Tausenden irre geführt oder korrumpirt wird, die einer bessern Belehrung und Einwirkung zugänglich gewesen wären.

Es sollten alle Frauen, denen eine freie Richtung, guter Geschmack und edlere Tendenzen nicht fremd oder gleichgültig sind, den festen Entschluß fassen und ausführen, alle Blätter der Parteibedienten, alle jene „Intelligenzblätter, die nicht Blätter der Intelligenz sind", und namentlich jene s. g. Unterhaltungsblätter, zu deren Herausgabe nichts nöthig ist, als schlechter Geschmack, gemeiner Krämergeist und kritikloser Nachdruck, aus ihren Kreisen vollständig zu verbannen und an ihre Stelle radikale Blätter einzuführen, aus denen der wirkliche Wille spricht, der Menschheit voranzuhelfen, und zugleich die Fähigkeit, diesem Zweck zu dienen. Was wir bedürfen, ist strenge Fest- und Reinhaltung der Grundsätze des allgemeinen Menschenrechts, ist scheu- und schonungslose Aufdeckung und Geltendmachung der Wahrheit nach allen Seiten, ist vorurtheillose Läuterung der Begriffe zur Sicherung des geistigen Fortschritts, ist unabhängige Kritik aller Fragen und Vorgänge des öffentlichen Lebens, ist unversöhnliche Bekämpfung aller Gemeinheit und Korruption, und wenn wir daneben nach geistiger Unterhaltung verlangen, so sei es eine, welche dem gesunden Geschmack entspricht, geistigen Gehalt besitzt und keine unfreie oder unwürdige Tendenz zu fördern geeignet oder bestimmt ist. Wo aber finden

wir alles Dieses, wo können wir es finden, wenn nicht in durchaus radikalen Blättern, die eben so unabhängig sind von Pöbelgunst wie vom Parteidienst? Wende keine Frau ein, daß sie durch Begünstigung der radikalen Presse, welche ihre Rechte vertrit, mit ihrer stärkeren Hälfte in Kollision kommen könne. Diejenige, welche solche Kollision scheut, ist auch nicht geeignet, an unsern Bestrebungen Theil zu nehmen; diejenige aber, für welche solche Kollision einen ernsten Charakter annehmen könnte, ist auch längst reif, sich jeder Kollision mit der stärkeren Hälfte zu entziehen. Wollen wir freie Frauen sein, so laßt es uns zunächst dadurch bekunden, daß wir uns vor unfreien Männern wenigstens nicht fürchten, wenn wir nicht im Stande sind sie zu bekehren.

Der Antrag wurde mit lebhaftester Zustimmung angenommen.

Sechster Antrag. Die Frauen im Allgemeinen geben durch nichts sich selbst mehr geistige Blößen und den Gegnern ihrer Rechte mehr Waffen in die Hand, als durch die unbedenkliche Fügsamkeit, womit sie sich der Tyrannei auch der unsinnigsten Moden unterwerfen, und durch die eitle Gewissenlosigkeit, womit sie an den nichtigsten Tand Summen verschwenden, die ihnen die Mittel zur Reformirung der ganzen Gesellschaft liefern könnten. Es ist daher eine eben so dringende wie würdige Aufgabe verständiger Frauen, nicht bloß persönlich sich von der Mode zu emanzipiren und durch einfache wie geschmackvolle Kleidung mit gutem Beispiel voranzugehen, sondern auch auf eine allgemeine Betheiligung an solcher Reform hinzuwirken.

K. Heisterbach. Der Gegenstand, der durch diesen

Antrag zur Sprache gebracht wird, ist so wichtig, daß ich mich fast scheue, mich über ihn auszulassen, da eine kurze Beleuchtung nicht genügt, ihn in das rechte Licht zu stellen, und ein ganzes Buch nöthig wäre, ihn erschöpfend zu behandeln. Die Modesklaverei der Frauen liefert einen erschreckend reichen Stoff über Fragen wie diese:

Kann ein Wesen, das sich so wahl- und willenlos seine äußere Erscheinung aufnöthigen läßt, Selbstständigkeit des Charakters genug haben, um in ernsten Dingen nach eigenem Urtheil und Entschluß zu handeln?

Ist ein Wesen, das sich sofort auch mit dem Sinnlosesten versöhnt, ja dasselbe mit Begierde annimt, sobald es Andre mit schlechtem Beispiel vorangehen sieht, geistig zurechnungsfähig?

Welchen innern Gehalt kann ein Wesen haben, das sich so eifrig und unablässig nur mit dem Aeußern beschäftigt?

Läßt sich dem weiblichen Geschlecht noch irgend diejenige ästhetische Kapazität zutrauen, welche man Geschmack nennt, wenn man sieht, daß es grade an den geschmacklosesten Trachten am Zähesten festhält?

Ist nicht die Wuth für Kleiderluxus und Modetrachten eine Hauptquelle der sittlichen Verderbniß? Werden nicht durch diese Wuth der Prostitution eben so viel Opfer überliefert wie durch die Noth?

Wenn man bedenkt, wie unendlich viel Gutes die Frauen durch die Hunderte von Millionen, welche sie an den nichtigsten Tand verschwenden, für ihre Kinder, für die Nothleidenden, für gesellschaftliche Reformen, für geistige Aufklärung für die schönen Künste, kurz für alle die Zwecke

thun könnten, welche dem wahren Wesen edler Weiblichkeit entsprechen, so muß man eine vollständige Entartung durch Gewohnheit zu Hülfe nehmen, um nicht die ungeheure Schuld, welche die wohlhabenden Frauen durch ihre sinnlose Verschwendung auf sich laden, einer eingeborenen Gewissenlosigkeit und Unwürdigkeit auf die Rechnung schreiben, kurzum die weibliche Natur an sich für durchaus untergeordnet und gemein erklären zu müssen.

Es ist mir nicht möglich, mich über alle diese Punkte hier ausführlich auszulassen, wie es geschehen sollte. Ich muß mich mit ihrer bloßen Andeutung begnügen, überzeugt, daß sie hinreichen wird, Sie auf die Wichtigkeit der Frage aufmerksam zu machen und darzuthun, welche schöne Aufgabe die teutschen Frauen lösen würden, wenn sie bei einer Reform der weiblichen Tracht die Bahn brächen. Sollten wir in diesem Lande nichts Andres zu Stande bringen, so würden wir es schon als eine hohe Auszeichnung anzusehen haben, wenn die Menschen auf der Straße, sobald sie eine einfach und geschmackvoll gekleidete Dame sähen, sich sagen müßten: „dort geht eine teutsche Frau“ und nicht eine jener mit Geschmacklosigkeit beladenen Modesklavinnen, die mir immer vorkommen wie eine wandelnde Waare, die einen Käufer sucht. Wir brauchen uns gar nicht einmal über den Schnitt der Kleidung, über die Zusammensetzung der Farben, kurz über die Einzelnheiten der Tracht zu verständigen, wenn wir nur nach folgenden Grundsätzen zu Werk gehen:

1, Das Schöne ist immer einfach;
2, Das Grelle ist niemals schön;
3, Die Kleidung soll sich dem Körper, nicht der Körper der Kleidung anpassen;
4, Das Solide ist der beste Luxus.

Lassen Sie uns nach diesen Grundsätzen handeln und dafür theoretisch wie praktisch Propaganda machen. Diejenigen, welche sie beherzigen, werden finden, daß sie nicht bloß ökonomisch besser fahren, sondern auch in jeder Beziehung einen bessern Eindruck machen, als sie durch den gehäuftesten Luxus jemals machen können. Ich halte es für eine ganz falsche Berechnung, wenn Mädchen glauben, daß sie durch auffallende und luxuriöse Trachten für die Männer anziehender werden, als durch einen einfachen und geschamckvollen Anzug. Ihre Verschwendung und Geschmacksverleugnung ist also auch in dieser Beziehung durchaus nutzlos. Wird dieß bedacht, so fällt damit schon ein Hauptgrund für das Festhalten an der Modesklaverei zu Boden.

Fräulein Schwartenbach. Wenn nicht bald nach dem gestellten Antrag gehandelt wird, so ist unser Geschlecht wirklich dem Verdacht ausgesetzt, daß es den Menschenverstand verloren habe, oder daß es einen perennirenden Karneval feiere. Die jetzigen Trachten sind in der That der Art, daß fast jedes Weib müßte arretirt werden, wenn öffentliche Beleidigungen des Verstandes und des Geschmacks eben so wohl unter polizeilicher Aufsicht ständen wie Vergehen gegen die öffentliche Sittlichkeit und Sicherheit. Könnte ich es bewirken, ich würde diesen bis zum Skandal verwegenen Modeverrücktheiten nicht bloß durch polizeiliche Kontrole, sondern auch durch förmliche gerichtliche Prozesse, in welchen die ganze Garderobe der Delinquentinnen zur Untersuchung käme, ein Ende machen lassen. Zunächst zöge ich vor die Schranken jene lichtscheuen Ladies, welche ihrem Kopf eine möglichst unmenschliche Form dadurch geben, daß sie einen bis über die Augen reichenden platten Deckel darauf befestigen und

hinter dem Deckel eine von allen möglichen verdächtigen Bestandtheilen zusammengesetzte Haarbombe anbringen, die, wenn sie nicht die Besorgniß vor einer Explosion erregt, jeden Falls auf irgend eine widerwärtige Ladung schließen läßt. Noch schlimmer würde ich jene Monsternärrinnen behandeln, die sich in ätherische Wesen zu verwandeln glauben, wenn sie sich mit der s. g. „griechischen Biegung" behaften. Eine schamlosere und abgeschmacktere Koketterie mit der Attitüde der Schamhaftigkeit, als diese Verunstaltung darstellt, ist noch nie getrieben worden. Sämmtliche Narrenhäuser der Christenheit haben keine ebenbürtige Konkurrentinnen jener Karrikaturen der Weiblichkeit aufzuweisen, welche über die Maßen interessant und mythologisch romantisch zu werden glauben, wenn sie, dem Hohn jedes unentmenschten Zuschauers trotzend, mit künstlich eingezogenem Leib und eine vogelstraußartige Anhäufung auf die hintere Persönlichkeit gepackt mit stelzenartigen Absätzen über die Straße trippeln, als hätten sie chronisches Bauchgrimmen, und dabei die Hände känguruartig vorraushängen, als träfen sie beständig Vorsorge vor dem Fallen auf die Nase. Neulich hörte ich beim Vorübergehen eines solchen Modeungeheuers einen Herrn zu einem andren sagen: „sie geht wie ein strupirtes Pferd, hat aber den Sattel verkehrt geschnallt". Das war ein möglichst derber Ausdruck, aber ich dachte, es fehlt nichts daran, als daß jedes Wort sich in einen greifbaren Peitschenhieb verwandle, um dieses schamlose Weib — und sie war ein hübsches Mädchen von kaum 17 Jahren und ihr Anzug kostete mindestens $200 — in ihren Garderobestall zurückzutreiben. Schamlos nenne ich sie und ich mögte einen noch stärkeren Ausdruck gebrauchen, denn wer Geschmack

und Verstand so rücksichtlos, so unmenschlich vor aller Welt beleidigen kann, den halte ich auch keiner wahren Sittlichkeit für fähig. Schönheitssinn und Sittlichkeitssinn gehören zusammen. Einem weiblichen Wesen mit der „Grecian Bend" traue ich Alles, Alles zu, nur nichts Vernünftiges und Menschliches. Es gibt kein Urtheil mehr, vor welchem ein Wesen noch Scheu haben kann, das die Probe bestanden hat, sich der Kritik durch die „Grecian Bend" auszusetzen.

Eine dritte Sorte der jetzigen geschmackpolizeiwidrigen Erscheinungen sind jene Ladies, die ich umgekehrte und wandelnde Köhle nennen mögte, wegen der aufeinandergeblätterten Lappen, aus denen ihr Anzug besteht. Ein einfaches Kleid zu tragen, wäre diesen Damen ein Greuel. Was eigentlich ihr Kleid ist, kann kein Mensch sagen, denn sie tragen nichts als Kleidertheile, einen über den andren geschichtet, einen geschmackloser geformt und befestigt, als den andren, und wo möglich jeden von einer andren Farbe, so daß das Ideal des Anzugs in möglichst viel sinnlos gehäuften und gemischten Lappen und Farben zu bestehen scheint.

Aufrichtig gesprochen, ich schäme mich meines Geschlechts, wenn ich Tausende von Frauen in derartigen Aufzügen sich Tag vor Tag in den Straßen und den Versammlungsorten umhertreiben sehe, als bestände ihre ganze Beschäftigung und Bestimmung darin, sich mit möglichst geschmacklosem Tand und Lappenkram bepackt zur Schau zu stellen und der Kritik des gesunden Menschenverstandes zu trotzen. Es muß etwas geschehen, dieser Blamage, dieser Schande, diesem Skandal ein Ende zu machen. So lang die Frauen sich mit der Ehre begnügten, als bloße

Zier- und Vergnügungs-Puppen gehätschelt zu werden, entsprachen diesem Loose die Anfoderungen, die man an ihren Verstand auch hinsichtlich ihrer äußern Erscheinung machte: je dummer, je besser. Niemand ist leichter zu benutzen, als ein Narr. Seitdem aber davon Rede ist, daß die Frauen zu den Menschen gehören und als verständige Menschen menschliche Rechte in Anspruch nehmen und ausüben sollen, ist es die höchste Zeit, daß sie auch gleichsam die Uniform ausziehen, welche sie in dem bisherigen Dienst getragen haben.

Ich stimme für den Antrag, mit dem Vorschlage, daß er nebst den Verhandlungen darüber apart gedruckt und allen Modenärrinnen zugesandt werde, deren Adresse wir erfahren können.

Angenommen.

Siebenter Antrag. Es ist an keine Freiheit und keine Rechte der Frauen zu denken, wo die Männer Unterthanen sind. Erst die Republik bringt die Möglichkeit mit sich, Frauenrechte zu fodern und zu erringen. Es möge daher eine Adresse entworfen werden, worin den Frauen in Teutschland die Ursache ihrer Erniedrigung klar gemacht und an's Herz gelegt wird, die Männer auf dem Wege der Revolutionirung und Republikanisirung ihres Vaterlandes voranzutreiben, so wie ihre Kinder in diesem Geiste zu erziehen.

Bei Begründung dieses Antrags wurde die traurige Thatsache hervorgehoben, daß im Vaterlande des Idealismus, im Vaterlande Schillers und Göthe's das Weib thatsächlich so tief erniedrigt und so gering geschätzt werde wie in irgend einem „zivilisirten" Lande der Welt. Unter der ungebildeten Bevölkerung werde es fast überall als

Magd und Lastthier angesehen und wenn berichtet werde, daß Mancher seine Frau neben der Kuh an den Pflug spanne, so möge dem hier und da allerdings eine thatsächliche Wahrheit zum Grunde liegen; bei den gebildeteren Klassen aber liege der ausschließlich hervorgehobenen Bestimmung der „Hausfrau" ein nicht viel höherer Begriff zum Grunde und die weitere Bestimmung verliere sich in das abscheuliche Reich der Prostitution. Dieses Reich aber werde hauptsächlich bevölkert durch die Monarchie mit ihren Dienern, namentlich durch das stehende Heer von Müßiggängern, deren ganze Bestimmung und Beschäftigung darauf hinauskomme, die Männer zu unterdrücken und die Weiber zu erniedrigen.

Angenommen mit dem Beschluß; die Sekretairinn mit der Abfassung einer geeigneten Adresse zu beauftragen, welche in Teutschland verbreitet werden soll.

Hier war die Reihe der, von dem betr. Komite eingebrachten Anträge und Vorschläge geschlossen. Auf die Frage der Präsidentinn, ob noch Jemand eine Anregung zu geben habe, trat Fräulein Schwartenbach vor und proponirte folgenden

Beschluß. Die Unsitte des Rauchens ist eine schimpfliche Sklaverei für den Mann und eine rücksichtlose Beleidigung für die Frau, die ihm Gesellschaft leisten soll. Es sei daher beschlossen, daß wir nicht bloß jede Gesellschaft meiden, in der Taback geraucht wird, sondern auch in unsre Gesellschaft keine Männer einladen wollen, welche, jener Sklaverei unterthan, den Duft derselben an ihren Kleidern mit sich tragen.

Fräulein Schwartenbach: Ich habe meinen Antrag beschränkt, so weit ich konnte. Hätte ich in dem-

selben meine ganze Herzensmeinung zusammenfassen wollen, so würde er auch den Entschluß aussprechen, kein eheliches Verhältniß mit einem Manne einzugehen, welcher sich dem stinkenden Tyrannen unterwirft, der in der Form von Pfeifen und Zigarren fast die ganze Männerwelt knechtet. Aber ich habe mich dieses Zusatzes enthalten, erstens weil ich die Tapferkeit mancher der Anwesenden auf eine zu harte Probe zu stellen fürchtete und zweitens, weil ich den Männern die Möglichkeit einer Besserung nach geschlossener Ehe nicht abschneiden wollte. Wenn nicht ein Göthe, Schiller, Lessing, Napoleon, Friedrich II, Börne, Heine und andre begabte und ästhetisch disponirte Männer die Ehre ihres Geschlechts durch ihren Abscheu vor der Pfeife gerettet hätten, so würde man gradezu das schimpfliche Urtheil fällen müssen: alle Männer, namentlich alle teutschen Männer rauchen, oder, aristotelisch gesprochen: der Mann ist ein rauchendes Thier. Wie aber es ihnen abgewöhnen? Sie sind im Allgemeinen durch die Gewohnheit so versklavt und abgestumpft, daß unter ihnen selbst auf keine Revolution oder wirksame Opposition gegen die Unsitte zu rechnen ist. Daß sie ihrer Gesundheit schaden, daß sie ihr Geld für Rauch verschwenden, daß sie den Geschmack beleidigen, daß sie der Aesthetik den Krieg erklären, daß sie den Verstand verleugnen, daß sie sich zu Sklaven einer sinnlosen Gewohnheit machen, alles Das ist ihnen hundert Mal gesagt worden, ohne daß es die mindeste Wirkung gethan hätte. Sie können nur noch auf Besserung hoffen, wenn wir ihnen zu Hülfe kommen, und das können wir auf keine wirksamere Weise thun, als wenn wir sie nöthigen, auf unsre Gesellschaft zu verzichten, wenn sie nicht auf den Taback verzichten wollen.

Dieser passive Widerstand ist aber zugleich das beste Mittel, unser eigenes Interesse zu wahren. Er soll uns befreien nicht bloß von den physischen Leiden, denen wir ausgesetzt werden durch den abscheulichen Gestank, durch den athemversetzenden Qualm, durch den augenbeizenden Rauch und durch alle die Ekelhaftigkeiten, welche mit der Operation verbunden sind, sondern auch von der moralischen Erniedrigung, die darin liegt, daß man einem rohen männlichen Vergnügen zu lieb unsre Personen unbedenklich und ohne Rücksicht einer Probe der Selbstverleugnung unterwirft, gegen die sich unsre ganze Natur empört. Eine in Tabacksrauch gehüllte Frau zwischen Männern sitzend kommt mir wie beschmutzt, beschimpft, geopfert vor. Sie macht auf mich den Eindruck der Rohheit, oder Selbsterniedrigung und flößt mir ein Gefühl von Verachtung ein, weil sie ohne Widerstand in einer der Weiblichkeit so durchaus widerstrebenden Atmosphäre ausharrt, oder sich gar amüsirt.

Im Interesse beider Geschlechter, ja ich kann hinzufügen: im Interesse des ehelichen Glücks empfehle ich die Annahme meines Antrags.

Julie vom Berg. Ich gebe meine Stimme für die Anwendung jedes Mittels ab, das den Männern das Tabackslaster abzugewöhnen im Stande wäre. Glücklicher Weise sind unsre teutschen Männer noch nicht so tief gesunken, daß sie sich auch das amerikanische Laster des Tabackkauens angewöhnt — ein „Genuß", der sogar den Wilden widersteht. Dafür aber leisten sie im Tabackrauchen das wahrhaft Unmenschliche. Und wie kommen sie dazu? Durch bloße Nachäffung. Der heranwachsende Herr der Schöpfung sieht den herangewachsenen

Herrn der Schöpfung mit einem Stummel im Munde und nun steckt er sich ebenfalls einen Stummel in den Mund, um es dem Aelteren gleichzuthun. Unterließen die Väter das Rauchen, ihre Söhne würden niemals auf dieses Unterhaltungsmittel der Wilden verfallen. Bloß das Beispiel bringt sie dazu. Möglichst früh seine Natur in Unsitten abzuhärten, die kein Vierfüßler würde ertragen können, wird dem jungen Zweifüßler ein Mittel, möglichst früh als Mann zu erscheinen. Eben weil dieß ekelhafte Qualmen und dieß scheußliche Jauchedestilliren ein naturwidriges, alle Sinne und alle Nerven auf die äußerste Probe stellendes Geschäft ist, mag die Jugend in dessen Betreibung einen Heroismus erblicken, der sie mit einem Mal über Jahre hinweg auf die Stufe des vollen Mannes erhebt, und so qualmt und spuckt denn das eine Heroengeschlecht das andre in die Existenz, so daß Menschen, die nicht in solcher Barbaren-Atmosphäre abgestumpft und um allen ästhetischen Sinn gebracht sind, mit der Zeit nichts Andres übrig bleibt, als, sich in die Einsamkeit zu retten um den Verfolgungen der Tabacksheroen zu entgehen.

Was die bloße Gewohnheit, nicht ein Naturbedürfniß, erzeugt, das muß sich auch durch Gewohnheit wieder ausrotten lassen. Es kommt nur auf die Einsicht an, daß das Angewöhnte ein Uebel ist, und auf den Willen, sich davon zu befreien. Glücklicher Weise gibt es auch noch unter den Männern selbst Manche, denen das Rauchlaster eben so verhaßt ist wie uns und auf die wir uns berufen können, wenn man uns Egoismus vorwerfen sollte. Zugleich verstehen es die Männer besser, ihre gebeizten Kollegen in die Beize zu nehmen. Erlauben Sie

mir, Ihnen einen Artikel aus dem „Pionier“ vorzulesen, worin ein Feind des Rauchens einen Freund desselben abfertigt, der im Rauchen eine geistige Unterhaltung, eine Art Ersatzmittel des Denkens wollte gefunden haben.

„Wer so gedankenlos ist,“ heißt es dort, „daß ihm das Rauchen das Denken ersetzen kann, der schläft eben mit offnen Augen und sollte eben so gut ohne Stummel im Munde schlafen können wie mit demselben. Ist der Türke ein Denker? Er lacht Sie aus, wenn Sie ihn als solchen in Verdacht ziehen, aber er ist der stärkste und ausdauernste Raucher der Welt. Wer ihm darin nachahmt, wundre sich nicht, wenn man ihn in Bezug auf das Denken für einen Türken hält. Wenn Sie zu Hause eine Zeitung lesen, oder mit den Ihrigen plaudern, oder eine Partie Schach oder Whist spielen, unterhalten Sie sich dann schlechter, als wenn Sie eine stinkende Wurst zwischen die Lippen pressen und stinkenden Qualm, der Ihnen die Augen beizt, in die Luft blasen? Ich habe noch keinen Menschen gefunden, der mir genau angeben konnte, worin das Vergnügen des Rauchens besteht, aber auch noch keinen Raucher, der nicht ein wahrer Sklave dieses undefinirbaren Vergnügens war. Das ganze Vergnügen kommt auf eine gedankenlose Einbildung und Gewohnheit hinaus, die so entmenschend wirkt, daß der Raucher nicht bloß allen ästhetischen Sinn, sondern auch gradezu seine fünf leiblichen Sinne verliert: er fühlt nicht mehr, wie dieser Rauch die Augen angreift, er sieht nicht, wie schweinisch diese Jauche seine Finger und Lippen erscheinen läßt, er hört nicht, wie geistlos dieses fortwährende Gepaff sich ausnimt, er riecht nicht, wie ekelhaft dieses indianische Parfüm in die Nase stinkt, und er schmeckt nicht, wie diabolisch

dieses Vomitiv-Kraut die Zunge affizirt. In der That ein herrliches Vergnügen, das man erst würdigen lernt, wenn man außer dem Verstande auch die fünf Sinne aufgegeben hat! Und dieses Vergnügen erkauft eine große Zahl der Mitglieder desjenigen Geschlechts, das sich das starke nennt, mit dem Ruin ihrer Gesundheit und ihrer Finanzen. Wenn eine Kleopatra eine kostbare Perle in einem Glase Wein auflös't und hinunterschluckt, so kann ich den Sinn dieses Unsinns begreifen; auch kann ich es begreifen, warum ein Lucullus bei besondren Gelegenheiten Gerichte von Pfauenzungen auftischt, oder ein anderes Freßgenie Karpfen verzehrt, die mit Menschenfleisch gefüttert waren. Aber den Menschen begreife ich nicht, der einen halben, ja einen ganzen Dollar für eine Wurst Stinkkraut ausgibt, die er fünf Minuten lang gesichterschneidend und passend mit den beschmierten Lippen umher dirigirt, um dann die beleckte Hälfte zum Fenster hinauszuwerfen. Und doch gibt es solche Ungeheuer in Menge. Sie selbst rauchen zwar eine billigere Sorte, da Ihr Frontkamin aber den ganzen Tag am Qualmen ist, kommen Sie am Ende nicht billiger weg, als jene wahnsinnigen Aristokraten der Tabacksmanie. Durchschnittlich kann man annehmen, daß das Rauchen so viel kostet wie das Trinken und wenn der Eine so viel verschluckt, daß er eine Familie davon ernähren könnte, so bläs't der Andre die Unterhaltungskosten einer Familie als Rauch in die Luft. Und wenn die Familie noch den mindesten Antheil an dem s. g. Vergnügen hätte! Aber es gibt eben keine egoistischere „Unterhaltung", als die des Rauchens: es schließt nicht bloß jede Theilnahme einer zweiten Person aus, sondern treibt auch jede in die Flucht, die nicht da-

gegen abgehärtet ist. Der Trinker kann doch seine Frau aus seinem Glase mittrinken lassen, aber kein Raucher wird seiner Frau die Stinkwurst leihen, selbst wenn sie kannibalisch genug wäre, seinen höllischen Geschmack zu theilen "

Noch eindringlicher redet den Tabacksbarbaren ein andrer Artikel in's Gewissen, der mit „J. Oelkopf" unterzeichnet ist.

„Möge man lachen oder nicht", sagt Herr Oelkopf, — „ich stelle einen neuen Satz für die Entwickelung auf, der, wie oberflächlich und paradox er sich ansehen mag, für mich eine tiefe Wahrheit enthält, den Satz nämlich: so lang die Menschen Taback rauchen, sind sie nicht frei und werden nicht frei.

Ich komme eben aus einer Versammlung deutscher Radikalen. Es ist mir zu Muth, als wäre ich im Paroxismus der Seekrankheit. Meine gebeizten Augen thränen, der Athem ist mir versetzt, ein Erbrechen droht mir wie ich mich bewege, meine Kleider stinken bis auf die Haut von dem scheußlichen Kraute, dessen Gebrauch man von den trostlosen, bestialischen Wilden gelernt hat, und alle weibliche Gesellschaft flieht mich wie ein Ungeheuer. Und warum das Alles? Weil ich, meiner Prinzipien wegen, einer Gesellschaft beiwohnen mußte, die sich frei und radikal nennt, aber weder für sich so frei ist, daß sie auch nur auf eine Stunde das qualmende Stinkkraut entbehren kann, noch für Andre so frei denkt, daß sie denselben die Nothwendigkeit erspart, im Interesse der — Freiheit dieser unausstehlichen, ekelerregenden Tortur sich auszusetzen. Und dabei sitzen die Menschen da, als müsse es so sein, werfen mit der wichtigsten Miene von der Welt diese

Tabackwurst mit den Lippen umher, blicken wie trunken gen Himmel, stoßen den stinkenden Qualm aus wie der Wallfisch das Wasser und füllen die Stube mit einem Rauch so dick, daß man versucht wird ihn zu ergreifen und Bälle davon zu machen um den Rauchfabrikanten die Wurst damit aus dem entstellten Munde zu werfen. O, wie oft habe ich mir schon gewünscht, Menschen den Mund zupflastern zu können, wenn sie ihn benutzten um Unsinn zu schwatzen! Aber noch weit öfter, wenn sie ihn als Krater für diesen erstickenden, augenzerstörenden und verpestenden Qualm benutzten.

Die Tabackraucher sind Sklaven für sich und Tyrannen für Andre. Ist Der nicht ein Sklave, der nicht leben, nicht einmal über die Freiheit deliberiren kann ohne einen „Genuß', welcher durch keine Naturnothwendigkeit bedingt ist und nur durch die Gewohnheit erträglich wird? Und ist Der nicht ein Tyrann, der bei diesem „Genuß" nicht die mindeste Rücksicht nimt auf Andre, denen derselbe vollständig unerträglich wird, die aber durch Rücksichten und Umstände an seine Gesellschaft gebunden sind? Wenn der bloße Umstand, daß einem Menschen Dieß oder Jenes einen „Genuß" verschafft oder ein „Bedürfniß" geworden, ihn berechtigt, sich demselben ohne Rücksicht auf Andre hinzugeben, so hört alle Sitte und aller Anstand auf und jede Sünde gegen die Aesthetik ist legitimirt.

Genüsse und Bedürfnisse sind nur dann mit der Freiheit verträglich, wenn sie durch Naturnothwendigkeit bedingt und durch die Vernunft gerechtfertigt d. i. ästhetisch und nicht schädlich sind. Das Tabackrauchen aber ist

1, durch kein Bedürfniß der Natur geboten,

2, der Gesundheit des Geistes wie des Körpers anerkannt schädlich,

3, unästhetisch im höchsten Grade, indem es den Geruch, den Geschmack und (sowohl durch die Grimassen des ausübenden Künstlers wie durch die sichtbaren Spuren an Mund, Händen, Kleidern und Fußböden) auch das Auge jedes nicht abgehärteten Menschen auf das Widerwärtigste affizirt.

Wer also diesen „Genuß" nicht entbehren kann, handelt mit Bewußtsein gegen seine Vernunft, ist unfrei beim Gebrauch derselben und macht sich zum Sklaven einer Gewohnheit, die ein Verbrechen gegen die Natur, gegen die Gesundheit und gegen die Aesthetik ist. Wie kann ein solcher Schwächling sich zu den freien Männern rechnen?

Am Meisten aber verurtheilen sich diese Tabackqualmer durch die Rücksichtlosigkeit, womit sie Andere zu Opfern ihres „Genusses" machen. Ich habe „anständigen" teutschen Gesellschaften beigewohnt, in welchen man mit einer wahrhaft bäurischen Stumpfheit Damen, denen der Tabacksqualm ein wahres Gift war, Stunden lang ein geduldiges Ausharren zumuthete, ohne auch nur für einen Augenblick dieses barbarische Qualmen und Paffen und Spucken und Stinken einzustellen. Heißt das Freiheit verstehen und ausüben? Wenn Unsitte und Rohheit gegen Andre Freiheit heißt, was heißt denn Tyrannei? Unsre „Freien" reden so viel von „Bildung". Verträgt sich Tabackrauchen mit Bildung?

Das Tabackrauchen ist durch die Gewohnheit zu einem legitimen Mittel

der Sklaverei unter Freien,

der Tyrannei unter Befreiern und
der Rohheit unter Gebildeten

geworden. Wer nicht einmal im Stande ist, sich von einem so naturwidrigen, ekelhaften und verderblichen Bedürfniß frei zu machen, wie ist Dem die nöthige Erkenntniß und Kraft zuzumuthen, in andren Dingen der Vernunft, Freiheit und Schönheit treu zu bleiben?

Deshalb bleibe ich dabei: so lang die Menschen Taback rauchen, sind sie nicht frei und werden sie nicht frei."

Lassen Sie sich jetzt auch noch ein Schreiben einer Frau vorlesen, welche über die Wirkung des Oelkopf-Artikels berichtet, eine Wirkung, die sich auf alle Männer erstrecken möge, welche noch Verstand und Kraft genug bewahrt haben, einer durch nichts zu rechtfertigenden Unsitte zu entsagen.

„Herr Oelkopf hat starke Farben aufgetragen, um die Unschönheit und Verderblichkeit des Tabackrauchens darzustellen; aber wer die Wahrheit nicht verleugnen will, kann ihm nicht Unrecht geben und ich stimme in seinen Satz ein: "so lang die Männer Taback rauchen, sind sie nicht frei und werden sie nicht frei". Zugleich erlaube mir derselbe, noch ein Paar Punkte nachzutragen, die er vergessen zu haben scheint.

Mein Gatte ist ein guter, vortrefflicher, für die Freiheit begeisterter Mann. Gleichzeitig hat er das Glück, so viel pekuniaire Mittel zu besitzen, daß er ohne besondre Sorgen leben kann. Er hat sein Büdget genau abgemessen und gibt jährlich für freisinnige Journale, zur Unterstützung freisinniger Bestrebungen u. s. w. $300 aus. Seine Zigarren und Pfeifen aber kosteten ihm jährlich $325, also genau $25 mehr als die Freiheit. Und was bringen sie

ihm ein? Für die $325 schadet er seiner Gesundheit mehr, als ich zu taxiren wage. Ich habe das längst erkannt, so gut wie sein Arzt, der es ihm wiederholt vergebens vorgehalten; aber was sollte ich thun? Man weiß, wie schwer es einer Frau wird, einem geliebten Mann etwas zu verwehren, das ihm Vergnügen macht, zumal wenn es bloß Geld kostet und er sonst wenig Bedürfnisse hat. Ich habe physisch und moralisch unter seiner Liebhaberei gelitten, aber ich habe es ihm nie verrathen, um nicht egoistisch zu erscheinen, und er selbst hat es nie geahnt. Erst jetzt, nachdem er den Artikel des Herrn Oelkopf gelesen, wurde er aufmerksam und fragte mich, ob auch mir der Rauch und Geruch des Tabacks so widerwärtig sei? Ich gestand ihm, daß die Qual, die mir das Kraut bereite, eben so groß sei wie meine Besorgniß wegen des Nachtheils, den es seiner Gesundheit bringe. Es war grade an meinem Geburtstag. „Von heute ab, sprach mein Mann, kommt keine Zigarre mehr zwischen diese Lippen". Ein werthvolleres Geburtstagsgeschenk ist mir nie zu Theil geworden und ich bin dafür dem Herrn Oelkopf nicht minder dankbar, als meinem Manne.

Aber, fragte ich ihn, was machst du jetzt mit den $325? „Voraussichtlich, antwortete er, werde ich jetzt bessern Appetit bekommen und dein Küchenbudget stärker belasten. Auch werde ich mitunter Lust zu einer Flasche Wein haben. Dafür rechne ich $125. Die übrigen $200 stelle ich dir für Freiheitszwecke zur Verfügung".

Ich kann dem Herrn Oelkopf nicht sagen, wie glücklich mich dieser Entschluß gemacht hat. Zugleich aber dachte ich dabei: über wie viel Mittel würde die Freiheit zu ver-

fügen haben, wenn alle Raucher, die auf ihrer Seite stehen, ihr das Geld zuwendeten, das sie bis jetzt als Tabackrauch in die Luft geblasen haben! Welche Aenderung würde der allgemeine Entschluß, zum Besten der Freiheit dem Taback zu entsagen, in der Welt hervorbringen! Und wie verderblich würde er schon aus pekuniairen Gründen den Despoten sein! Lebt nicht in Europa wie in Amerika der Despotismus großen Theils vom Taback? Die Italiener hörten auf zu rauchen um die Oesterreicher zu ruiniren. Will man in Amerika nicht versuchen, durch Verbannung des Tabacks die Sklavenhalter von Virginien und Kuba zu ruiniren? Also doppelter Nutzen für die Freiheit: ein ungeheurer Zuwachs von Mitteln für ihre Kämpfe und gleichzeitig ein ungeheurer Ausfall in den Mitteln ihrer Feinde. Wahrlich, wer dieß Resultat überdenkt und dabei berücksichtigt, wie leicht es zu erreichen wäre, und dennoch erleben muß, daß sich Niemand dafür interessirt, der hat das vollste Recht auszurufen: so lang die Männer Taback rauchen, sind sie nicht frei und werden sie nicht frei.

Die Freunde der Freiheit sollten sich in allen Ländern dadurch unterscheiden, daß sie aufhören zu rauchen, und die Steuer, die sie sich bisher für Taback auflegten, fortan der Freiheit zuwenden! Von dem Tage, wo die Ausführung dieses Entschlusses begänne, würde ich eine neue Aera zu datiren wagen. Wohlan denn, zeigt, daß ihr Männer seid wie der meinige: vom 22. Februar, dem Geburtstage Washingtons ab raucht kein Feind der Sklaverei und kein Freund der Revolution mehr!

Ein andrer Vortheil, den Herr Oelkopf übergangen,

besteht in der erhöhten Fähigkeit zu denken, in der Rettung des Geistes. Mein Mann hat mir gestanden, daß er regelmäßig aufhörte zu denken, wenn er begann zu rauchen und daß hierin die Hauptunterhaltung bestand, die ihm die Unsitte bereitete. Welch ein Geständniß, welche Schwäche: ein Mann, dessen Hauptstolz die Fähigkeit zu denken sein soll, sucht in einem Gift das Mittel, dem Denken zu entgehen! Und was tauscht er dafür ein? Ich habe meinen Mann gefragt: „was dachtest du denn als Mensch, wenn du als Raucher nicht dachtest? Worin bestand dein „Genuß", wenn er dir durch Entfernung des Denkens das Mittel nahm, dir des „Genusses" bewußt zu werden? Womit beschäftigte sich dein Geist, wenn du da saßest und an die Wand stiertest und die „Wurst zwischen den Lippen umherwarfst" und den Rauch nach der Decke bliesest und die Asche von der Wurst an der Tischkante abstießest und dann abermals zu paffen begannst und aus deinem Mund ein rundes Loch machtest und daraus den Rauch ringweise in die Luft steigen ließest?"

Er antwortete: „so lang meine Nerven nicht völlig abgestumpft waren, versetzte mich der Taback in eine Art gelinden Rausches, in welchem ich mich unbestimmten Träumereien überließ. Das war namentlich nach Tisch der Fall, wo der Körper ohnehin träge wird und die Energie des Geistes erlahmt. Es war die natürliche Trägheit der Verdauung, romantisch gemacht durch das Vegetiren künstlicher Verdummung. Später hörte diese Wirkung auf und die Verdummung stellte sich von selbst ein durch die bloße Einbildung, daß der Taback sie hervorbringe. Das Rauchen war bloße Sache gedanken- und vorsatzloser

Gewohnheit geworden und daß ich rauchte, hätte ich gar nicht mehr gewußt, wenn ich nicht den Rauch vor dem Gesicht gesehen hätte. Nun aber wurde der Rauch die Hauptsache und ich bildete mir ein, daß es eine Unterhaltung, eine Behaglichkeit, ein „Genuß" sei, den Rauch in die Luft zu blasen. Deshalb verlegte ich mich auf die Kunst des Rauchblasens mit Variationen: bald blies ich ihn aus der Mitte des Mundes, bald aus dem rechten, bald aus dem linken Mundwinkel, bald aus der Nase. Dann wieder stieß ich ihn aus während ich die Zigarre zwischen den Lippen behielt und ein ander Mal während ich die Zigarre in die Hand nahm. Ja, ich lernte einen wesentlichen Unterschied machen zwischen demjenigen Rauch, den ich von mir blies, wie ich ihn frisch aus der „Wurst" sog, und demjenigen, den ich erst eine Viertelminute im Munde behielt. Der höchste Genuß aber war, einen recht langen Zug zu thun und dann den ganzen eingezogenen Rauchvorrath in vollständigen Ringen in die Höhe zu blasen, so daß sich eine Kette immer größer werdender Ringe bis hinauf an die Zimmerdecke zog. Es versteht sich von selbst, daß während dieser ganzen Unterhaltung kein Gedanke sich nur auf zehn Meilen nähern konnte. Nichts *in* mir und bloß Rauch *vor* mir — das war meine ganze Gedankenwelt und wenn ich Stunden lang geraucht hatte, dauerte es auch Stunden lang, bis der Rauch sich von meinem Geist verzog."

Dieß Geständniß hat mich wahrhaft erschreckt. Es ist entsetzlich, sich einen Mann, im besten Alter, einen Mann von Verstand und Charakter, einen Mann, den man achtet und liebt, im Zustande des Kindischseins, ja des Blödsinns zu denken. So oft ich jetzt an Taback denke, denke

ich an Blödsinn, und wenn ich einen präsentablen Mann mit einer „Tabackswurst" im Munde sehe, denke ich: wie mag dieser Mann sich ausgenommen haben, als er noch Verstand hatte, „als er's Licht noch sah!"

Turner Schwartenbach. Ich unterstütze den Antrag meiner Schwester von Herzen. Als mich dieselbe in der vorgestrigen Versammlung einer so empfindlichen Blamage aussetzte, verließ ich den Saal mit dem Entschluß, mich dafür gehörig zu revanchiren. Nachdem ich aber zu ruhigem Nachdenken gekommen war, erkannte ich, daß die beste Revanche ein in meinem eigenen Interesse zu fassender Entschluß zur Besserung sei. (Allgemeines Bravo.) Statt meine Schwester auszuschelten, bin ich ihr daher dankbar dafür gewesen, daß sie, nachdem sie früher alle Zureden und Ermahnungen vergebens an mir erschöpft, die Gelegenheit benutzt hat, ein so drastisches und energisches Mittel anzuwenden. Für die Sünde, die ich in dieser Versammlung begangen, thue ich Buße durch das Bekenntniß, daß das Mittel gewirkt hat, und durch das Versprechen, daß nie wieder eine Pfeife oder Zigarre meine Lippen berühren soll. (Bravo). Für die Rechte der Frauen bin ich stets gewesen. Ich freue mich, daß ich ihnen auch Gelegenheit geben kann, sie auszuüben, namentlich das Recht, die Männer von ihren üblen Gewohnheiten, Anmaßungen, Rohheiten und Unsitten zu befreien.

Allgemeines Händeklatschen. Der Antrag wird angenommen.

Nachdem alle Anträge erledigt waren, schloß die Präsidentinn die Verhandlungen mit folgenden Abschiedsworten:

Ida Joh. Braun. Erlauben Sie mir zum Schluß einige allgemeine Bemerkungen über die Frage, welche den Gegenstand unserer Verhandlungen gebildet hat. Sie ist eine Frage von so ungeheurer Wichtigkeit, daß selbst unter Denen, welche sie befürworten, vielleicht die Wenigsten auch im Stande sind, ihre ganze Tragweite zu ermessen. Bisher hat es sich in den Entwicklungskämpfen der Geschichte nur um feindliche Gegensätze innerhalb der männlichen Hälfte der Menschheit gehandelt, wobei die weibliche als passives Anhängsel das jeweilige Schicksal jener zu theilen hatte. Jetzt beginnt endlich die weibliche zum Bewußtsein ihrer eigenen Berechtigung zu kommen und ebenfalls aktiv aufzutreten. Aber sie hat nicht mit sich selbst zu kämpfen wie die männliche, sondern diese ist es, welche ihr als feindliche Macht gegenübertrit. — Es ist eine Scheidung der beiden zusammengehörenden Hälften der Menschheit — 600 Millionen Frauen stehen 600 Millionen Männer gegenüber, um, zunächst bloß durch eine geringe Zahl von Vorkämpferinnen, geltend zu machen, daß sie ebenfalls Menschen sind. Daß sie Menschen sind, sage ich, denn nur Derjenige hat Geltung als Mensch, der sein eigener Herr und Gesetzgeber ist. In demselben Maße, in welchem ich einem Menschen Rechte absprechе, die ich selbst besitze und ausübe, in demselben Maße degradire ich ihn als Menschen unter mich. Ihm alle Rechte absprechen hieße ja ihn vollständig zum Thier erniedrigen. Was die weibliche Hälfte der Menschheit bisher an s. g. Rechten besessen, verdient diesen Namen nicht, weil sie es nicht selbst festgestellt hat und nicht selbst behaupten konnte. Es war nur ein Geschenk der Gnade und Willkür, geschenkt im Interesse der Geber selbst. Die

Frauen verlangen jetzt nicht bloß, daß dieses Geschenk aus fremder Hand ihre eigene Errungenschaft werde, sondern sie wollen diese auch so weit ausgedehnt wissen, daß kein Unterschied zwischen ihren Rechten und den Rechten der Männer mehr besteht. Sie wollen, nachdem bisher bloß ein Männerrecht existirt hat, endlich ein Menschenrecht begründen, das Keinen mehr ausschließt und Keinen mehr mit ungleichem Maße mißt. Es ist dieß der größte und umfassendste Fortschritt, zu welchem das menschliche Streben bis jetzt ausgeholt hat, und dieß zu verkennen, ist nur der Verblendung einer tausendjährigen Gewohnheit und eines verhärteten Egoismus möglich, der in einem lang behaupteten Vorrecht eine für immer geltende Einrichtung der Natur zu finden sucht. Dieses alte, tiefgehende allgemeine Vorurtheil, welches zwischen die beiden Hälften der Menschen eine Scheidewand zieht, soll gestürzt werden durch eine Revolution, die ein ganz neues Rechtsbewußtsein schafft, eine Revolution aber, welche, obschon gegen ein nur durch Gewalt aufrecht erhaltenes Unrecht ankämpfend, zum ersten Mal das Beispiel einer gewaltlosen, rein geistigen Gegenwehr aufstellt. Sechshundert Millionen Frauen kämpfen mit rein geistigen, humanen Waffen gegen sechshundert Millionen Männer und werden sie besiegen, um sich selbst wie ihre Gegner zu Menschen zu machen. Hat es jemals einen interessanteren Kampf gegeben?

Ich weiß, daß unsre Bestrebungen auch bei einzelnen Frauen auf Widerstand stoßen, aber sie sind weder der Zahl noch ihren Eigenschaften nach zurechnungsfähig. Es ist bekannt, daß in Paris nach Erstürmung der Bastille einzelne Gefangene, statt sich ihrer Befreiung zu freuen,

in das Gefängniß zurückzukehren verlangten. Die lange Gewohnheit hatte sie so abgestumpft und der Außenwelt entfremdet, daß die Kerkerluft ihre Lebensluft geworden war. Aehnlich haben im Süden manche Neger nach der Emanzipation ihre Sklavenstellung der Freiheit vorgezogen, von der sie niemals ein Begriff gehabt hatten. Frauen, welche sich gegen die Gleichberechtigung auflehnen, gehören in die nämliche Kategorie, bilden aber auch in zivilisirten Ländern eben so seltene Ausnahmen wie die erwähnten Neger und Gefangenen. Wir können es also festhalten, daß die Opposition, die uns gegenüber steht, nur von Männern herrührt. Obschon ich nun diese Opposition ganz gut begreife, könnte sie mich doch zu dem Ausruf bringen: „Vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun". Ja, sie wissen nicht, welche Rohheit sie an den Tag legen indem sie uns versagen, was sie dem Verkommensten ihres Geschlechts unbedenklich zugestehen; sie wissen nicht, welche geistige und sittliche Blößen sie sich geben, indem sie uns gegenüber alle Grundsätze und Argumente verrathen und verleugnen, die sie auf ihrer Seite propagiren und geltend machen; sie wissen endlich nicht, daß sie Verrath an sich selbst begehen, indem sie uns wehren, zur Veredlung und Humanisirung ihres eigenen Lebens unsern Theil beizutragen.

Was ich hier sage, gilt vorzugsweise von den teutschen Männern, denen die Amerikaner in dieser Frage um ein halbes Jahrhundert voraus sind. Wann hören Sie einen Amerikaner die Frauenrechte mit Pöbelwitzen abthun wie es unter den Wortführern der teutschen Männer Mode ist? Und wie lang würden wir, wenn die hiesigen Legislaturen aus Teutschen zusammengesetzt wären, noch zu

warten haben, bis in denselben so bedeutende Minoritäten für unsre Gleichberechtigung aufträten, wie einige westliche Legislaturen schon aufzuweisen haben? Aber die Mehrzahl unsrer teutschen Männer kann eben trotz ihren „radikalen“ Prahlereien den Unterthan noch nicht abstreifen. Aus einem Lande stammend, wo von drei Dutzend Höfen die Erniedrigung der Männer wie der Weiber mit Hülfe von Millionen Agenten der Rohheit systematisch durch alle Schichten der Bevölkerung betrieben wurde, wo naturgemäß der stärkere Unterdrückte eine Art Trost oder Erholung in der Ueberhebung über den schwächeren Unterdrückten fand — ungefähr wie in diesem Lande die „demokratischen“ Parteisklaven sich als eine Art Junker gegen die Negersklaven gerirten –, und wo sie von Jugend ab die Verachtung der Weiber als untergeordneter, nur für den Dienst und die Gelüste der Männer geschaffener Wesen in einer sittlich verpesteten Atmosphäre einathmeten, können diese von ihren Fürsten emanzipirten Unterthanen sich noch immer nicht von sich selbst emanzipiren und indem sie als überlegene Geister uns unsre „Sphäre“ diktiren, merken sie nicht, daß nichts aus ihnen spricht, als der verkommene Geist des teutschen Fürstendieners, Studenten, Musketiers und Philisters. In den Officierklubs, Bierhäusern, Wachstuben und Studentenkneipen da drüben wird man die Frauenrechtsfrage genau so behandeln wie sie hier von der Majorität der teutschen Zeitungschreiber und Tonangeber behandelt wird.

Ich bedaure Das, ich schäme mich Dessen des teutschen Namens wegen, auf den sonst überall gepocht wird, wo von „Ideen“, „Prinzipien“, „Humanität“ und „Radikalismus“ die Rede ist. Zu fürchten aber, daß durch diese

Opposition der teutschen Unterthanenrohheit die Erreichung unseres Ziels könne hintertrieben werden, dazu bin ich nicht kleinmüthig genug. Nein, diese Bewegung wird, weil sie auf Vernunft und Recht beruht, durchdringen, sie wird nicht eher nachlassen, als bis ihre letzte Foderung erfüllt ist, genau wie die Negerrechtsfrage. Und genau wie diese wird nach siegreicher Feststellung des Prinzips auch ihr praktischer Verlauf sein, weshalb die Sanguiniker sich eben so wohl enttäuscht sehen werden wie die Heuler. So wenig die Neger nach Erlangung des Stimmrechts sofort sämmtlich Politiker werden und in corpore an die Wahlurne eilen, um den Staat zu beherrschen, so wenig werden die Frauen sofort massenhaft am politischen Leben Theil nehmen; und so wenig die emanzipirten Neger jetzt die Töchter ihrer früheren Herrn zu Frauen verlangen oder Kommunisten werden, wie die geistreichen „Demokraten" gefürchtet haben, so wenig werden die emanzipirten Frauen sich in männliche Wesen verwandeln und ihre Häuslichkeit preisgeben. Ihre Vorkämpferinnen werden nach wie vor Erringung des Stimmrechts die Bahn zu brechen haben und nur allmälig wird eine allgemeine Betheiligung am öffentlichen Leben Statt finden. Dabei wird im Privat- oder Familienleben die Natur ihre Rechte geltend machen wie bisher, aber mit humaner Verständigung und nicht nach einseitigem Diktat. So wird sich nach und nach ein Zustand der Gesellschaft herausbilden, der in dem Verhältniß der beiden Geschlechter nichts zerstört, was gut und haltbar war, aber mit dem Vorrecht des stärkeren Theils die Verkrüppelung des schwächeren aufhebt und mit den Früchten eines freien Zusammenwirkens ein edleres Leben bereichert.

Die Kurzsichtigkeit, die dieß Alles nicht voraussieht, erweckt ein wahres Mitleiden in mir. Doch dürfen wir durch dieses eben so wenig unsre Thätigkeit lähmen lassen wie durch die Indignation über die Rohheit, die uns begegnet. Es handelt sich um die Ehre des weiblichen, ja des ganzen Menschengeschlechts und um den Antheil der teutschen Frauen an der Rettung derselben. Sollten wir von den Rechten, für die wir kämpfen, auch niemals Gebrauch machen, sie bloß zu erringen ist den Kampf eines Lebens werth. Denn es handelt sich, wie ich schon angedeutet, zunächst um die Entscheidung, daß wir Menschen sind; es handelt sich um einen neuen Gesammtbegriff von der Menschheit; es handelt sich um die prinzipielle und gesetzliche Feststellung der Wahrheit, daß wir souveraine, mit dem Recht der Selbstbestimmung und Selbstregierung ausgestattete Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind wie die Männer; daß nicht die Hälfte dieser menschlichen Gesellschaft geboren und bestimmt ist, wie Kinder oder gar wie Thiere von fremdem Willen bevormundet und benutzt zu werden. Haben wir erst diese Anerkennung unserer souverainen Menschenehre erkämpft, so ergiebt sich alle praktische Reform von selbst. Mit jener Anerkennung ist der Wendepunkt erreicht und die Menschheit, der wir hier in Amerika das Beispiel zu geben haben, lenkt ein in die Bahn wahrer, allgemeiner Humanität. Die Einsetzung der Frauen, des schwächsten, über keine Gewaltmittel verfügenden Theils der Gesellschaft, in die allgemeinen Menschen- und Bürgerechte wird erst den Schlußstein bilden an dem Gebäude des humanen Staats.

In dieser Voraussicht einer schönern Zukunft schließe ich die Verhandlungen unserer Konvention, welche hoffentlich

nicht ohne Einfluß auf das Denken und Streben der teutschen Frauen dieses Landes gewesen ist.

Indem die Mitglieder der Konvention im Begriff waren, sich zu trennen, erschien ein Komite der teutschen Radikalen von Frauenstadt, um dieselben zu einem Abschieds-Kränzchen und Ball auf den Abend einzuladen.

Die Präsidentinn nahm die Einladung in folgender Weise an:

Ich fürchte nicht auf Widerspruch zu stoßen, wenn ich diese freundliche Einladung unserer männlichen Gesinnungsgenossen im Namen der ganzen Versammlung annehme, aber unter folgender Bedingung. Zu den Vorrechten, welche die Männer bisher besessen und geltend gemacht haben, gehört auch das, in Gesellschaften und auf Bällen die Damen zu unterhalten und zum Tanz aufzufodern. Die uns einladenden Herrn sind zwar keine Usurpatoren und Gewaltmenschen, aber als Mitglieder des männlichen Geschlechts sind sie doch an jenes Vorrecht gewöhnt wie die übrigen. Jeden Falls wird es nicht schaden, wenn sie einmal erfahren, wie es thut, entrechtet zu sein. Deshalb wollen wir die Bedingung stellen, daß heute Abend die Rollen vertauscht werden, daß also die Damen die Herrn unterhalten und zum Tanz auffodern. Jeder Herr, der dieser Bedingung entgegen handelt, verletzt den Anstand und wird zur Strafe sitzen gelassen.

Mit dieser Bedingung wurde die Einladung allgemein angenommen. Die neue Ordnung der Dinge bewährte sich den ganzen Abend vortrefflich und Alle waren darin einverstanden, daß sie sich noch nie so gut bei einer derartigen Gelegenheit unterhalten und amüsirt hätten. Ein

Paar anwesende Amerikanerinnen aber meinten, auf einer teutschen Frauenkonvention gehe es weit menschlicher und gemüthlicher her, als auf einer amerikanischen, und erklärten ihren Entschluß, für diese Art Propaganda zu machen.

Unter den anwesenden Herrn übrigens wurde keiner so sehr ausgezeichnet wie der Turner Schwartenbach. Seine Hauptauszeichnung aber — wenn ich dieß aus der Schule schwatzen darf — bestand in seiner Verlobung mit Fräulein F. aus New-York, dem schönsten und liebenswürdigsten Mädchen in der ganzen Gesellschaft.

So schloß die erste teutsche Frauenkonvention in Amerika.

Der Editoren-Kongreß zu Cincinnati.

Editorielle Korrespondenz.

Wahrheitsdorf.

Von Frauenstadt kam ich nach Wahrheitsdorf. Dieß ist eine teutsche Ansiedlung zwar mit einer kleinen Bevölkerung, aber einzig in ihrer Art. Hier haben sich nur ehrliche und unabhängige Menschen niedergelassen und kein anderer hält es unter ihnen aus. Am Konsequentesten verfahren sie mit der Presse. Alle Partei- und Lügen-Blätter sind verbannt, nur radikale Blätter werden gehalten und der „Pionier" ist in jedem Hause zu finden. Natürlich war es für mich von großem Interesse, so wackere Landsleute persönlich kennen zu lernen, und ich beschloß, hier eine Nacht zuzubringen. Mein Empfang war der herzlichste, der sich denken läßt, und ich verlebte den Abend in der besten Gesellschaft. Bei der Gelegenheit erfuhr ich, daß auch ein Editor im Orte abgestiegen sei, der sich aber den ganzen Tag vergebens bemüht habe, einen Abonnenten zu finden.

Am andren Morgen, als ich beim Frühstück saß und eben eine kalte Forelle verzehrte, erhielt ich folgenden, mit Bleistift geschriebenen Zettel:

„Hochgeehrter Herr!

Ein alter Verehrer Ihrer unermüdlichen Wirksamkeit für Wahrheit und Recht wagt es, Ihre Hülfe in einer unerträglichen Lage anzurufen. Retten Sie mich. Ihre Fürsprache wird entscheidend sein. Bei Ihren Freiheitsgrundsätzen können Sie unmöglich einen Mann der Presse in dieser gewaltthätigen und unwürdigen Weise behandeln lassen. Man hat mich meiner Freiheit beraubt und sinnt darauf, mir eine tödtliche Schmach anzuthun. Nur auf Sie darf ich hoffen. Suchen Sie mich auf in meinem Gefängniß, verschaffen Sie mir meine Freiheit wieder und ich werde Ihnen ewig dankbar sein.

H. Moraster, Editor der „Nachtlampe".

Editor der Nachtlampe! Was mag der Mensch verbrochen haben? Hat er gestohlen? Hat er ein Haus angezündet? Ein Verbrechen muß er begangen haben, sonst könnten die rechtlich denkenden Bewohner von Wahrheitsdorf keine Gewalt gegen ihn anwenden.

Begierig, das Räthsel zu lösen, ließ ich meine Forelle halbverzehrt auf dem Teller und begab mich nach dem Logis des Herrn Moraster. Vor der daran stoßenden Scheune fand ich eine Menge Menschen versammelt und in der Scheune selbst war auf einem Gestell ein großer Käfig aufgerichtet und in dem Käfig stand in gebückter Haltung ein zweibeiniges Wesen mit grimmigem Gesicht. Es hatte einige Aehnlichkeit mit einem Affen, so daß ich es im Halbdunkel der Scheune Anfangs für einen angekleideten Orang Utang hielt. Als ich aber in die Nähe kam, rief es mich beim Namen und ich erkannte einen Mann, den ich früher flüchtig gesehen hatte. Es war der Editor Moraster. Was geht denn hier vor? Was hat der ge-

than? fragte ich die Umstehenden. „Da haben wir einen seltnen Vogel gefangen. An dem werden Sie Ihren Spaß haben". Ich hielt es für angemessen, mir die nähere Auskunft nicht in Gegenwart des vermeintlichen Verbrechers geben zu lassen, und nahm ein Paar Bekannte an die Seite. Von ihnen erfuhr ich Folgendes.

Der Editor Morafter hatte vor dem Frühstück sein Logis verlassen, um sich in der Nachbarschaft ein Paar Zigarren zu kaufen. Als er sie bezahlen wollte, bemerkte er, daß er seine Börse vergessen hatte, und ersuchte den Händler um einige Minuten Kredit. Nach fünf Minuten brachte er das Geld. Kaum aber hatte er den Laden verlassen, als dessen Inhaber in die Nachbarschaft eilte und seinen Bekannten die Thatsache mittheilte. Sofort war Alles auf den Beinen und in wenig Minuten war ein Plan entworfen und ausgeführt. Ein großer Käfig, in welchem man früher einen Bären aus den benachbarten Bergen gehalten hatte, wurde aus einer Ecke der Scheune hervorgezogen und ehe der an der Thüre stehende und ruhig seine Zigarre rauchende Editor etwas Böses ahnte, war er ergriffen, in den Käfig gesperrt und hinter Schloß und Riegel.

Aber, fragte ich die Leute, was hat er denn gethan, um solche Behandlung zu verdienen? Hat er ein Verbrechen begangen? Hat er etwa Zigarren gestohlen?

„Im Gegentheil, er hat sie bezahlt".

Und dafür sperren Sie ihn ein?

„Nicht wegen des Bezahlens, sondern weil er die Wahrheit gesagt hat. Er hatte gesagt, daß er seine Börse vergessen und in fünf Minuten das Geld bringen werde. Und er hatte nicht gelogen!"

Und deshalb wird er eingesperrt, eingesperrt in Wahrheitsdorf? Würden Sie ihn etwa belobt haben, wenn er gelogen hätte?

„Wir haben ihn eingesperrt als ein Wunderthier, als eine unerhörte Seltenheit. Denken Sie: ein Editor, der ein einziges Mal die Wahrheit gesagt hat! Alle Welt wird begierig sein, ihn kennen zu lernen, und wir wollen ihn für Geld sehen lassen. Der Ertrag soll verwendet werden zur Verbreitung radikaler Schriften".

Ich wußte nicht, ob ich über den Einfall lachen, oder über die Ausführung zürnen sollte, redete aber den Wahrheitsdorfern zu, von ihrem Vorhaben abzustehen. Es kostete einige Mühe, sie dazu zu bringen. Endlich aber erkannten sie meine Gründe an und Herr Moraster wurde unter allgemeinem Hurrah aus seinem Käfig entlassen.

Als ich auf der Eisenbahn weiterfuhr, fand ich ihn in dem nämlichen Wagen. Aus Dankbarkeit hatte er sich aber in einiger Entfernung von meinem Sitz placirt, von wo er mich mit verstohlenen Blicken beobachtete.

Teutonia.

Das romantisch zwischen hohen, bewaldeten Bergen gelegene Teutonia ist von lauter Achtundvierzigern bewohnt, also ein Hauptquartier der Revolution. Als ich ankam, hielten sie grade eine Massenversammlung ab. Es handelte sich darum, Schutzmaßregeln gegen ein Paar wüthende Bären zu ergreifen, die mit unglaublicher Kühnheit ihre Raubzüge bis in den Ort ausdehnten, die ganze Umgebung unsicher machten und sogar ein Paar der Achtundvierziger zerfleischt haben sollten. Eben hatten sie sich wieder vor dem Thore blicken lassen und sechshundert Acht-

undvierziger, mit Heckerhüten bewaffnet, hatten sich schnell versammelt, um ihnen endlich den Garaus zu machen. Natürlich hatte ich das größte Interesse, der Versammlung beizuwohnen.

Nachdem dieselbe unter gewissenhafter Beobachtung aller Formen konstituirt war, foderte der Präsident die Versammelten auf, ihre Anträge zu stellen.

Sechshundert Mann „bitten um's Wort".

Präsident. Da mehrere Hundert gleichzeitig das Wort wünschen und ich nicht unterscheiden kann, wer es zuerst verlangt hat, bleibt mir nur übrig, entweder alle 600 gleichzeitig reden, oder darüber abstimmen zu lassen, wer zuerst reden soll. Ich bitte daher, zuerst darüber abzustimmen, ob sämmtliche 600 gleichzeitig sprechen sollen, oder nicht. Wer dafür ist, sage „Ja"!

Mehrere Hundert rufen: Ja!

Präs. Eine große Anzahl hat „Ja" gestimmt. Ich kann aber nicht entscheiden, ob sie die Majorität bildet. Ich ersuche daher Diejenigen, welche dafür sind, daß alle 600 gleichzeitig reden sollen, die Hand in die Höhe zu heben.

Editor Queermaul. Ich trage darauf an, daß die rechte Hand aufgehoben werde, zumal da wir hier versammelt sind in einer Angelegenheit, welche sämmtliche rechte Hände in Anspruch nehmen wird.

Präs. Wird der Antrag unterstützt?

Mehrere Patrioten. Unterstützt!

Präs. Es ist der Antrag gestellt worden, daß darüber abgestimmt werde, ob bei der Abstimmung über

die Frage, ob die Majorität für das Sprechen sämmtlicher 600 sei, die rechte oder die linke Hand aufgehoben werden solle? Wer für die rechte Hand ist, hebe die linke auf.

Editor Maulqueer Ich stelle zu dem Antrag das Amendement, daß nicht bloß die rechte, sondern auch die linke Hand aufgehoben werde, da es sich hier um eine sehr ernste Angelegenheit handelt, wobei wir sehr wohl die rechte und die linke Hand gebrauchen können.

Präs. Der Antrag, daß die rechte Hand aufgehoben werden solle, ist durch das Amendement bereichert worden, es möge auch die linke Hand aufgehoben werden. Wird der Antrag in dieser Form unterstützt?

Viele Stimmen. Unterstützt!

Präs. Wenn Niemand mehr darüber zu reden hat, werde ich den Antrag zur Abstimmung bringen.

Patriot Großmaul. Ich habe noch ein Amendement zu stellen. Wir könnten leicht in den Fall kommen, außer den Händen auch die Füße zu gebrauchen. Ich trage daher darauf an, daß außer den Händen auch der rechte Fuß aufgehoben werde.

Viele Stimmen. Unterstützt!

Präs. Ich werde demnach den vervollständigten Antrag zur Abstimmung bringen —

Thürwächter (hereineilend zum Präs.): Die Bären nähern sich dem Lokale und sehen erschrecklich drein —

Präs. Eben wird mir gemeldet, daß die Bären sich dem Saal nähern und erschrecklich drein sehen. Da

wir hier versammelt sind, um über ihre Erlegung zu berathen, gebe ich der Versammlung anheim, noch direktere Anträge, als die bisherigen, hinsichtlich ihres Zweckes zu stellen.

Patriot Hörnerklang. Ich trage darauf an, daß der Name des Patrioten Hecker ausgesprochen werde.

Fünfhundert neun und neunzig Stimmen: Unterstützt!

Patriot Kugelregen. Und ich füge ihm den Namen Struve hinzu.

Sechshundert Stimmen. Unterstützt!

Präs. Es ist darauf angetragen worden, daß zur Erlegung der Bären die Namen der Patrioten Hecker und Struve ausgesprochen werden, und der Antrag wird unterstützt.

Patriot Wasserstiefel. Ich erlaube mir zu bemerken, daß ich Wasserstiefel heiße.

Präs. Wünschen Sie darüber einen Antrag zu stellen?

Patriot Wasserstiefel. Dieß nicht, ich bemerkte es bloß „zur Fragestellung" und weil der Patriot Hecker ebenfalls Wasserstiefel trug.

Präs. Ich bringe den Antrag zur Abstimmung, daß zur Erlegung der Bären die Namen der Patrioten Hecker und Struve ausgesprochen werden. Wer dafür ist, hebe die beiden Hände und den rechten Fuß auf.

Patriot Blouse. Ich habe der Versammlung anzuzeigen, daß ich ebenfalls hier bin, und spreche den Wunsch aus, daß der Antrag einstimmig angenommen werde.

Fünfhundert neun und neunzig Stimmen: Unterstützt!

Präs. Es ist also der einstimmige Wunsch der Versammlung, daß sie den gestellten Antrag einstimmig annehme.

Advokat Schnauze. Ich erlaube mir, hierbei ein kleines Bedenken geltend zu machen. Die Versammlung hat früher beschlossen, daß die Hände und das rechte Bein aufgehoben werden sollen. Mit diesem Modus der Entscheidung verträgt sich nicht der Ausdruck „einstimmig", da die Hände und Füße keine Stimmen haben. Es wäre daher vielleicht am Platz, den Ausdruck „einhändig und-füßig" zu substituiren.

Schullehrer Spitzig. Ich kann mich damit nicht einverstanden erklären, da dieser Ausdruck zu der Mißdeutung Anlaß geben könnte, als sollte bloß eine Hand und ein Fuß, oder aber als sollten beide Hände und beide Füße aufgehoben werden.

Förster Schuß. Ich trage darauf an, daß wir vierfüßig und einmäulig abstimmen und zwar über die Frage, ob wir Esel oder Menschen sind.

Fünfhundert neun und neunzig Stimmen: Zur Ordnung!

Präs. Ich muß den Redner zur Ordnung verweisen.

Förster Schuß. Gut, so nehme ich meinen Antrag zurück und stelle den andren, daß wir unsre Flinten laden und die Bären einfach todtschießen.

Mehrere hundert Stimmen: Zur Sache! Zur Sache!

Präs. Der Antrag wird nicht unterstützt, sondern man verlangt die Sache, die Sache. Ich komme daher zurück —

Thürwächter (hereineilend zum Präs.): Die Bären sind vor der Thüre, lecken das Maul und scheinen eindringen zu wollen.

Präs. (in großer Aufregung): Meine Herrn, die Bären sind vor der Thüre und wollen eindringen. Hat noch Jemand einen Antrag zu stellen?

(Große Verwirrung. Alles ruft Hecker, Struve! Struve, Hecker!)

Patriot Seifensieder. Ich trage darauf an, daß wir uns permanent erklären und auf keinen Fall mit dem Feinde unterhandeln.

Patriot Umfang. Wenn mer permanent sein wolle, da müsse mer auch Bier hawwe. Das ischt jetzt mei Meinung. Ich heiße Umfang.

(Die Bären brummen fürchterlich, brechen die Thüre ein und erscheinen. Die ganze Versammlung springt zum Fenster hinaus.)

Zum Glücke machte mich der Berg der zurückgelassenen Heckerhüte den Bestien unsichtbar, so daß sie wieder abzogen ohne mich zu belästigen.

Auf dem Weg nach Philadelphia.

Als ich in den Eisenbahnwagen stieg, um nach Philadelphia zu fahren, stolperte mein Blick über eine allein sitzende Dame, die ich sofort als eine Teutsche erkannte. Sie verrieth ihre Nationalität nicht bloß durch ihre Blondheit, sondern auch durch ihr Wesen. Amerikanische Damen unterscheiden sich, außer durch den Gesichtsschnitt,

gewöhnlich durch ein ungenirtes Ignoriren ihrer Umgebung und durch eine gewisse Hast und, fast mögte ich sagen, Wildheit in Blick und Benehmen; teutsche aber durch das Reflektirende und Beobachtende, das zugleich das Beobachtetwerden nicht vergißt. Ich nahm ohne Weiteres Platz neben der neuen Landsmänninn und begrüßte sie als solche.

„Aber woran erkannten Sie mich als Teutsche?"

Die teutschen Damen der gebildeten Klasse, namentlich aber des Kaufmannsstandes, zeichnen sich vor den Amerikanerinnen durch ihre edle Haltung und ihre anmuthige Weiblichkeit aus.

Dieß Kompliment war auf den Stand meiner Nachbarinn berechnet, die sich durch ein gezwungenes Vornehmthun, worunter sie eine bescheidene bürgerliche Herkunft vergebens zu verdecken suchte, als die Frau eines jener teutschen Geschäftsparvenü's zu erkennen gab, welche sich sofort durch die unschuldige Prätension ihres Wesens verrathen.

Das Kompliment that seine Wirkung und die Dame lächelte verbindlich. „Sind Sie aus New-York?" fragte sie.

„Noh," erwiederte ich, ich habe bis jetzt mein Haus in Philadelphia, aber ich gedenke dort bloß ein Zweiggeschäft beizubehalten und mein Hauptgeschäft nach New-York zu verlegen. Ich war dort, um mir ein Haus zu „renten".

„Gefällt es Ihnen in Philadelphia nicht?"

„Well", mein Geschäft geht ausgezeichnet, aber die Gesellschaft sagt mir nicht zu. Die Kaufmannswelt in

New-York verspricht mir angemessenen Umgang. Auch werde ich dort Ein Hunderttausend Dollar mehr umschlagen, als in Philadelphia.

„Mein Mann, wissen Sie, ist auch Importer und hat im letzten Jahr $200,000 umgeschlagen. Man hat ihm eine Konsulstelle angetragen, aber er konnte sie nicht annehmen wegen seiner vielen Geschäfte. Ich mache bloß einen Ausflug um Verwandte zu besuchen."

Wissen Sie, man verlangt doch in den Nebenstunden, namentlich Sonntags, eine standesgemäße Unterhaltung in guter Gesellschaft. Bloß im Buggy ein Paar Stunden auszufahren, ist auf die Dauer langweilig. Die New-Yorker Kaufleute und ihre Damen sind sehr gebildet. Sie sollen sich auch mit Literatur abgeben.

„Ja, wissen Sie, es ist nur schlimm, daß wir so wenig Schriftsteller oder Literaten bei uns haben. Unsre Zeitungschreiber sind zu ungebildete und verschrieene Menschen. Die gebildetsten unter ihnen sind gänzlich irreligiös und unmoralisch, ja revolutionair in aller Hinsicht. Man nennt sie nur mit Entsetzen oder Schrecken. Mein Mann würde gern den Einen oder Andern Sonntags zum Essen einladen und ihn zum Vorlesen gebrauchen, aber man würde sich in übles Renomme bringen. Dabei sind die Menschen noch stolz dazu, obschon sie keine $100 werth sind. Es scheint, dieß Land macht die Menschen unbescheiden."

„Jes", so ist es, das hab' ich auch gefunden. Mit diesen Menschen ist nichts anzufangen, sie sind durch und durch unbescheiden. Aber es gibt auch noch andre, ganz bescheidene, die sich bloß der Unterhaltung widmen und die man privatim unterstützen muß. Sie sind höflich und

brauchbar. Wenn ich in New-York wohne, will ich mir mit einigen Bekannten einen Unterhaltungsliteraten halten, dem man das „Board" bezahlt und für Sonntags einen anständigen Rock anzieht. Dafür läßt man ihn vorlesen, Schreibereien besorgen und Bestellungen machen, auch für Geburtstage Gedichte liefern u. s. w. Wissen Sie, die Kaufmannswelt ist hier zu Lande die einzige Aristokratie und wir müssen doch auch aristokratisch die Literatur unterstützen.

„Jes, Sie haben Recht. Mein Mann wird sicher Theil nehmen. Er hat im vergangenen Jahr für $5 Bücher angeschafft. Auch hält er die „Staatszeitung", das „Handelsblatt" und den „Herald".

Ich bin sehr begierig, Ihren Mann kennen zu lernen, denn ich interessire mich sehr für die Literatur. Ich bedaure daß Sie schon aussteigen. Auf Wiedersehen!

Der Editor Moraster dort in der Ecke scheint etwas in sein Notizbuch eingetragen zu haben.

Wieder allein und allerlei trübseeligen Betrachtungen überlassen! „Bescheiden" sein — ja, darin steckt das ganze Geheimniß. Wir radikalen Menschen sind zu unbescheiden und deshalb mit aller Welt in Zank und Hader. Wir denken zu viel und zu viel Gedanken gebären zu viel Wünsche und die unerfüllten Wünsche machen uns geistes- und gemüthskrank. Nicht denken ist daher das sicherste Heilmittel gegen alle Unzufriedenheit wie Unbescheidenheit.

Es gibt keinen schrecklicheren Gedanken, als den an die unerfüllten Wünsche und die Möglichkeiten ihrer Erfüllung. Gibt es einen Menschen, der sagen kann, er habe

im Leben Alles gefunden, was ihm zukam seinen Anlagen und Fähigkeiten gemäß? Weiß Einer, ob nicht Alles anders mit ihm geworden wäre, wenn er jenen Weg eingeschlagen statt diesen, wenn er in jenen Verhältnissen gelebt statt in diesen, wenn er jenes Weib geliebt, statt dieses, wenn er jenen Umgang gesucht hätte statt diesen? Und wie alle diese Fragen abweisen? Wenn Alles, was Glück und Umstände an unberechneten und unberechenbaren Zugaben des Lebens bieten, in der Rechnung desselben abgezogen wird, so muß doch ein gewisses bestimmtes Maß von Foderungen und eine gewisse feste Norm für ihre Befriedigung übrig bleiben, worauf Jeder unbestreitbaren Anspruch hat, und dieses Maß und diese Norm können nur hergeleitet werden aus den natürlichen Anlagen jedes Einzelnen, ausgebildet unter entsprechenden Gelegenheiten und bethätigt nach den gleichen Rechten. Danach besteht die bescheidenste Garantie für die Erfüllung der berechtigten Wünsche in der Freiheit und in den nöthigen Mitteln, sie am zusagenden Ort zur Selbstbethätigung und Selbstbefriedigung zu benutzen. Ist das die Norm, so sind die Gefangenen und die Exilirten, welche für die Freiheit thätig waren, die ersten Reklamanten, welche die Welt zur Rechenschaft zu ziehen haben wegen ihrer unerfüllten Wünsche.

Sich um sein Streben und seine Wünsche, kurz um sein Leben betrogen sehen durch Gewalt, durch Tyrannei — das ist der empörendste Gedanke, der den einen Menschen zum Haß gegen den andren entflammen kann. Je mehr Selbstgefühl und Selbstachtung ein Mensch besitzt, desto weniger kann ihn der Raub gleichgültig lassen, den Andre an seinem Glück und Leben begehen. Ganz abgesehen

von den allgemein sittlichen Ideen, so muß schon der bloße berechtigte Egoismus jedes Einzelnen hinreichen, ihm die Ruhe zu rauben wegen des Frevels, den die Gewalt an ihm verübt. Als souverainer, freiheitglühender, berechtigter, strebsamer, lebenslustiger Mensch siehst du deine schönsten Wünsche vernichten und dein bestes Streben unter die Füße treten von einer Gewalt, die kein Recht auf sekundenlange Existenz hat; deine Tage rinnen vorbei, einer nach dem andern, ungenützt und ungenossen; deine Kräfte, unverwundet und aufgerieben in sich selbst, welken und schwinden; für deine Rechte an das Leben gibt es kein Tribunal, als deine ohnmächtige Wuth, die zuletzt zur Ruhe kommt in irgend einer verborgenen Kirchhofsecke. Für jeden Exilirten eine Hekatombe von Tyrannen und Tyrannenknechten — es wäre nur ein geringer Tribut bloß für die Selbstachtung, die durch einen solchen Akt der Rache den Werth eines geraubten Menschenrechts zu notiren hätte!

Welch ein Maßstab liegt hierin für das Treiben dieser teutschen Exilirten! Dieß bierblütige Volk läßt sich mit derselben Ergebenheit um sein Leben betrügen, womit der Patient sich einen Zahn ausziehen läßt. Sie nehmen das Exil wie eine Mission oder eine Bestimmung, statt es zu nehmen als eine Geißel, die sie Tag vor Tag zur Empörung treiben sollte. Sie verzichten auf ihre Rechte, als hätten sie nie welche gehabt. Sie haben Dünkel im Uebermaß, aber sie haben keinen Begriff von Selbstachtung; sie haben Antipathien genug, aber sie haben keinen Haß. Genügsam drängen sie sich an den Trog im Stall der Circe und lassen in ihrem aufgegebenen Olymp die Räuber und Bestien in Nektar und Ambrosia schwelgen.

Wenn ihr Geschäftchen sie nicht tröstet für Das, was sie verlassen, so tröstet sie das Bier, und wenn das Bier nicht genügt, so -- singen sie. Die teutschen Exilirten haben ihr Vaterland aufgegeben, ihr Leben abgetreten an hängenswerthe Räuber und — finden Ersatz und Auszeichnung genug im Singen!

In Philadelphia, der Bierstadt, von wo auch die Kinkelei ausging, haben sie wieder ein Gesangfest gehabt —

Philadelphia.

Nichts stört bei mir den Eindruck der teutschen Sängerfeste so sehr, wie der Mangel an Uebereinstimmung zwischen ihrem Begriff und den Gesinnungen ihrer Theilnehmer. Sei es nun, daß ich mit dem Worte „Sänger" eine zu hohe oder romantische Vorstellung verbinde — obschon ich dabei nicht immer an Orpheus und Arion denke —, oder daß ich die Bestimmung der Kunst überhaupt zu hoch auffasse — genug, ich kann mich der Anfoderung nicht erwehren, daß ein Mensch, der als „Sänger" die Musik und Poesie gleichzeitig, und zwar bei einem Volksfest, repräsentirt, nach Bildung und Gesinnung ein durchaus edel strebender Mensch sein müsse. Diese Anfoderung im Kopf, habe ich mir gelegentlich die teutschen Sänger äußerlich angesehen und sie als Materialist wenigstens physiognomisch und phrenologisch zu taxiren gesucht. Ich war momentan erfreut, unter ihnen manchen wohlgeformten Kopf und manches edel geschnittene Gesicht zu erblicken, während man anderwärts unter den Massen unserer Landsleute so oft durch Holzschnitte und Kruzifixgesichter abgestoßen wird, die sich wahrhaft mittelalterlich ausnehmen. Hinterher aber zeigt sich, daß, mit wenig Ausnahmen, die

Sängervereine so wenig die edle Bildung und freie Gesinnung vertreten, wie die Turn- und sonstigen Vereine. Zieht man den Humbug ihres geräuschvollen Auftretens ab, so bleibt trostlos wenig von ihrem Streben übrig. Die Hand auf's Herz, wie viele der Sänger- und Turnvereine würden bestehen bleiben, wenn sie die öffentlichen Paraden und das Bier abschafften? So wenig wie von den „Guards„ des „Käptens" X und des „Käptens" Y., wenn sie keine Uniform mehr anlegen dürften.

Herr Sänger X., Sie und Ihre Kollegen haben einen hübschen Kopf und eine hübsche Stimme. Ich bin im Voraus überzeugt, daß Alles, was Geist, Schönheit, Freiheit und Humanität heißt, bei Ihnen Anklang und Theilnahme findet. Nicht wahr, Sie interessiren sich vor Allem für die teutsche Literatur?

„Das zwar nicht, aber wir singen."

Nichts zeichnet den Teutschen so sehr aus, wie sein radikales und umfassendes Denken, wodurch er im Grunde der geistige Herr der Welt wird. Nicht wahr, als teutsche Sänger sind Sie stolz, den teutschen Radikalismus zu vertreten?

„Das zwar nicht, aber wir singen."

Einem Teutschen, in dem der Geist seines Vaterlandes wahrhaft Wurzeln geschlagen, kann das Interesse für den Sieg der teutschen Ideen im Kampf der Revolution niemals abhanden kommen. Er wird daher im Exil jede Gelegenheit benutzen, der Revolution seine Huldigung darzubringen und sein Schärflein zur Unterhaltung des revolutionairen Kampfes beizutragen. Nicht wahr, für Sie Sänger ist es eine wahre Lust und Erhebung, die Kunst im Dienst der Freiheit und Revolution zu pflegen?

„Das zwar nicht, aber wir singen."

Nirgendwo mehr, als hier, wo die freie Rohheit und Gemeinheit eine so große Macht bilden, hat der edlere Mensch Gelegenheit, durch Bekämpfung beider seinen Charakter zu wahren und die Ehre der Menschheit zu vertreten. Nicht wahr, vor Allen werden dieß die teutschen Sänger als ihren Beruf erkennen?

„Das zwar nicht, aber wir singen."

Aber, meine Herren, welche Zwecke haben Sie denn eigentlich bei Ihrem Singen?

„Parade machen, die innere Leerheit verdecken, die Zeit todtschlagen und Bier saufen."

Meine Herren, ich bin ein großer Freund der Zither; wenn ich mir aber denke, die Saiten einer Zither seien über die Oeffnung eines locus tertius gespannt, so würde ich auch ihre schönsten Töne nur mit der Nase hören und davon laufen.

„Der Mensch kann nichts Andres als bloß Grobheiten sagen."

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Umgebung von Philadelphia in der Nähe mehr hübsche Punkte für Spaziergänge, kleine Streifereien und ländliche Ausflüge bietet, als die von New-York. Die Partie um die Wasserwerke und Lemon Hill allein ist mehr werth, als Hoboken und alle „Naturschönheiten" der Manhattan-Insel. Was aber zu Philadelphia wie zu New-York die von der Natur gebotenen Erholungsplätze entstellt, die von der Privatspekulation okkupirt sind, das ist der Mangel an künstlicher Ausstattung, die Rohheit der menschlichen Zuthaten, die Liederlichkeit des verschönernden Arrangements. Ein

Paar zertretene Grasplätze und einige roh zusammengeschlagene Bretter unter den Paar verschonten Bäumen, welche als primitive Tische und Bänke einer Urwaldsniederlassung dienen könnten, sind hier die Hauptzierden eines Kunst- oder Vergnügungsplatzes, den man die Verwegenheit hat „Park" zu nennen. Was aus diesen Einrichtungen spricht, ist entweder die rohe Gier, um möglichst geringen Preis eine konsumirende Menschenmasse auszubeuten, oder die Voraussetzung, daß dieselbe keiner edleren Einrichtungen bedürftig und würdig sei, oder aber die Furcht, Anlagen der verschönernden Kunst und des gebildeten Geschmacks vom Vandalismus roher Banden wieder vernichten zu sehen.

Ein sprechendes Zeugniß für den Charakter des sozialen Volkslebens! Die Teutschen aber rühmen sich, in dieses Land soziale Sitten, Volksfeste, öffentliche Vergnügungen u. s. w. eingeführt zu haben, und sie haben es noch nicht einmal zu einem öffentlichen Garten gebracht, in dem gebildete Menschen zwischen Blumenbeeten und Bosquets hinter einem Glase Wein eine Stunde der Erholung verplaudern oder verträumen können.

Was die Amerikaner von allen „zivilisirten" Völkern, selbst von ihren angelsächsischen Stammvätern als durchaus unsozial unterscheidet und als wahrhaft indianisch charakterisirt, ist ihr gänzlicher Mangel an Dem, was man Volksfeste nennt. Ihr anarchisches Gelärm am 4. Juli, ihre Feuermannsparaden, ihre Militairkomödien sind der einzige barbarische Ersatz dafür, wenn man nicht lieber behaupten will, ihre wahren Volksfeste seien die Kämpfe wüthender Rowdiebanden.

Die Teutschen nun sind Diejenigen, welche in Bezug auf soziales Volksleben ihre Vorbilder oder Lehrmeister sein sollen. Aber täuscht man sich hierin nicht? Sind die Teutschen wirklich im Stande, Volksfeste, und zwar in Amerika, zu veranstalten? Was sind Volksfeste? Ich kann sie mir nur denken als allgemeine Vergnügungsgelegenheiten, welche von einer allgemeinen Idee getragen werden. Eine bloße Gelegenheit, sich massenweise zu amüsiren, die Jeder nach seinem Kopf benutzt, ist kein Volksfest, sie ist nur eine Erweiterung des gewöhnlichen Wirthshaustreibens. Ein Volksfest ist nur zu denken als mit Politik oder mit einem sonstigen, Alle gleichmäßig fesselnden, idealen Interesse versetzt. Trotz ihren sonstigen Fehlern und Bornirtheiten sind es heutzutage nur die Schweizer, die wirkliche Volksfeste zu veranstalten verstehen. Da sie denselben stets eine patriotische Grundlage geben, herrscht von vorn herein die nöthige Harmonie und diejenige Haltung, welche das Amüsement vor anarchischer Maßlosigkeit sichert. Volksfeste sind auch nicht das Produkt einer momentanen Veranlassung. Sie müssen eine Volksgeschichte als Boden unter sich haben und aus der Gewohnheit der freien Bewegung hervorgehen. In Teutschland nannte man es bisher Volksfeste, wenn die Unterthanen auf Allerhöchsten Befehl „Königs Geburtstag" und den Jahrestag der Schlacht bei Waterloo feierten; oder wenn sie bei Kirchweihen mit polizeilicher Erlaubniß einen Ball halten, oder wenn sie gar ein „Schützenfest" veranstalten durften.

Zu Volksfesten gehört vor allen Dingen ein Volk, d. i. ein freies Volk. So lang Teutschland keine Volksgeschichte, d. i. keine Geschichte seiner Befreiung und keine

Uebung in der Freiheit hat, kann es auch keine Volksfeste haben.

Die Teutschen in Amerika haben freie Bewegung; aber sie haben keine allgemeine, ihnen eigenthümliche Idee, welche ihnen Volksfeste möglich macht. Ihre Feste sind daher weiter nichts, als Tummelplätze für einen Vergnügungstaumel, in dem Jeder sich anarchisch umhertreibt ohne bestimmten Anhalt und eine allgemeine Inspiration. Das Bier ist die einzige nationale Idee dabei.

Die alten Griechen verstanden Volksfeste zu feiern. Dabei war aber jeder Theilnehmer ein Glied des allgemeinen Lebens, ein Repräsentant der nationalen Vorzüge.

Die Griechen erinnern mich wieder an das Bier. Läßt sich die Möglichkeit denken, daß die Griechen ihre olympischen Spiele und sonstigen Volksfeste mit dem Bierkrug in der Hand hätten feiern können? Der Begriff Volksfest und der Begriff Wein sind unzertrennlich. Auch die Schweizer trinken Wein. Gambrinus läßt sich so wenig an der Spitze eines Volksfestes denken, wie Venus vulgivaga als Repräsentantinn der Liebe.

Aber, wenn die teutschen Feste keine Volksfeste sind, sind sie dann nicht wenigstens allgemeine Vergnügungsfeste? Wenn Vergnügen in haltlosem Taumel besteht, der in dem allgemeinen Gewoge gar nicht zur Besinnung kommt, so gebe ich es zu. Aber das Vergnügen, das nicht in der Theilnahme an der Repräsentation einer allgemeinen Idee besteht, kann ich mir nur als Privatvergnügen denken. Nur jene wüste Leerheit, die des Tumults und des Taumels bedarf, kann das Umhertreiben in dem Gewoge einer ruhelosen Masse Vergnügen nennen.

Der Denkende zieht sich seitab unter den Schatten eines

Baumes und vergnügt sich mit wenigen Bekannten, von denen Jeder dem Andern etwas zu geben hat, und hört das Gesumme einer Menge von fern an, deren einzelne Individuen ihm fremd sind und höchstens gelegentlich Stoff zu physiognomischen oder naturhistorischen Beobachtungen liefern. Das Glück — und das Vergnügen, die Unterhaltung, die Erholung ist doch nicht sein Gegentheil — gedeiht überhaupt nur in der Einsamkeit, nicht unter den Augen der Menge. Je weniger Augen dabei Gevatterdienst leisten, desto besser, aber vier sind das Minimum.

„Wir sollten keine Volksfeste haben?“ rief ein gemüthlicher Landsmann, indem er das Bierglas absetzte, mit einer Stimme, die Aehnlichkeit hatte mit dem Gerassel einer löcherigen Ofenröhre, welche die Gassenbuben einem Hunde an den Schwanz gebunden haben. „Warten Sie, setzte er hinzu, wir wollen es Ihnen ad oculos und ad hominem demonstriren: heute Abend sollen Sie ein Volksständchen haben, wie wir Philadelphier noch nie eins veranstalteten.“

Ich erschrak, denn ich heiße weder Hecker noch Kinkel, und glaubte seit 1848, wo ich die Philadelphier für ihr Ständchen so schwer beleidigte indem ich ihnen sagte, mir sei es nicht um persönliche Auszeichnung, sondern um Unterstützung der Revolution zu thun, vor solchen Ehren für immer gesichert zu sein. Doch der Beschluß war nicht zu ändern, denn er war ein Volksbeschluß und vox populi vox Gambrini.

Der Abend kam. Fünfzigtausend Germanen, sämmtlich theure Landsleute, rückten vor meine Wohnung. Ihr

Sprecher trat vor und begann sich zu räuspern. Er war ein Mann von schwerem Kaliber, mindestens zwei „Bärrel" haltend. Aus jeder seiner glänzenden Wangen hätte man einen ansehnlichen westphälischen Schinken schneiden können, ohne daß sie eingefallen erschienen, wenn man die Nath der Schwarte wieder zunähte. Sein schwimmendes Auge hatte einen halb martialischen Ausdruck angenommen und fand nach langem Umherrollen sein bestimmtes Ziel. Ein großer Bart bedeckte das verschämte Unterkinn, das sich unter ihm ausnahm wie ein Kind in der Umarmung eines Bären. Er stellte sich in Positur, kratzte mit dem Kehlrachen wie ein Dampfhobel, spie aus und sprach:

„In dieser Bierstadt der Bruderliebe — ich wollte sagen: in dieser Bruderstadt der Bierliebe — in dieser Liebesstadt der Bierbrüder, wollt' ich sagen . . . . Landsleute, mein Herz ist so voll, daß der Sprudel meiner Gefühle, die auf keinem Kühlschiff der Berechnung abgekühlt worden sind, sich förmlich überstürzt. Was ich aber sagen wollte, ist dieß: in unserer lieben Bier- und Bruderstadt ist ein Gast angekommen, den ich nur zu nennen brauche, um alle Freunde des Biers und der Bruderliebe in Begeisterung zu versetzen. (Hip, hip, hip, hurräh!) Fragt euch, was wir wären ohne diesen Mann! War er es nicht, der stets als der eifrigste Vertheidiger unseres nationalen Palladiums, des Lagerbiers, gegen alle Widersacher aufgetreten ist? Was wären wir ohne das Bier und was wäre das Bier ohne den „Pionier?" (Dreimal drei Cheers.) Welche Beruhigung ist es für die Seele des schlichten Biedermannes, wenn er für sein Thun und Leben den geistigen Rückhalt findet in den Vertretern der ewigen Prinzipien! Das Bier ist das ewigste aller Prin-

zipien, denn wenn wir gar nichts mehr sind und haben, werden wir noch Bier trinken. Wir sind Demokraten, sind Republikaner, aber zwei Fürsten erkennen wir freudig an. Sie hangen an der Wand jeder unserer Bierstuben: Hermann mit erhobenem Schwert und Gambrinus mit erhobenem Bierglas! (Ungeheurer Beifall. Mehrere Kamine stürzen ein.) So sind wir die freiesten Männer, indem wir doppelte Unterthanen sind. (Entfernte Stimme: „seeehr gut.") Wer aber ist es, der uns dabei die geistige Weihe, gleichsam den prinzipiellen Segen ertheilt und unser Lob durch die Lande verbreitet? Es ist der Mann, dem wir durch unsre heutige Aufmerksamkeit einen kleinen Theil der Schuld unserer Dankbarkeit abtragen. (Großer Beifall.) Es ist der Mann, der uns nachgewiesen, wie belebend und stärkend unser nationales Getränk, in entsprechenden Massen genommen, auf unsern Geist und unsre Energie wirkt. (Hear, hear!) Es ist der Mann, der uns in Schutz genommen hat gegen jene wahnsinnigen Unterthanen des Bachus, welche ihr Blut erhitzen mit dem Gift von Mongolen und Galliern. Es ist der Mann, der gezeigt hat, daß im Bier die wahre Poesie steckt und der mir noch heute die folgende Probe verehrte, auf daß wir damit im Rundgesang unsre patriotischen Herzen erheben:

O, wenn ich doch ein Wallfisch wär'
Und lauter Lagerbier das Meer
Und der Hering schwämm' als Salat umher,
Begleitet von duftendem Limburger,
Dann gäb's für mich halt kein Begehr
Und keinen Katzenjammer mehr!

(Furchtbarer Beifallssturm. 50,000 Stimmen wiederholen das Lied. 20 Häuser stürzen ein. Die Feuerkompagnien rücken heran, nehmen aber Reißaus, als das Lied nochmals gesungen wird.)

An der Wirkung dieses Liedes, dieses Nationalliedes, dieser Malzmarseillaise, theure Brüder, erkennt ihr den Werth wahrer Poesie, erkennt ihr eure Würde und erkennt ihr das Glück, einen solchen Vertreter unserer Prinzipien gefunden zu haben. Ich schließe, denn Worte reichen nicht hin, ihn gebührend zu feiern. Nur ein einziges noch, ein tiefgefühltes und hochgetragenes Wort, aus tiefster Männerbrust und mit gehobener Stimmung ausgerufen, ein dreimaliges

Hoch!"

(Entsetzliches Hoch von 50,000 Ofenröhren. Es stürzen abermals 10 Häuser und mehrere Schulen ein.)

Nachdem die Menge zur Ruhe gekommen war, trat ich vor und dankte in folgender Anrede:

„Theuerste Brüder in Bier und Liebe! Zwar soll Anerkennung nicht das bestimmende Motiv des Strebens sein und ihm treu bleiben ohne Anerkennung ist wahre Größe. Wenn es aber für das Streben eines Mannes einen würdigen und verführerischen Lohn auf dieser Erde gibt, so ist es der Beweis, daß er erkannt und gewürdigt wird von würdigen Gesinnungsgenossen. Die glänzende Würdigung, die Sie meinem kleinen Verdienst um Ihre leitenden Prinzipien angedeihen lassen, übersteigt das Maß des Lohnes und berührt die Grenze der Beschämung. Nur die Aufrichtigkeit meines Strebens und der feste Wille, darin fortzufahren, setzt mich in Stand, ein Lob zu

ertragen, das mein Verdienst in Schatten stellt. Erlauben Sie mir eine kleine Ausgleichung, indem ich ihm das Lob Ihrer Verdienste an die Seite stelle. Obschon wir alle wissen, daß das Konsumiren unseres nationalen Getränks eine patriotische Pflicht ist, so wollen doch Andre darin eine bloße Erholung, ein Vergnügen erblicken, das nur Dem zu gestatten sei, der in andrer Beziehung seine volle Schuldigkeit als Mann, als Mensch und als Patriot gethan habe. Wenn ich mich aber auch auf diese Anschauung einlasse, wer ist es dann wieder, der die Probe glänzender bestände, als Ihr? Wenn Der die meiste Erholung d. i. das meiste Bier verdient, der die meiste Arbeit gethan, wer verdiente sie dann in größerem Maße, als Ihr? Seid Ihr es nicht, Ihr Philadephier, die in dem großen Kampf der Freiheit gegen die Sklaverei den übrigen Söhnen Hermanns die Fahne vorantragen? Ist Euer Fähnrich nicht der glorreiche, unüberwindliche Periculosus?*) Wo hat je teutsche Kunst, teutscher Geist, teutscher Radikalismus ein Unternehmen begonnen, das nicht unter Euch die wärmste und großartigste Unterstützung gefunden? Was aber die Hauptsache, ist Philadelphia nicht der eigentliche Herd der teutschen Revolution in Amerika? Lebte nicht in Eurer Mitte der Mann mit dem sanften, wollegewobenen Namen, aber dem eisernen Herzen, der den furchtbaren Bund gegen die europäischen Tyrannen stiftete? Haben nicht,

---

*) Man behauptet, hiermit sei der vormalige Revolutionair Dr. Kellner gemeint, der, nachdem er sich in New-York als kommunistischer Editor selbst für „gefährlich" erklärt hatte, in Philadelphia als „demokratischer" Editor die Sklaverei vertheidigte. Anm. des Setzers.

als die Nachricht nach Europa kam, sämmtliche Tyrannen acht Tage und Nächte lang gezittert, so daß sämmtliche Paläste mit neuen Betten mußten versehen werden? War't Ihr es endlich nicht, welche dem noch furchtbareren Patrioten Kinkel das Schwert überlieferten, womit er seit Jahren einen so erbitterten, unablässigen Krieg gegen die Despoten führt, so daß sie sich sämmtlich vereinigt haben, um ihn aus England in Eure Mitte zurück zu treiben? Laßt es nicht geschehen, ich beschwöre Euch, sondern steht ihm von Neuem bei, damit er den glorreichen und wichtigen Posten auch ferner behaupten könne, auf dem er ein so gefährlicher Gegner der Unterdrücker der Menschheit geworden ist! Darin eben zeigt sich die Intelligenz und Gesinnung eines Volks, daß es Diejenigen erkennt und unterstützt, welche die wahren Vorkämpfer seiner Rechte und die Bahnbrecher seiner Freiheit sind.

Theure Brüder in Bier und Liebe, ich bin kein Schmeichler, deshalb begnüge ich mich mit diesem kurzen Hinweis auf Eure Verdienste um die Menschheit, um Eure volle Berechtigung zu dem ausgedehntesten Maße der Erholung darzuthun. Deshalb trinkt, nein sauft, wie noch kein Volk gesoffen hat! Sauft, daß Euer Gehirn zu Malz und Euer Blut zu Jauche wird! Sauft, daß Eure Augen glotzen wie Kockelskörner und Eure Wangen triefen wie Schweizerkäse! Sauft, daß Euch die Reifen platzen und daß Eure Kinder als Bier-„Bärrel" auf die Welt kommen! Sauft, bis Ihr in der Schlempe umherschwimmt wie die Sau in der Gosse! Sauft, bis Ihr aufschwillt zu Ballons und als Planeten Euch von der Erde erhebt in die unendlichen Regionen der Unsterblichkeit. Dort oben aber, wo die irdischen Verdienste erst ihren ganzen

Lohn finden, werdet Ihr die Entdeckung machen, daß die Milchstraße nur eine Schaumstraße ist, unter welcher der Ozean des kosmischen Lagerbiers fließt, das niagaramäßig daher donnert aus den Felsenkellern der Unendlichkeit. Dort, theure Brüder, wird unser Elysium sein. Auf Wiedersehen in der Milchstraße!"

Ich trat zurück und es erhob sich ein Sturm des Beifalls und der Anerkennung, welcher dem Brausen des Orkans durch die Eichenwälder des alten Cheruskers glich.

Doch leider sollte dieser herrliche, glorreiche Abend nicht ungetrübt vorübergehen, sondern der Sturm der Begeisterung durch die leidige teutsche Uneinigkeit in einen Sturm der Entrüstung verwandelt werden. Kaum hatte sich nämlich die Menge einigermaßen beruhigt, so trat ein ältlicher Mann auf, der sich durch seine Mundart als einen Pfälzer zu erkennen gab, und sprach die wenigen, aber empörenden Worte:

„Bei uns sächt mer, wer Bier sauft, der ist ze faul um Wasser ze hole."

Diese Worte waren das Signal zu einer allgemeinen Empörung. Die ganze Masse stürzte sich mit Wuthgeschrei auf den Alten, der sich in ein benachbartes Haus rettete. Man stürmte das Haus und suchte ihn racheschnaubend in allen Winkeln. Die Glocken wurden geläutet, die Miliz rückte aus und der Kampf begann. Es war kein Zweifel mehr: der Bürgerkrieg war ausgebrochen. Wie majestätisch auch die Szene ist, von der es heißt

„das Volk steht auf, der Sturm bricht los"

— so war es mir doch unmöglich, die teutschen Brüder

sich zerfleischen und Bruderblut vergießen zu sehen. Ich eilte daher, was ich konnte, schweren Herzens aus der Stadt der Bruderliebe gen Pittsburg.

In der folgenden Nacht hatte ich einen merkwürdigen Traum. Ich hörte ein Blasen, als käme es aus meilenlangen Posaunen und als sollten seine Töne die Sterne vom Himmel herabschmettern. Es war die Wecker-Musik des jüngsten Tages. Wohin man blickte, spaltete sich die Erde, ein allgemeines Geklapper ertönte, die zerstreuten Gebeine fügten sich eilig zusammen und ganze Prozessionen von Gerippen traten den Marsch nach dem großen Appell- und Richtplatz an. Eine unübersehbare Menge bedeckte den Plan. Auf einem erhabenem Thron saß Gott der Herr mit drohendem Bart und gebieterischen Augen, welche das lautlose Heer der Erstandenen musterten. Plötzlich rief der Herr mit Donnerstimme: „Wo bleiben denn die Teutschen? Die ganze Menschheit ist versammelt, nur die Teutschen fehlen. Wollen diese Siebenschläfer, die immer schliefen, wo andre Völker aufstanden, sogar den jüngsten Tag verschlafen? Kapellmeister, laß nochmals zum Appell blasen!“ Die Posaunenengel bliesen, daß das ganze ungeheure Heer von Gerippen zu klappern begann, aber kein Teutscher erschien, außer sechs Radikale, die sich bescheiden an die Seite drückten. Einer derselben nahte sich demüthig dem Thron und sprach: „Herr, ich weiß ein einfaches Mittel, meine Landsleute zu versammeln. Verkünde ihnen, daß du Bier verzapfest!“ Darauf rief der Herr: „Petrus, ein frisches Fäßle angestochen!“ Kaum hatte er das Wort gesprochen, als sich in der Ferne ein Gebraus wie von der stürmenden See vernehmen ließ, und in kürzester Zeit stürzten achtzig Millionen Teutsche,

weniger sechs, auf den Versammlungsplatz und schrieen einstimmig: „wo ist das Fäßle?"

Auf der Fahrt nach Pittsburg.

Hingegeben den quälenden Gedanken an den schrecklichen Bürger- und Bruderkrieg um „die höchsten Güter der Menschheit", der jetzt in Philadelphia zwischen den Unterthanen des Gambrinus und des Bachus wüthet, und an die Wittwen und Waisen, die ihn beweinen werden, bin ich also auf der Reise nach Pittsburg.

Pittsburg! Wahrhaftig, eher mache ich mich anheischig, eine Erholungsreise, Luftveränderung und Reiseabenteuer eingeschlossen, hinter dem Redaktionstisch zu unternehmen, als in Pittsburg sechs Wochen zu leben, ohne auf den schönen Kirchhof zu kommen, der eine Meile von der Stadt entfernt liegt, so daß wenigstens die Todten Ruhe haben vor der Dummheit der Lebendigen. Diese Stadt mit ihrer Kohlenrauchatmosphäre, welche nach dem Angstschweiß katholischer Seelen und dem Unrath „demokratischer" Gehirne duftet, ist eine wahre Repräsentantinn des geistigen Todes, ein geistiger „Gottesacker". Das Einzige, was mich dort, außer dem schönen Kirchhof, für Augenblicke trösten könnte, wäre das treffliche Lagerbier aus den Felsenkellern. Nach einem Spaziergang in der Hitze oder überhaupt zur Löschung eines herzhaften Durstes gibt es nichts Herrlicheres, als Sauerwasser oder Lagerbier. Welchen „Genuß" das *Trinken* von Lagerbier gewähren kann, vermögen nur Die zu schätzen, die es nicht *saufen*.

Pittsburg ist ein so langweiliger Ort, daß man es zur Hauptstadt des Staates Pennsylvanien machen könnte.

Ist nicht die Langweiligkeit und Geistesöde ein Charakterzug fast aller Hauptstädte? Man sehe sich dieß Harrisburg, Columbus, Albany, Frankfort, Jefferson, Madison u. s. w., vor allen aber Washington an — sind sie nicht alle verurtheilt zum geistigen Tode und zur moralischen Verkommenheit? Erinnern sie nicht an die langweiligen, kirchhöflichen Residenzen der Zaunkönige in Teutschland? Es ist, als ob eine Ansammlung von Regenten und Politikern des heutigen Schlages in Republiken so gut wie in Monarchien allen Saft aus dem Leben aussöge, das sie umgibt, oder als ob der Hauch ihrer Korruption es mit einem tödtenden Mehlthau überzöge.

Die Fahrt von Philadelphia nach Pittsburg ist nicht uninteressant. Vor allen Dingen ist es das klare Wasser und die Bergluft, was erfrischend wirkt. Die Alleghanies, über welche die Eisenbahn führt, haben zwar nichts Alpenartiges, aber auf ihrem Rücken fühlt man doch eine wohlthuende Abwechslung gegen dieses einförmige Flachland, und man glaubt sich in eine europäische Gegend versetzt, wenn man von ihren bewaldeten Höhen die klaren Bäche und Flüßchen hinabeilen sieht, nachdem man sich so oft über die schlammgesättigten „Ströme“ und „Creeks“ geärgert hat, die in diesem Lande die Regel bilden.

Es ist zum Erstaunen, daß auf der Alleghanie-Eisenbahn nicht mehr Unglücke passiren. Das rasende Fahren auf den engen Krümmungen um die Bergspitzen, während seitwärts drohende Abgründe gähnen, ist mehr als ein Wagstück, es ist Gewissenlosigkeit. Man glaubt mitunter, der ganze Zug müsse aus den Schienen fliegen und sieht ihn in Gedanken wie eine Schleuder sich über die

gähnende Tiefe schwingen. Doch hat auch Das wieder sein Interessantes, wie wir sogleich sehen werden.

Ich habe in meinem Leben nicht sechs Schwäbinnen kennen gelernt und doch glaube ich nach diesen wenigen den Charakter der ganzen „Nation" beurtheilen zu können. Sie haben, wie die Wienerinnen, etwas an sich, das sie sofort von allen andren Weibern unterscheidet, nämlich ihre offene Zuthulichkeit und Gemüthlichkeit, welche es einem Fremden möglich macht, bei der ersten Unterredung so weit mit ihnen bekannt zu werden, wie mit andren nach langem Umgange. Ihre Natur trägt keine Fessel, ihr Herz keinen Riegel und ihr Mund kein Schloß.

Eine solche Schwäbinn hatte ich zur Nachbarinn erhalten. Sie war an einer Nebenstation ausgestiegen, wo ich sie mit einer Freundinn schwäbisch sprechen und schwäbisch lachen hörte, weshalb ich ihr sogleich Platz machte, um sie mir nicht entgehen zu lassen. Sie war ein kleines, pralles Weibchen, mit einem hübsch kolorirten, freundlichen Gesicht, in welchem ein Paar lebhafte braune Augen glänzten, die bei ihrem allerliebsten Lachen ganz verführerisch blinzelten. Schön war sie eigentlich nicht, aber — „ein Aepfelchen für den Durst" einer schmachtenden Seele.

Wir waren in wenig Minuten so weit mit einander bekannt, daß ich allerlei Tollheiten auftischen konnte, die sie außerordentlich amüsirten. Als wir mit der gewöhnlichen Schnelligkeit eben um eine Bergspitze sauf'ten, so daß man in Gedanken wieder eine Reise in den Abgrund machen konnte, meinte meine Nachbarinn, es sei ein wahres Wunder, daß man hier den Hals nicht breche.

Wenn wir hinunterstürzen, bemerkte ich dazu, so geben

Sie mir geschwind einen Kuß, damit ich ohne Umweg in den Himmel komme.

„O, Sie! Das war hübsch gesagt, das war genial. Aber (mir fest in die Augen sehend), nun sagen Sie mir einmal, sind Sie nicht der Hecker? Nur der Hecker kann so etwas sagen!"

Pst! Verrathen Sie mich nicht, ich reise incognito!

„Also Sie sind es wirklich! Mein Gott, wie oft hab' ich mir gewünscht, den Hecker kennen zu lernen, und nun hab' ich doch endlich das Glück gehabt. Aber haben Sie sonst nicht einen Bart getragen?"

Den trag' ich bloß wenn Revolution ist, wenn's wieder losgeht im badischen Ländle.

„Ach, Herr Hecker, wann machen Sie denn, daß wir wieder nach Teutschland kommen? Es geht doch nichts über das badische Ländle. Ich bin eine Würtembergerinn, aber mein Mann war ein Badenser. Er war auch ein Flüchtling nnd ist vor zwei Jahren auf meiner Farm gestorben. Nicht wahr, Herr Hecker, Sie besuchen mich doch? Wenn wir noch eine halbe Stunde gefahren sind, kommen wir an die Station, wo ich aussteige. Mein Schwiegervater erwartet mich mit dem Wagen und in einer Viertelstunde sind wir zu Hause."

Ich würde mir gewiß nicht das Glück entgehen lassen, mit einer so liebenswürdigen Landsmänninn ein Paar Tage zu verleben, aber ich habe zu dringende und wichtige Geschäfte. Ich reise jetzt nach Pittsburg, Cincinnati, St. Louis, Milwaukee u. s. w., um die Revolutionspartei zu organisiren. Vor Allem aber muß ich in Cincinnati dem großen teutschen Editorenkongreß beiwohnen.

„Ach, wie bedaure ich Das! Es macht mich ganz

traurig. Ich wäre so glücklich, wenn ich Ihnen meine Farm zeigen und Sie auf einige Tage bewirthen könnte. Die Farm ist so schön, sie würde Ihnen gewiß gefallen. Mein Schwiegervater besorgt alle Geschäfte und ich habe nichts zu thun als was mir Vergnügen macht. Die Farm liegt in der Ecke eines Thals und ist an drei Seiten von Bergen eingeschlossen, von denen der schönste, klarste Bach dicht am Hause vorbeiläuft. Das Thal hinunter sieht man meine Felder und Wiesen, durch die der Bach wie eine silberne Schlange sich hinabwindet. Unten an der Ecke des Thales ist ein Weinberg, von dem wir das vorige Jahr den ersten Wein gemacht haben. Er ist ausgezeichnet. Ich habe auch noch Marggräfler, Affenthaler, Kaiserstühler, Neckarwein, Unksteiner, Forster und Deidesheimer im Keller. Den hat mein Schwiegervater von Teutschland mitgebracht und den sollen Sie all versuchen, wenn Sie zu mir kommen. Vor dem Hause ist ein Obst- und Gemüsegarten und an der linken Seite habe ich einen großen Blumengarten angelegt, der bis in den Wald den Berg hinaufgeht, wo ich schöne Promenaden durch das schattige Gebüsch habe machen lassen. Am Ende des Blumengartens ist eine große dichte Laube von Rosen, Geisblatt und Epheu. O, sie ist allerliebst und vor der Laube ist ein Springbrünnele, das plätschert und schwätzt als ob es ein lebendiges Wesen wäre."

Das muß ja allerliebst sein!

„Was meinen Sie?"

Ihr Springbrünnele!

„O, Sie sollten es sehen und hören! Da sitz' ich oft Stunden lang und träume. Da saß ich früher mit meinem Mann. Wenn der Abend kam, so nahmen wir das

Essen mit hinauf und eine Flasche Wein und saßen da oft bis in die Nacht. Wenn ich Besuch habe, ist der ganze Garten und das Wäldle daneben Alles ein Leben. Und keine Moskiten sind da, kein Ungeziefer, bloß Vögel, die hüpfen und singen, daß es eine Lust ist. Ach, ich bin nicht gern allein!"

Wer keine Frau hätte oder eine schlechte, der müßt' es als eine wahre Fügung des Schicksals ansehen, daß Sie Wittwe sind.

„Jetzt hab' ich nach Haus verlangt und nun bin ich doch traurig, daß ich schon aussteigen muß, weil Sie nicht mitgehen. Sie kommen aber auf ein ander Mal, nicht wahr, Herr Hecker?"

Ich will es auf das Glück und die Umstände ankommen lassen. Werden Sie mir auch schreiben?

„Ganz gewiß, wenn Sie es erlauben."

Ich will Ihnen meine Adresse notiren: Mr. F. Hecker, care of K. Heinzen, Esq., letterbox 3750, New-York. Leben Sie wohl, charmante Frau, und vergessen Sie mich nicht!

Welche Vortheile, dachte ich, hat doch ein großer Mann vor andern voraus!

Pittsburg.

Göttinn der Gerechtigkeit, wenn du in deiner Blindheit Absolution ertheilen kannst wie die heilige Kirche, so absolvire mich von der Sünde, die ich an dem trefflichen Pittsburg begangen habe! War ich in Philadelphia wegen meiner Verdienste geehrt worden, so wurde ich in Pittsburg vergöttert! Als ich am Eisenbahnhof anlangte,

gewahrte ich ein endloses Gewimmel von Menschen mit Fahnen und sonstigen Zeichen der Feierlichkeit. Sie näherten sich langsamen Schritts dem Bahnhof und erst jetzt erkannte ich wer sie waren und was sie wollten. Den hochwürdigsten Bischof und sämmtliche hochwürdige Priester an der Spitze, rückten mir 20,000 Katholiken und „Demokraten" entgegen, um mich zu bewillkommnen und wegen meiner Verdienste um die heilige Kirche und die „demokratische" Partei zu ehren. Als ich ausgestiegen war, empfing mich eine Deputation, welche mich mit dem Zweck des großen Aufzugs bekannt machte. Gleichzeitig begannen die Glocken anzuschlagen. Ich wendete ein, daß ich nicht vorbereitet sei auf eine so seltene Ehre und daß ich dieselbe nicht eher annehmen könne, als bis ich durch die heilige Beichte mich vollständig von allem Sündhaften gereinigt habe, das meiner Seele noch anklebe. Es wurde dieß dem hochwürdigsten Herrn Bischof gemeldet und er erklärte sich bereit, mir in hocheigner Person die Beichte abzunehmen. Da kein Beichtstuhl in der Nähe war, begaben wir uns in ein Lokal am Bahnhof, welches man sonst nur einzeln zu besuchen pflegt. Es hatte aber zwei Sitze neben einander und wir setzten uns. Der Bischof neigte sein Haupt zur Linken, hielt das Schnupftuch an sein Antlitz vor das Ohr und ich begann zu beichten:

1) Ich kann, alle Umstände in Betracht gezogen, noch immer keinen rechten Glauben an die unbefleckte Großmutter des Herrn fassen.

2) Eine hübsche Frau ist mir eigentlich lieber als die heilige Jungfrau.

3) In der heiligen Messe ist mir das Liebste der Meßwein.

4) Ich glaube mitunter, ein irdischer Sperling in der Hand sei besser als ein ganzer Schwarm Tauben auf dem Himmelsdach.

„Hast du, mein Sohn, keine schwerere Sünden zu beichten?„ unterbrach mich der Herr Erzbischof.

5) Ich denke bisweilen, die Herrn Priester begehen größere Sünden, als ihre Beichtkinder, denen sie den Kopf voll lügen.

„Hältst du das Lügen für eine Sünde?"

Ich hörte es so nennen.

„Das sind Irrlehren, welche die Religion untergraben. Nur wenn das Beichtkind den Beichtvater belügt, ist das Lügen eine Sünde. Welche sonstige Sünden bedrücken deine Seele?"

6) Die größte ist ein Traum, den ich vor Kurzem träumte und den ich noch immer nicht aus dem Kopf bringen kann.

„Von einem Weibe?"

Das nicht, sondern von etwas noch Schlimmern, von Himmel und Hölle.

„Erzähle gewissenhaft."

Mir träumte, daß mein Körper, vom Starrkrampf befallen, scheintodt im Bette lag. Weil eine Mundsperre eingetreten war, konnte er weder sprechen noch etwas zu sich nehmen und die Aerzte suchten vergebens ihn wieder zu beleben. Da dieser Zustand noch lang andauern konnte, wurde er meiner Seele langweilig und da sie schon oft das Verlangen verspürt hatte, zu erfahren, wie es im Himmel beschaffen sei, beschloß sie die Pause des Scheintodes zu einer Exkursion zu benutzen. Sie flog also durch das Fenster und —

„Aber wie kam sie denn aus dem Körper heraus, da der Mund gesperrt war?"

Sie muß wohl durch die Nase gegangen sein, genug, es gab einen Hauch und sie schwebte aufwärts. Als ich an die Himmelsthüre kam, vertrat Petrus mir den Weg, beroch mich und fuhr mich mit den Worten an: „Was willst du hier? Du riechst nach Leben. Zurück!" Ich gestand, daß ich einem noch Lebenden angehöre, bat ihn aber dringend, mich auf einige Stunden einzulassen; ich wolle mich bloß flüchtig umsehen, damit ich von den gesehenen Schönheiten auch Andren erzählen und sie zu einem christlichen, gottgefälligen Leben ermuntern könne. „Was? Du Verräther willst den Himmel entvölkern? Hinunter mit dir, oder" — Er war im Begriff, mir einen himmlischen Fußtritt zu versetzen, als plötzlich ein gewaltiger Kampf und Tumult vor der Thüre seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Denken Sie sich: man schleppte den Teufel, den leibhaftigen Teufel gefesselt heran, um ihn in den Himmel einzusperren.

„Den Teufel in den Himmel? Wozu?"

Zur Strafe! Er war zu vierzehn Tagen Himmel verurtheilt und wehrte sich wie verzweifelt gegen die Exekution.

„Zur Strafe in den Himmel? Was hatte er verbrochen?"

Er hatte in der Hölle einem teutschen Radikalen, der einen Witz über ihn gemacht, beim Frühstück Champagner ohne Eis und dessen Frau Kaffee ohne Zucker vorgesetzt und war wegen einer Erinnerung an seine Schuldigkeit grob geworden.

„Du träumst schöne Sachen! Erzähle weiter."

Trotz seinem verzweifelten Widerstand gelang es mit Petrus' Hülfe, ihn durch das Thor zu bringen. Ich aber benutzte die Gelegenheit, klammerte mich an den Büschel seines Schwanzes und so kam ich mit in den Himmel. Da sah ich denn die ganze Herrlichkeit, von der ich so viel gehört hatte und welche die unsterblichen Seelen der Auserwählten zu erwarten haben. Im Hintergrunde erblickte man ein großes, dunkles, unergründliches Loch. Das, sagte man mir, ist „Gott". Im Vordergrunde war ein ungeheures Amphi Theater, vollbesetzt mit Zuschauern, und alle diese Zuschauer waren Päbste, Bischöfe und sonstige fromme Männer. Sie hatten die schlafflehenden Augen beständig auf das große Loch gerichtet. Was mir aber am Meisten auffiel, war, daß sie sämmtlich an der umgekehrten Mundsperre litten, nämlich den Mund weit geöffnet hielten. Was thun sie? fragte ich einen Bedienten des Teufels. „Sie genießen das ewige Anschauen Gottes„. Und wer sind die geflügelten Figuren, die an der Seite Gottes stehen und ebenfalls so verzweifelt den Mund aufsperren? „Das sind die Cherubim, die so lang den Preis Gottes gesungen haben, bis ihnen die Kinnbacken stillstanden". Mir wurde ganz unheimlich zu Muthe und es war mir, als ob ich ein verdächtiges Ziehen in den Backenmuskeln spüre. Ja, der Teufel, dem man den besten Platz in einer Loge zwischen den Päbsten gegeben hatte, zeigte allerlei Verzerrungen im Gesicht, als stände auch ihm das Schicksal der übrigen Zuschauer bevor. Es war offenbar eine Krisis im Anzuge. Plötzlich fuhr der Teufel, dem man unterdessen die Handschellen abgenommen hatte, von seinem Sitz auf, stieß die Wächter über den Haufen, warf Petrus eine Handvoll Schnupftaback, den er

Alexander VI aus der Tasche genommen, in die Augen und schwang sich vom Himmelsaltan hinunter. Ich hatte seine Anstalten bemerkt, schnell seinen Schwanz ergriffen und so rettete ich mich mit ihm aus dem Himmel. Und denken Sie sich: als ich zu meinem Körper zurückkehrte, sperrte er ganz gemüthlich den Mund auf, so daß ich ungenirt hineinschlüpfen konnte, und den nämlichen Tag war er wieder gesund

„Du hast nicht gesagt, welche Weiber du im Himmel gesehen hast."

Kein einziges.

„Kein Weib? Mein Sohn, es ist dein Glück, daß du solche Sachen bloß im Traum erlebt hast. Demnach absolvire ich dich, doch nur unter der Bedingung, daß du den Traum nicht in den „Pionier" bringst. Nimm meinen Segen und jetzt bist du würdig zum feierlichen Empfang."

Ich versprach, was der Herr Bischof verlangte, und hielt Wort. Im „Pionier" ist der Traum nicht zu finden.

Wir verließen den Beichtstuhl, der in der Hitze sehr unangenehm wurde, und der hochwürdigste Herr Erzbischof stellte mich der versammelten Diözese und Partei vor indem er folgende Anrede hielt:

„Wir begrüßen heute, meine theuren Anwesenden, einen der würdigsten und verdientesten Söhne der heiligen Kirche und ihrer Schwester, der „demokratischen" Partei. Der Ruhm seines Wirkens geht ihm voraus und seine Werke folgen ihm nach. In unserer Zeit, wo der Unglaube und der Abolitionismus so frech sein Haupt erhebt, bedürfen wir solcher Männer, welche mit dem Schwerte des Glaubens und der Loyalität die Ungeheuer der Gott-

losigkeit und der Revolution erlegen. Noch nie haben die Feinde der Kirche so tief ihre religiösen und politischen Fundamente untergraben wie heut' zu Tage, aber auch noch nie hat sie so mächtige Streiter gefunden wie jetzt. Hier steht einer ihrer Besten, beseelt von heiligem Eifer wie der heilige Petrus, als er Malcho ein Ohr abhieb. Möge er noch lange zum Heile der Kirche wirken und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und wenn einst der Allgütige ihn zu sich ruft, um ihn seines ewigen Anschauens theilhaftig werden zu lassen, wird der heilige Vater ihn unter die Heiligen versetzen. Doch auch wir wollen nicht müßig sein in Erfüllung der Pflicht, sein Verdienst zu belohnen und ihn zum ferneren Streite in Stand zu setzen. Ich überreiche ihm daher in eurem Namen, theure Anwesende, ein Liste von 15,000 Abonnenten auf den „Pionier" nebst dem Betrag in New-Yorker City-Money."

Mit gebeugtem Haupt und mit aller Demuth, welche meine beschämte Bescheidenheit erheischte, erlaubte ich mir folgender Maßen zu antworten:

Hochwürdigster Herr Erzbischof! Hochwürdige Herrn Priester! Theure Brüder und Schwestern in Christo! Es waren düstere Zeiten, welche das Licht unserer Kirche auszulöschen drohten. „Die Sonne ward schwarz wie ein härener Sack und der Himmel entwich wie ein eingewickeltes Buch" (Offenb. Joh. Kap. 6.) Doch „der Geist und die Braut sprechen: Komm'!" (Off. Joh. 12. 17.) Ich verlor den Muth nicht und dachte: „mit meinem Gott kann ich über die Mauer springen." (Ps. Dav. 15. 30.) „Herr, läutere meine Nieren und mein Herz." (Ps. Dav. 26. 2.) „Ich lobe den Herrn, der mir gerathen hat; auch

züchtigen mich meine Nieren bei Nacht„(Ps. Dav. 16. 7.) Ich rief: „Herr errette mich von den Einhörnern." (Ps. Dav. 22. 22.) "Auf Herr, hilf mir, mein Gott, denn du schlägst alle meine Feinde auf den Backen und zerschmetterst der Gottlosen Zähne." Und so geschah es. Der Gläubige kann Alles „und sein Riechen wird sein in der Furcht des Herrn". (Es. 2. 1—5.) Auch stand ich nicht allein, denn „ihre Fetten halten zusammen." (Ps. Dav. 17. 10.) Amen!

Alles beugte die Kniee. Der Herr Erzbischof ertheilte den Segen und ich wurde unter einem Baldachin und unter dem Geläute sämmtlicher Glocken in die Stadt geführt.

Ich sollte der Gast des Herrn Erzbischofs sein, allein ich war von der Empfangsszene zu sehr ergriffen, entschuldigte mich, weil ich zu dem großen Editorenkongreß in Cincinnati eilen müsse, und entfernte mich. Beim Abschied mußte ich versprechen, aus dem Wachs von dem Honig, den ich auf dem Blumenfelde der Journalistik gesammelt, eine Kerze für den Altar der unbefleckten Jungfrau Mutter in der Pittsburger Kathedrale machen zu lassen.

Mein Weg führte mich zu dem schönen Kirchhof. Es war Abenddämmerung geworden und sie machte zum Glück die Inschriften auf den weißen Marmormonumenten unkenntlich, so daß ich den Kirchhof mit beliebigen Bewohnern bevölkern konnte. Die stummen Todten erlaubten meiner Phantasie, das Wort für sie zu führen, ihnen Namen nach meinem Geschmack beizulegen und wenigstens *unter* der amerikanischen Erde nur wahre Menschen zu suchen.

Hier kann mancher Göthe und Lessing, Sokrates und Hutten begraben sein, ohne daß die Welt ihn kennen gelernt hat. Unter diesen Steinen mag eine Klarissa oder Heloise von ihrem Schmerz, unter jenen eine Ninon oder Sand von ihrer Liebe ausruhen. Der Abend hat einen poetischen Hauch. Eine halbherbstliche Kühle bewegt die Luft und schaukelt im Zwielicht die funkelnden Blumen, die nickend und sich beugend von Abschied und Wehmuth reden. Abendschmetterlinge schwirren und schnurren auf ihnen umher und schweben stillstehend wie Raubvögel über ihren Kelchen in der Luft, um ihnen die Seele auszutrinken. Eine gläubige Phantasie könnte sie für Geister von Verstorbenen halten, welche den Taumelnektar der Erinnerung aus den Herzen der Lebenden saugen. Aus dem dunklen Wald, der ansteigend den Kirchhof umzieht, ertönen räthselhafte Stimmen von Vögeln und Reptilien, die hier sich nähern, dort sich zurückziehen. Kein menschlicher Laut belästigt mein Ohr und kein Zeuge belauscht mich. Doch das Herz ist mir voll und ich muß mich aussprechen. Ich wende mich in den Wald und rufe:

Natur, dir allein vertraue ich, denn du lügst nicht und irrst nicht. Die Menschen haben deine Spur verloren und sie leben von der Lüge und der Thorheit. Weshalb ließest du sie so weit kommen? Sind sie nicht deine Kinder? Weshalb gabst du ihnen Gehirn, wenn sie doch nicht denken, und weshalb ein Herz, wenn sie doch nicht fühlen? Entweder ist ihr Gehirn kein menschliches und dann gib ihnen zwei Beine mehr, oder es ist menschlich gebaut und dann zwinge dein Gesetz sie zum menschlichen Denken. Du machst Denen, welche dir und der Vernunft folgen, das Leben zur Qual, indem du es vergehen lässest

in vergeblichem Abwarten der Zeit, wo die Masse der Menschen aufhören wird Thier zu sein. Kannst du diesen Zustand nicht ändern, so erlöse uns, denn unsre Seele wird müde, müde. Mache mich zum Epimenides, streue den Mohn der Vergessenheit auf mein Haupt und versenke mich an diesem stillen Ort, bis ich beim Wiedererwachen Menschen begrüßen kann, wie ich jetzt von geistigem Vieh begrüßt worden bin.

Als ich so gesprochen, hörte ich ein Rauschen durch das Gebüsch und ein üppiges Weib mit schwellenden Brüsten und lieblichem Gesicht, von einem sanften Licht umflossen, näherte sich und sprach:

„Mein Sohn, ich liebe dich, aber grade deshalb darf ich dir keinen Irrthum schenken. Ich bin die gütigste der Mütter, aber auch die strengste, denn ich gebe meinen Kindern Alles was ich bin und habe und lasse mich von ihnen mißhandeln in jeder Weise, aber ich räche jede Mißachtung meiner Gesetze. Die größte Mißachtung meiner Gesetze ist die Lüge. Meinen Kindern habe ich die Freiheit gegeben, recht zu handeln und unrecht, der Wahrheit zu folgen und der Lüge; mich selbst aber habe ich an ein starres Gesetz gebunden, das ich nicht ändern kann. Wie ihr eure Freiheit gebraucht, das ist nicht meine Sache; wenn ihr sie gemißbraucht habt, um unvernünftig zu sein, flüchtet ihr in eurer Noth zu mir und dann führe ich euch auf den rechten Weg zurück oder ich züchtige euch. Die Masse, die der Dummheit pflegt und der Rohheit, hat immerhin Vernunft genug, um die Nemesis zu beschwören, wenn sie der Weisheit kein Gehör schenken will. Jede Dummheit rächt sich wie jede Schlechtigkeit. Elend und Noth und Verbrechen und Verderben folgen ihr auf dem Fuße. Doch

auch Verwesung ist nöthig zum Leben. Die Dummheit muß sich eben sowohl selbst erziehen wie die Weisheit. Studire das Gesetz der Dummheit und du wirst Weisheit studiren. Die Masse der Menschen ist jetzt nicht dummer und schlechter, als sie früher war, und sie wird, nach Verhältniß der Zeiten, nicht weiser und besser werden. Dennoch wird sie stets fortschreiten, weil sie nicht anders kann! Verlange keine Weisheit und Humanität in der Menschheit ohne die unumgängliche Zugabe der Dummheit und Rohheit. Ich kann nicht bloß Frühling schaffen und bloß Blumen gebären. Freue dich ihrer wo du sie findest und nimm das Uebrige in den Kauf. Du sagst, daß du müde werdest. Müde werden heißt schwach werden. Ich werde niemals müde. Wer die Einsicht hat, der gebrauche sie, um ihr Gegentheil zu bekämpfen; hilft aber der Kampf nicht mehr, so lasse er ruhig die Thorheit selbst ihr Grab graben und werde ein Epimenides des Wachens und nicht des Schlafens, indem er neben dem lärmenden Schlachtfelde der Dummheit die stillen Blumen weiser Freude pflückt.

Auf der Fahrt nach Columbus.

Die Worte des schönen Weibes bei dem Pittsburger Kirchhof wollten mir nicht aus dem Kopf und führten mich auf allerlei Betrachtungen. Ich soll die Dummheit studiren und doch die Hoffnung nicht verlieren! Es ist wahr, die Dummheit kann nicht leben, weil sie sich selbst abschafft, wo der Verstand sie nicht tödten kann. Sie ruinirt sich selbst durch ihre Siege, während der Verstand selbst durch Niederlagen Kraft gewinnt. Es gibt keinen Stillstand und alle Bewegung entspricht dem Anstoß, der

sie erzeugt, der Weg der Dummheit aber führt bald an ein Endziel, während der Weg des Verstandes unübersehbar ist. Wie entsteht das Denken? Können die Menschen es umgehen? Können sie ihm ein Ende machen? Können sie das nicht, ist das Denken ein Muß für sie, so darf die Dummheit ihnen keine Sorge machen. Sie ist der nothwendige Schatten neben dem Licht, sie ist der Ballast für das Schiff.

Mit dem Luftballon in den leeren „Aether" hinaufzusteigen ist leichter, als sich wieder auf die feste Erde herabzulassen. Zu Jenem genügt das Hinauswerfen von solidem Ballast, zu Diesem ist das kundige Hinauslassen luftigen Gases erfoderlich. So ist es auch bei der Entwicklung des Denkens den Menschen leichter geworden, sich vom festen Boden der Wirklichkeit in die „erhabenen Regionen" des Glaubens und der Spekulation zu verlieren, als das handgreiflich Vorhandene zum Grunde zu legen und als Anhalt der Schlußfolgerung wiederzugewinnen. Die Menschen haben daher den „Himmel" eher kultivirt, als die Erde, und lassen ihn erst wieder fahren, wenn sie diese genauer kennen lernen. Die Natur ignoriren, im leeren Raum umherphantasiren und dann zur Natur zurückkehren — das ist der Entwicklungsgang, den die Religion wie ihre Schwester, die spekulative Philosophie, eingeschlagen hat, um endlich einen festen Boden der Erkenntniß zu gewinnen. Hätte die Naturforschung so leichtes Spiel gehabt und so schnelle Flüge machen können, wie die Phantasie und die Spekulation, so würden diesen ihre wunderlichen Verirrungen erspart worden sein und die Philosophie wäre stets mit der Naturforschung Hand in

Hand gegangen, mit andern Worten: die Philosophen wären stets Naturforscher, die Naturforscher stets Philosophen gewesen und Pfaffen und Gläubige hätte es nie gegeben. Die neueste Zeit hat den Unterschied immer mehr verwischt, indem die abstrakte Philosophie allmälig verschwindet und in Naturphilosophie übergeht. Außer Denjenigen, die ihre alten Erinnerungen und Liebhabereien nicht los werden können, hören wir von keinen Philosophen mehr, die einen Ausgangspunkt für ein System über dem Boden der Wirklichkeit suchen. Sie sehen sich genöthigt, aus der Natur heraus zu spekuliren, während sie vorher in die Natur hinein spekulirten.

Der Vater dieser philosophischen Luftspekulanten oder Denkphantasten war Descartes mit seinem berühmten Ausgangs-Satz: „ich denke, folglich bin ich." Hätte er nicht gedacht, so würde er allerdings die Frage, ob er sei, gar nicht aufgeworfen haben; aber wenn das Denken und zwar das Denken allein den Beweis für das Sein lieferte, so hätte er nothwendiger Weise überall da kein Sein annehmen müssen, wo kein Denken war. Und zu dieser Konsequenz sind allerdings einzelne seiner Nachfolger gekommen, indem außer dem Denken und dem Glauben für sie gar nichts existirte. Wenn das Denken das Sein beweis't, wodurch wird das D e n k e n bewiesen? Denn das Denken ist so gut, wie das Wahrnehmen durch die Sinne, nur eine Fähigkeit des Ich, dessen Dasein es doch beweisen soll. Soll aber dieser Beweis gelten, so ist nicht einzusehen, warum statt des Denkens nicht auch jede andre Fähigkeit oder Existenzäußerung als Existenzbeweis genommen werden könne. Wir können also eben so gut sagen: „ich athme, ich esse, ich gehe, folglich bin ich", wie

„ich denke, folglich bin ich“. Doch die Hauptfrage ist: wodurch entsteht das Denken? Das Denken muß eine Ursache haben und wenn es etwas beweis't, so beweis't es zunächst das Dasein seiner eigenen Ursache. Ist aber die Existenz der Ursache bewiesen, so ist — was die Frage des Existirens betrifft — der Beweis für die Existenz der Wirkung bedeutungslos.

Auf den Einfall, die Existenz aus dem bloßen Denken zu beweisen, konnte man nur kommen, wenn man ein von der materiellen Existenz, von der Natur losgelös'tes Denken annahm. Nachdem man zu der Erkenntniß gelangt ist, daß das Denken ohne materielle Existenz eine Phantasie, daß es eine einfache und nothwendige Wirkung materieller Ursachen ist, kehrt sich die ganze Schlußfolgerung um. Wo eine Wirkung ist, muß eine Ursache sein und wo eine Ursache ist, muß eine Wirkung aus ihr hervorgehen. Die Kraft des Denkens, welche die Denkphantasten als eine Gabe des Himmels, als Produkt einer höheren Inspiration, als Ausfluß aus einer ewigen Quelle darstellen, wird durch Zurückführung auf ihre wirkliche Ursache eine einfache *physische Nothwendigkeit*. Ein physisch so und so organisirtes Wesen *muß* denken, so gut wie ein so und so beschaffener Baum diese oder jene Früchte tragen, ein so und so beschaffenes Thier dieses oder jenes Nest bauen muß u. s. w. Der Satz: „ich denke, folglich bin ich“, kehrt sich durch die materialistische Erklärung ganz einfach um: *ich bin, folglich denke ich*. Da ich einmal so und so organisirt bin, einen so und so gestalteten Schädel mit einem so und so beschaffenen Gehirninhalt besitze, *muß* ich denken, ich mag wollen oder nicht, und da ich dieß einmal muß, ist es auch für mich

wie für alle gleich organisirten Wesen eine absolute Nothwendigkeit, daß ich allen Konsequenzen und Bedürfnissen des Denkens folge, daß ich erkenne, kombinire, Regeln für mein Verhalten aufstelle, das Verhältniß zu meinen Mitmenschen sittlich auffasse, nach den höchsten Zielen des Denkens strebe, den Fortschritt fördere und am Fortschritt Theil nehme, kurzum ein aufgeklärter, zivilisirter und humaner Mensch werde. Das ganze Geheimniß aller dieser geistigen Prozesse reduzirt sich also auf eine einfache physische Nothwendigkeit, bedingt durch die Existenz von so und so viel Unzen Gehirn im Schädel eines mit fünf Sinnen begabten Wesens. Weil ich Gehirn habe, kann ich nicht bloß, sondern muß ich auch denken. Während die Gegner der Materialisten denselben vorwerfen, daß sie die geistige und sittliche Welt zerstören, beweisen gerade die Materialisten, daß die geistige und sittliche Welt nicht zerstört werden k ö n n e ; und während jene, die schwere Noth im Gesicht, an alle mögliche imaginaire Mächte appelliren, um ihr Bischen ideales Bedürfniß und sittliches Streben zu erklären und aufrecht zu erhalten, erheben diese mit heiterer Miene den Zeigefinger, deuten auf die Stirne und sprechen: ich bin, folglich denke ich!

Der einzige Zwang, dem der freie Geist willig sich fügt, ist derjenige der Nothwendigkeit, womit die Natur Wirkungen und Ursachen verbindet und Folgen an Folgen knüpft. Das Denken, das Wissen, die Aufklärung, das Fortschreiten, die Vervollkommnung ist ein M u ß , dem die Menschheit nicht entgehen kann, selbst wenn sie wollte. Selbst auf dem Pittsburger Kirchhof werden nach hundert Jahren ganz andre Menschen begraben werden, als Die-

jenigen, die sich jetzt unter dem Geplärr der Pfaffen in die Erde versenken lassen.

Ja, ich bin, folglich denke ich. Und die Pittsburger sind. Auch die Columbier sind. Ich bin neugierig, was die Columbier denken werden.

Columbus.

Mein Sinn ist ganz verwirrt von dem Getrommel, womit der Strom der Anerkennung abermals auf mein Gehirn stürzt. Es ist ein wahres „Mammouth-Schauer-Bad", es ist ein Niagarafall von Popularität.

Aus den Pittsburger Aufregungen gerettet, kam ich nach Columbus. Mein erster Besuch daselbst galt dem Blinden-Institut, von dem ich viel gehört hatte. Was ich dort in Gedanken erlebt habe, will ich später berichten. Dann suchte ich mich in der stillen Umgebung der Stadt wieder zu erholen und zu sammeln. Denn auf dem großen Editoren-Kongreß zu Cincinnati mußte ich meine Sinne beisammen halten und durfte meine Aufmerksamkeit nicht durch untergeordnete Dinge abgelenkt werden. Aber seinem Schicksal kann Niemand entgehen und mein Schicksal ist nun einmal eine ungemessene Beliebtheit, Popularität, Liebe des Volks, oder wie man sonst die Sympathien bezeichnet, wodurch die Masse der Menschen wohlerworbene Verdienste belohnt. Ich beobachtete in Columbus das strengste Incognito; allein die „Liebe des Volks" hatte mich bald herausgewittert. Morgens in aller Frühe versammelte sich eine unübersehbare Menge von Männern vor meiner Wohnung. Jeder trug ein Band, oder ein Schurzfell, oder einen Stab, oder eine Fahne. Es waren sämmtliche Orden und Logen der

Gegend, welche mir den Tribut ihrer Verehrung zollen wollten wegen meiner großen Verdienste um das Ordenswesen. Sie schickten Deputationen herauf, welche mir Ehren-Diplome ihrer Vereine überbrachten, und in kurzer Zeit war ich Mitglied von 500 Orden und Logen. Zur Unterbringung meiner Schurzfelle, Bänder, Diplome u. s. w., die $10,000 werth waren, brauchte ich 12 große Koffer. Der Haruhurarigariburglari-Orden ernannte mich zum Sachem oder Oberpriester.

Außer diesem zeichneten sich aus

die Ugliliguli-Loge,
der Ohreulen-Orden,
die Haudido-Loge,
der Orden der viereckigen Brüder,
die Blackfoothidalgo-Loge,
der Pam-Sam-Yam-Orden u. s. w.

In der Antwort, welche ich auf die Anrede der Deputationen ertheilte, hob ich hervor, wie nothwendig das Ordenswesen für das Wohl der Menschheit sei; es sei noch nothwendiger, als die heilige Kirche, und habe vor dieser den entschiedenen Vorzug, daß es Alles im Geheimen abmache. Der Mensch bedürfe eines Asyls für seine heiligsten Gefühle und Bestrebungen und dieses Asyl müsse ausgeschmückt sein mit den bedeutungsvollen Zeichen und Zermonien, welche die Weisheit seiner Geister erdacht habe. Daß Wissenschaft, Philosophie u. s. w. noch immer nicht alle Räthsel des Lebens und der Natur zu lösen vermögen, rühre bloß daher, daß sie sich nicht in die Geheimnisse der Orden und Logen einweihen lassen, welche über Alles auf, in und über der Erde längst im Klaren seien. Auch sei es für die menschliche Seele, die durch Manches

bewegt werde, was die menschliche Sprache nicht auszudrücken vermöge, ein großer Trost, daß sie gewisse Worte habe, in welche sie ihren tiefsten Inhalt hineinlegen und durch deren Aussprache sie sich ganz wiedergeben könne. Damit wir in diesem feierlichen Moment dieß tröstliche, erhabene Gefühl gemeinsam genießen und zum Ausdruck bringen könnten, schlug ich der ganzen Versammlung vor, in corpore auszurufen das heilige, bedeutungsvolle Wort

Haruhurarigaririburglari!

Und alsbald rief die ganze Versammlung wie aus einem Munde, daß die Umgegend erbebte, das heilige, bedeutungsvolle Wort

Haruhurarigaririburglari!

Kaum war das heilige und bedeutungsvolle Wort ausgerufen, so entstand am Ende der Straße ein Gedränge und Tumult. Was geschieht? Die Polizei und Miliz rückt heran und beginnt Verhaftungen vorzunehmen. Ein böswilliger, schlechter Mensch hatte der Behörde angezeigt, es sei im Irrenhaus eine Revolution ausgebrochen und die Bewohner desselben hätten sich durch die Straßen ergossen. Da die Regierung republikanisch ist und die Sprache unserer heiligen Orden nicht verstand, war es um so leichter, sie irre zu führen. Es entstand eine grenzenlose Verwirrung und auch ich wurde verhaftet als angeblicher Rädelsführer. Vor den Instruktionsrichter gebracht, hörte ich, daß ihm Jemand sagte, ich sei nach Columbus gekommen, um die Narren zu kuriren. „Wer die Narren in corpore kuriren will, ist selbst einer", sagte der Instruktionsrichter. Ich wurde daher ohne Weiteres als

Narr behandelt und examinirt. Doch beschloß ich, meiner Würde nichts zu vergeben und diesem profanen Verfahren die bedeutungsvolle Sprache unseres erhabenen Ordens entgegenzustellen.

Als der Instruktionsrichter mich fragte,

„woher ich sei und wie ich heiße",

entgegnete ich würdevoll:

Haruhurarigaririburglari!

„Wie lang sind Sie hier?"

Haruhurarigaririburglari!

„Was wollen Sie hier?"

Haruhurarigaririburglari!

„Mit wem stehen Sie hier in Verbindung?"

Haruhurarigaririburglari!

„Richtig, der Mensch ist verrückt. Sperren Sie ihn in eine Zelle! Doch nur noch eine Frage: wohin wollen Sie?"

Zu dem großen teutschen Editoren-Kongreß in Cincinnati, erwiederte ich.

„Dann begreif' ich Sie, Sie haben hier Vorstudien gemacht. Reisen Sie ab!"

Der Verwegene!

Als ich mich zur Abreise anschickte und meine 12 Koffer aufpackte, überbrachte mir eine Deputation der Orden und Logen eine Liste von 20,000 Abonnenten für den „Pionier" nebst Subskriptionsgeld.

Was wäre doch der Mensch, sprach ich, wenn er bloß Mensch wäre und nicht Mitglied von Orden, Logen und Vereinen sein könnte!

Ich bin, folglich denke ich.

Columbus.

Eine Liebensgeschichte.

Es ist eine entsetzliche Aufgabe, ein ganzes Leben lang die Wahrheit mit Herzblut in den Sand der Wüste zu schreiben und mit der Flamme des Geistes faules Stroh anzuzünden. Mit und unter solchen Menschen für die Freiheit wirken?

Und dennoch und dennoch!

*

Friedrich war ein junger Teutscher, der schon als kleiner Knabe mit seinen Eltern nach Amerika gekommen und sie als angehender Jüngling verloren hatte. Er besaß treffliche Geistesanlagen, ein poetisches Gemüth und musikalisches Talent, aber er litt an einem Gebrechen, das durch keine andre Gabe ausgeglichen werden kann: er war von frühester Jugend ab — blind.

So stand er nun verwaist, ohne Freunde, ohne Mittel und ohne Hülfe vor dieser fremden Welt, von der er nichts sehen konnte, die er aber stets für schön gehalten hatte. Der Zufall führte einen Menschenfreund in seine Nähe, welcher ihn Flöte blasen hörte, sich für ihn interessirte und ihn in einem Blindeninstitut unterbrachte.

Dieß Institut war ganz vortrefflich eingerichtet. Seine mehr als hundert Zöglinge wurden von vorzüglichen, ihrer Aufgabe mit wirklich humanem Interesse obliegenden Lehrern unterrichtet und machten in der Regel staunenswerthe Fortschritte, namentlich im Lesen, welches mit den Fingern auf erhaben gedruckter Schrift geschah, und in der Musik. Sie lernten sich in ihrer kleinen Welt, einem stattlichen Gebäude mit großem Garten zum Spazieren-

gehen, binnen kurzer Zeit mit einer Sicherheit bewegen, als ob das beste Auge sie leite, und es machte auf den Beobachter einen überraschenden Eindruck, Menschen mit geschlossenen oder offenbar der Sehkraft beraubten Augen fast ohne die tastende Hülfe der Hände trepp-auf, trepp-ab gehen, ungenirt um Ecken biegen, ohne Fehl ihre Plätze einnehmen und sogar den Führerdienst bei Fremden verrichten zu sehen, wobei sie eine eigenthümlich-freundliche, rührend-selbstgefällige Berufsmiene aufsetzten. Als Eigenthümlichkeit verdient noch hervorgehoben zu werden, daß Knaben und Mädchen weder in der Schule, noch beim Spazierengehen getrennt gehalten wurden, sondern sich bunt durch einander bewegten. In Amerika, wo man bei jeder Gelegenheit, in Gasthöfen, auf Schiffen u. s. w. die beiden Geschlechter menagerieartig absperrt in ladies'-rooms und gentlemens'-rooms, als fürchtete man einen feindlichen Konflikt, scheint man diese schmeichelhafte Vorsicht bloß nicht für nöthig zu halten — bei den Blinden. Aber auch die Blinden können lieben und es bedarf der Augen nicht als Wegweiser, um dem einen Herzen den Weg zum andern zu zeigen. Wenn der Gott der Liebe blind ist, warum sollten es nicht auch die Liebenden selbst sein können?

Unter den Zöglingen zeichnete sich namentlich Friedrich durch schnelle Fassungsgabe und große Lernbegierde aus. Aber sein Lieblingsfach war die Musik, in welcher er denn vorzugsweise ausgebildet wurde. Die Stunde des Musikunterrichts erwartete er stets mit der größten Ungeduld und er war immer einer der Ersten auf seinem Platze. Bei ihm ersetzte die Musik Alles, was er wegen seiner Blindheit entbehren mußte: das Ohr war sein Auge, das

Klavier war ihm die Natur geworden und seine ganze innere Welt war ein Gewoge von Tönen und Harmonien, die er dem Instrument entlockt hatte oder ihm gleichsam einflößte. Aber trotz dieser leidenschaftlichen Vorliebe für die Musik war es nicht die Kunst allein, was ihm die Stunde des musikalischen Unterrichts zur angenehmsten des Tages machte: es zog ihn dorthin eben so mächtig der Gedanke, in die Nähe eines Wesens zu kommen, mit dem er durch Vermittlung der Töne in Rapport stand und mit dem ich den Leser erst bekannt machen muß.

Marie, so hieß das blinde Mädchen, war in Amerika geboren, sie stammte aber von einem teutschen Vater und einer französischen Mutter her. Ihre Mutter war todt und ihr Vater nach Kalifornien gegangen. Marie war klug und lebhaft, aber sie hatte wenig Erziehung genossen, in ihrem Wesen sprach sich scheinbar Flatterhaftigkeit und Gemüthlosigkeit aus und nur dem nähern Umgang gelang es, in ihrem Innern den Schacht eines tieffühlenden Herzens aufzuschließen. Im auffallendsten Kontrast aber stand zu dem Eindruck, den ihr äußeres Wesen machte, der Eindruck ihrer wunderbaren Stimme. Wenn Marie ein Lied sang — und sie wurde gewöhnlich dazu veranlaßt, wenn Fremde das Institut besuchten —, so war Alles stumm und lauschte wie bezaubert. Mit der Schönheit ihrer Stimme verband sich ein Gefühlsausdruck, so seelenvoll, so hinreißend, daß auch der roheste Zuhörer gebannt blieb, bis sie ihren Gesang beendigt hatte. Dabei nahm ihr Gesicht mit den geschlossenen Augen einen so feierlichen, verklärten Ausdruck an, daß sie, wenn sie sang, eine ganz andre Person zu sein schien, und dieß ergriff den Zuschauer noch mehr als den bloßen Zuhörer.

Es läßt sich denken, daß der Gesang dieses Mädchens einen besonders mächtigen Eindruck auf Friedrich machen mußte. Doch war dieser Eindruck Anfangs ein bloß musikalischer. Er hörte die Sängerinn, nicht das Weib, und er lauschte ihr mehr als Künstler, denn als Mann. Er war neunzehn, sie siebenzehn Jahre alt; doch waren sie als Blinde noch unbefangen wie Kinder und sie hatten beide noch keine Ahnung von Dem, was Liebe ist. Wenn er sie singen hörte, gerieth er in außerordentliche Aufregung und wer den Zustand seines Innern gekannt hätte, würde mit psychologischem Interesse das Spiel seiner zuckenden Mienen und die Farbe seines schön geschnittenen, bald fieberhaft erröthenden, bald wieder gänzlich erblassenden Gesichts beobachtet haben. Aber diese Aufregung war anfänglich nichts als das Wogen seines musikalischen Gefühls und seines reizbaren Phantasielebens. Deshalb war nach beendigter Unterrichtsstunde stets sein Erstes, daß er an das Klavier eilte, um den empfangenen Eindrücken eine musikalische Gestalt zu geben, und dann war es Marie, welche *ihm* lauschte, wie er *ihr* gelauscht hatte, aber eben so wenig ahnend, daß er auf den Flügeln ihres Gesanges phantasirte, wie er ahnte, daß sie in seiner Nähe war.

So lebte das blinde Paar ein ganzes Jahr lang in bloß musikalischem Rapport. Sie hörten einander — dieß war ihre Freundschaft. Anfangs hatte Friedrich in der Unterrichtsstunde stets seinen Platz in einiger Entfernung von Marie genommen und behalten. Es leitete ihn dabei die musikalische Rücksicht, daß ihr Gesang in dieser Entfernung besser vernommen und beurtheilt werden konnte, als in unmittelbarer Nähe. Allmälig aber rückte er ihr

instinktmäßig näher und endlich war er ihr beständiger Nachbar. Dieß gab Veranlassung und Gelegenheit zu vielfacher Unterhaltung und diese Unterhaltung, in der sie sich beiderseitig über Dinge aussprechen lernten, an die sie früher nur flüchtig gedacht oder die ihr inneres Verlangen nur flüchtig gestreift hatten, wurde ihnen nach und nach ein eben so großes Bedürfniß wie die Musik. Sie lernten aussprechen, was sie nicht singen und spielen konnten, und sie sangen und spielten, was sie nicht auszusprechen vermogten. Ohne sich Rechenschaft über ihr Verhältniß zu geben, fühlten sie, daß sie sich etwas waren, was keine andere Person ihnen sein konnte, daß ein unbedingtes Vertrauen und ein unbegrenztes Wohlwollen sie beiderseitig zu einander hinzog. Ihr Interesse, das Räthsel ihrer verschleierten Individualitäten zu lösen, wuchs von Tag zu Tag. Sie begannen einander gleichsam zu studiren, ihre Phantasie, vor welcher die Nacht ihrer Blindheit ein unendliches Gebiet von Möglichkeiten ausbreitete, entwarf tausend unbestimmte Bilder, worin sie gegenseitig Kopien ihrer Persönlichkeiten zu finden suchten, und zum ersten Male in ihrem Leben wurde ihnen die Blindheit eine Qual. Sie hielten sich beide für schön, aber was ist Schönheit und wie sollten sie dieselbe erkennen? Sie hatten von Schönheit gehört und gelesen, aber bis dahin war ihnen alle Schönheit gleichgültig gewesen, die nicht durch das Ohr wahrzunehmen ist. Jetzt empfanden sie das erste Bedürfniß, Menschen noch durch andre Mittel kennen zu lernen, als durch den Gesang und die Rede. Durch das Gefühl der Hand, die ihr Auge war, hatten sie eine Vorstellung von den verschiedensten Gegenständen, sie hatten dadurch eine Vorstellung von ihrer eignen Person gewon-

nen — sollte nicht auch die Hand das Auge sein zur Erkenntniß derjenigen Person, die ihnen die nächste war in der Welt? Sie wurden von einem steten Verlangen gedrängt, einander zu berühren, einander zu betasten, kurz einander zu — sehen mit der Hand. Aber stets hielt eine gewisse Scheu sie wieder zurück, ihre Hand war gleichsam verschämt wie der Blick einer Jungfrau und nur Friedrich ermannte sich mitunter zu dem kühnen Wunsch, seine Freundinn wenigstens verstohlen anblicken, d. h. ihr Gesicht im Schlaf betasten zu können.

Ein Augenblick der Erregung löf'te endlich die Fessel, die ihre Hand gelähmt hatte. Eines Morgens in der Unterrichtsstunde, als Marie besonders schön und hinreißend gesungen hatte, ergriff Friedrich, auf das Tiefste erregt, ihre Hand, um einen Ausdruck für sein Gefühl und seine Bewunderung zu finden. Diese Vereinigung ihrer Hände durchströmte sie wie ein elektrisches Feuer und sie empfanden die Schauer eines Gefühls, für das ihr Mund keine Sprache hatte. Unwillkürlich kehrten sie sich ihre blinden Gesichter zu, als seien sie in Betrachtung ihrer Züge versunken, aber ohne zu wissen, daß diese Betrachtung eine gegenseitige war; doch ihre Hände trennten sich nicht vor dem Schluß der Unterrichtsstunde und dann ließ diese Trennung eine sehr empfindliche Lücke in ihrem Innern zurück.

Am andern Tage waren sie die Ersten in der Schule, ihr erstes Wort war ein Händedruck und ihre Hände blieben vereinigt bis zum Schluß des Unterrichts. Es kam ihnen nicht in den Sinn, sich Zwang anzuthun aus Rücksicht auf irgend einen Beobachter; sie empfanden keine andere Scheu, als die der Ungewißheit über die gegen-

seitigen Wünsche, und hätten sie sich umarmen wollen, sie würden die Anwesenheit des Lehrers nicht als ein Hinderniß betrachtet haben. Dem Lehrer war ihr allmälig sich immer weiter entwickelndes Verhältniß nicht entgangen. Doch war er Mensch genug, dasselbe nicht als Rigorist zu stören, wenn auch nicht Poet genug, es in seiner Schönheit ganz zu beurtheilen.

Eines Abends, während die Zöglinge des Instituts sich auf dem frischen Rasen und unter den schönen Bäumen des Gartens bunt durch einander bewegten, gingen Friedrich und Marie Hand in Hand durch einen duftenden Laubgang. Er empfand stets das Verlangen, seiner Freundinn durch irgend eine Gabe ein Vergnügen zu bereiten; aber welches Geschenk sollte ein Armer einer Blinden machen? Er hatte nichts als Blumen, deren Duft ihn anzog und für welche Marie eine große Vorliebe besaß. So hatte er ihr auch an diesem Abend eine Hand voll Rosen gepflückt und sich mit ihr auf eine Bank gesetzt. Dort war es, wo ihr Verhältniß, das namentlich in Friedrichs Herzen zu einer leidenschaftlichen Liebe geworden war, zum ersten Mal sich vollständig aussprach. Er preßte das Mädchen heftig in seine Arme, bedeckte sie mit Küssen und drückte ihr in der lebhaftesten Weise seine Gefühle aus. Aber nicht bloß Das; er versicherte ihr, daß, was er für sie empfinde, eine ganz andere Liebe sei, als diejenige, wovon man ihnen in der Religionsstunde vorschwatze; er verstehe von diesem Unsinn nichts und empfinde nichts dabei; für Marie aber empfinde er Alles und für sie wolle er sich gern opfern, aber nicht für einen Christus oder die andern fabelhaften Wesen, von denen man sie stets unterhalte. Endlich sprach er ihr sogar von dem

Plan, mit einander das Institut zu verlassen, um völlig frei zu sein und als Mann und Weib von dem Ertrag ihres musikalischen Talents zu leben.

Friedrich glaubte ohne Zeugen zu sein, als er diese Herzensergießungen machte, aber in seiner Nähe standen der Musiklehrer und der Direktor des Instituts, welche die beiden Liebenden schweigend beobachtet hatten. Wäre dieser Direktor ein Mensch und nicht ein Pfaffe gewesen, so würde er freudig diese Gelegenheit benutzt haben, zur Gründung des Glücks zweier reiner Menschen behülflich zu sein. Jetzt aber benutzte er seine Stellung für das Gegentheil. Friedrichs sehr natürlicher Plan einer Entweichung aus dem Institut reizte ihn, seine antichristliche Gesinnung empörte ihn und die Frucht dieser christlichen Empörung war die augenblickliche Wegweisung des blinden Musikers aus der Anstalt.

Marie empfand einen tiefen Schmerz über den Verlust ihres Freundes; doch verrieth ihr Wesen kaum, daß mit ihrem innern Zustande eine Veränderung vorgegangen war, und ihrer leichtfertigen Munterkeit hätte Niemand angesehen, daß sie im Stillen oft die bittersten Thränen vergoß. Aber — vom Tage der Wegweisung Friedrichs an kam kein Gesang mehr über ihre Lippen und kein Mensch war mehr im Stande sie zum Singen eines Liedes zu bewegen.

Friedrich, der in der Nähe auf kurze Zeit ein Unterkommen fand, war der Verzweiflung nahe. Die Sehnsucht verzehrte ihn, die Unruhe und Ungewißheit über Mariens Schicksal folterten ihn Tag und Nacht auf eine unerträgliche Weise. Zur Zeit der Musikstunde umstrich er das Institut an der Hand eines Kindes, um Mariens

Stimme zu vernehmen — sie war verstummt. War sie ebenfalls entfernt worden, war sie krank, oder war sie gestorben? Er versuchte durch seinen Führer Aufschluß zu erhalten, aber er konnte ihm die nie Gesehene nicht beschreiben und seine Ungewißheit blieb dieselbe. Sein Zustand war schrecklich, die innere Qual bedrohte seine schwache Gesundheit, er verfiel dem Fieber und war dem Wahnsinn nahe. Nach einer durchwachten Nacht voll fürchterlicher Phantasien und Seelenleiden war es Friedrich, als sei mit seinen Augen eine Veränderung vorgegangen, es flimmerte, es schimmerte, es leuchtete vor seinem Blick, er sprang aus dem Bette, es zog ihn an's Fenster und — er sah zum ersten Mal in seinem Leben die Sonne aufgehen. Die Bewegung seines Innern hatte sein ganzes Nervensystem erschüttert, gleichsam revolutionirt und seine Sehnerven plötzlich wieder hergestellt.

Es gibt keinen Ausdruck für das Staunen und die Bewunderung, womit Friedrich die ihm ganz neue Welt betrachtete, mit welcher er bis dahin nur durch die Hände und das Gehör hatte verkehren können. Doch sein erster Gedanke war: jetzt werde ich Marie sehen! Rasch zog er sich an und eilte auf die Straße. Er sah ein Mädchen daher kommen — ist es Marie? Doch nein, sie ist nicht blind. Er näherte sich dem Institut und sah die blinden Mädchen auf und nieder gehen. Doch welche ist Marie? Endlich springt er über das Gitter. Dort jene blasse, schwarzhaarige mit dem weißen Kleide muß sie sein. Er stürzt auf sie zu und ruft: „Marie, ich habe dich wieder, ich kann sehen!" Und sein Gesicht hatte ihn nicht getäuscht. Er ergreift ihre Hand, er führt sie trotz ihrem Sträuben aus dem Garten und eilt mit ihr in's Weite.

Sie waren verschwunden, ehe die Abwesenheit des Mädchens bemerkt wurde, und kurze Zeit darauf wohnten sie in einem kleinen Städtchen, wo es Friedrich bald gelang, durch Musik-Unterricht seine Existenz zu sichern.

Erst als sie zur Ruhe gekommen waren, hatte Friedrich Muße, seine Geliebte näher zu betrachten und er fand — daß sie nicht so schön war, wie er sie sich gedacht hatte. Vergleiche mit Gemälden und mit den Mädchen, die er in dem Städtchen zu sehen Gelegenheit hatte, stimmten seine Phantasie noch mehr herab. Daß Marie blind war, beleidigte seinen plötzlich mit den strengsten Anforderungen hervortretenden Schönheitssinn am Meisten und ihr Mienenspiel und ihre Manieren, deren Eindruck sie niemals hatte berechnen und die sie niemals nach Wahrnehmungen hatte regeln können, berührten ihn mitunter sehr unangenehm. Das Bild, das er sich früher von seiner Geliebten entworfen, fand er in der Wirklichkeit nicht erreicht und es gab Augenblicke, wo zwischen seinen Wünschen und seinem Verhältniß ein ernstlicher Zwiespalt zu entstehen drohte. Doch sobald Marie den Mund öffnete, sobald sie sang, war sie plötzlich wieder die Frühere, er fühlte den ganzen Andrang seiner frühern Empfindungen, seines frühern Rausches wieder seine Seele ausfüllen, er lernte die ganze Seelenschönheit seiner blinden Geliebten wieder fassen, er küßte sie auf ihre lichtlosen Augen und es ward ihm immer wieder klar, daß doch ihr allein sein Herz gehöre und daß sie allein ihn glücklich machen könne.

Statt sich durch das Gebrechen, an dem sie litt, dauernd gegen sie einnehmen oder gleichgültig machen zu lassen, kam er vielmehr nach und nach auf den Plan und zu dem

Entschluß, sie, wenn irgend möglich, davon zu heilen. Von der Stunde ab verlegte er sich mit allem Eifer auf medizinische Studien, er besprach sich mit Aerzten, er besuchte Hospitäler, kurz er ließ kein Mittel unversucht, um es dahin zu bringen, daß er als Augenarzt den Grund der Blindheit seiner Marie erforschen und ein Uebel heilen könne, das man früher für unheilbar erklärt hatte. Endlich, als er sich fähig dazu fühlte, ging er an's Werk. Zuerst eine innere Kur und dann eine Operation — das war es, was er als nöthig erkannte. Der Tag der bedenklichen Operation erschien, er führte das Messer mit fester Hand und nach wenig Minuten lag Marie in den Armen des Mannes, den sie zum ersten Male *sah*, den sie sah mit den schönsten Augen, welche je das Gesicht eines Weibes geziert hatten. Es war, als hätten diese Augen während einer achtzehnjährigen Blindheit all ihr Feuer aufgespart für die Zeit der Liebe.

Ihr ganzes Gesicht, ihr ganzes Wesen war mit einem Mal geändert. Friedrich erkannte, daß es kein schöneres Weib geben könne als Marie und Beide hielten kein größeres Glück für möglich, als ihnen zu Theil geworden, seit sie beide sehen konnten.

So weit meine Liebesgeschichte. Man wird fragen, wo sie sich ereignet habe? Ereignet hat sie sich in der Wirklichkeit nicht, sondern nur in meiner Phantasie, als ich das Blindeninstitut zu Columbus besuchte, dort während der Musikstunde die Gesichter der unschuldigen Blinden beobachtete und mich in ihren innern Zustand hineindachte. Die Geschichte ist also nichts als ein kleiner Roman, aber ich erzähle sie wegen der Nutzanwendung, die sie mir darbietet. Man denke sich unter Marie die *Freiheit*

und unter Friedrich einen Repräsentanten der teutschen Revolution, so werden die weiteren Vergleichspunkte sich bald ergeben. Anfangs fesselte uns die Freiheit durch die Phantasie und den Gesang, Lieder waren ihre Sprache, unsere Liebe zu ihr war eine eben so poetische wie schüchterne und wir erkannten sie so wenig wie sie selbst sich darstellen konnte. Wir waren blind und die Freiheit war blind. Doch unsere Liebe ward zur Leidenschaft, wir umarmten die Geliebte und wollten ihre und unsere Fesseln sprengen. Aber der christliche Despotismus hatte unser Geheimniß belauscht und trieb uns unkluge Befreier in die Fremde. Wir lernten sehen und fanden die Freiheit im Exil. Aber nachdem wir sehen gelernt, nachdem wir Marie in der Wirklichkeit gesehen, namentlich hier in ihrem sogenannten Vaterlande, erschien sie uns nicht mehr so schön wie wir als Blinde sie uns gedacht hatten, wir erkannten ihre Gebrechen und es entstanden Bedenken in uns, ob sie unserer Liebe so würdig sei wie unsre Phantasie uns glauben gemacht hatte, ja nicht selten hielten wir sie für eine unheilbare Patientinn. Sollten wir ihr deshalb untreu werden? Sollten wir ein anderes Weib der blinden Marie vorziehen? Wir wogen ihre innern Vorzüge ab, wir fühlten die ursprünglichen Eindrücke ihrer Liebenswürdigkeit neu aufleben, wir erkannten, daß nur sie unser Glück begründen könne, trotz ihren Gebrechen. Und sind diese Gebrechen unheilbar? Nein, sie sind es nicht, wenn wir nur das Vertrauen auf ihre Heilbarkeit nicht verlieren. Werden wir Aerzte, wie Friedrich, nachdem wir selbst sehen gelernt, und suchen wir die Freiheit zu heilen, so wird ihr äußerer Reiz unvergänglich sein wie ihr innerer Werth.

Cincinnati.

Cincinnati wird nebenbei Porkopolis und zugleich die „Königinn des Westens" genannt. Wo aber Königinnen sind, da gibt es Unterthanen, und ich war daher aus alter Sympathie für alle Loyalität stets begierig, die Unterthanen von Cincinnati kennen zu lernen. Doch wer sollten sie sein auf diesem republikanischen Boden? Trotz Allem, was ich gehört und gelesen, konnte ich mich nicht sogleich entschließen, sie unter den Menschen zu suchen. Die Unterthanen von Cincinnati mußten nothwendig zwei Beine mehr haben, als andre. Ich erkannte sie sofort, als ich das Gebiet der Vorstädte betrat. Sie grunzten mir als einem hochstämmigen Teutonen schon von fern den loyalsten Gruß entgegen und es fehlte wenig, so hätten sie mir vor lauter Patriotismus die Stiefel von den Füßen gefressen, die noch mit germanischer Eichenrinde gegerbt waren. Gerührt rief ich aus: o könnte ich stets unter eures Gleichen sein, ich würde mich ganz ihnen widmen und keine andre Beschäftigung treiben, als, Perlen vor die Säue zu werfen! Ihre Töne waren ein wenig unartikulirt, doch die unverkennbaren teutonischen Anklänge aus den Eichenwäldern, in denen die besten Leckerbissen für die Grunzer, aber auch die besten Galläpfel für die Dinte der Editoren wachsen, erregten in meinem schriftstellerischen Herzen die lebhafteste Sympathie. Mit theilnahmvoller Aufmerksamkeit folgte ich den Schritten dieser bescheidenen Wesen, die mit dem regsten Eifer den Dienst der Straßenreinigung ohne Gehalt verrichten und am Schluß ihrer verdienstvollen Laufbahn Leib und Leben, „Gut und Blut", der Menschheit opfern. Und sie thun es ohne Bitterkeit

und ohne Groll, sine ira et studio, nur wehmüthig ihr Scheiden aus dieser schönen Welt des Straßenkoths beklagend und gleich den Schwänen ihre schönsten Töne aushauchend mit der Seele.

Und so sah ich sie daherwandeln, bald gruppenweise und en famille, bald einzeln wie philosophische Solitaire, nachdenklich und sinnig, das Gesicht unterthänig gesenkt in die Fußregionen der hohen Herrschaften, die Ohren submissest herabhangend, um jede unziemliche Aufmerksamkeit des „beschränkten Unterthanenverstandes" auf höhere Angelegenheiten zu vermeiden, und bloß die Borsten aufgerichtet in unschuldiger Struppigkeit, um den Griff des Meisters zu erleichtern; den charakteristischen Ausläufer des borstigen Rückens aber trugen sie nicht aufgerichtet mit jener gradschwänzigen, hündischen Frechheit, die sich ungeberdig in die Welt erhebt, oder mit jener löwenmäßigen, peitschenartigen Schwungkraft, die drohend „schlägt einen furchtbaren Reif", sondern sie trugen ihn eingebogen und geringelt in zierlichen Krümmungen und verschlungenen Arabesken, ein Bild jenes still-gemüthlichen, an der eigenen Tugend und Frömmigkeit sich aufrankenden Insichselbstlebens. Kurz, ich erkannte in ihnen die Musterbilder ächter Unterthanen, und ein Volk solcher Unterthanen zu beherrschen, schien mir jedenfalls beneidenswerther, als Kaiser aller Russen und aller Franzosen zu sein. Wie leicht und wie gefahrlos ist solche Herrschaft zu führen! Diese Unterthanen verlangen keine andre Freiheit, als die des Spaziergangs in den Straßen, und keine andre Demokratie, als in dem Bereich der Rinnsteine, sie machen keine andre Revolution, als in den Mistpfützen, und sie vergießen kein andres Blut, als ihr eigenes

Märtyrerblut. Die Pfütze und die Straße — panis et circenses, das ist ihr ganzes Verlangen und ihr ganzes Bedürfniß. Der Laternenpfal kommt ihnen nur in den Sinn, wenn er sich in ihrem abendlichen Bade wiederspiegelt, und vom Hängen wissen sie nichts, außer wenn sie, auf Leitern gekreuzigt, gleich dem heiligen Petrus den Kopf nach Unten richten und mit den Hinterfüßen sehnsüchtig nach dem Himmel deuten wie die Yankees in den Parlors ihrer Gasthöfe.

Und nachdem sie also gemüthlich fett geworden und ihr loyales Dasein beschlossen, werden sie von den dankbaren Menschen in Stücke getheilt und zum Andenken an ihre Tugenden aufbewahrt in konservativem Salz, bis sie sich der Menschheit assimiliren, um ihre Tugenden fortzupflanzen auf die fernsten Geschlechter. Wie der König Heinrich IV. dafür sorgen wollte, daß jeder Bürger sein Huhn im Topfe habe, so sorgt, größerer Anerkennung werth, die Königinn des Westens dafür, daß Jeder seinen Schinken in den Topf erhalte. Wie oft habe ich meinen herbivorischen Freund Gustav Struve bedauert, daß er sich so hartnäckig verblendet gegen die Segnungen, welche die Natur den Menschen zukommen läßt durch ihre vierfüßigen Gestaltungen! Er würde nur mit Schaudern über die Märkte dieser Königinn wandern, er würde denken, die Straßen seien hier mit Cotelettes gepflastert und der Kaffee sei mit Schweineblut gekocht, und Grauen würde seine Phantasie erfüllen beim Anblick der Schinken und Würste, während sie den unbefangenen Denker auf die interessantesten Beobachtungen und Betrachtungen hinleiten. Hat nicht schon in Europa jeder Ort und jeder Landestheil, der sich durch fleischliche Fabrikate auszeichnet,

seine eigenthümlichen geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Merkwürdigkeiten aufzuweisen? Man denke an Westphalen! Es erzeugt Schinken, auf die selbst Cincinnati mit ohnmächtiger Eifersucht hinblicken muß, und daneben einen Pfaffenhaß und freigeistigen Radikalismus, der in keinem Urwald seines gleichen findet; überdieß aber besitzt es Hermann den Cherusker, dem man zwar einen Arm gestohlen hat, aber nichts von dem Ruhm, daß der Dichter Klopstock zur Zeit der französischen Revolution lebte. Man denke an Pommern! Es erzeugt die berühmtesten Brüste der Welt, die pommerschen Gänsebrüste und daneben eine männliche Hochbrüstigkeit, die bei jedem Frühstück das Haus Hohenzollern in seinen Grundfesten erschüttert. Man denke an Göttingen! Es erzeugt sehr berühmte Würste und außerdem hat es die eidfesten sieben Professoren hervorgebracht, von denen zwei schon hinreichten, das ganze teutsche Reich zu verfertigen, die aber, wenn sie alle sieben vereinigt gewesen wären, Teutschland bis zu dem Urzustand des Cheruskers in den Eichenwäldern zurückverfertigt hätten. Cincinnati aber überbietet sie alle mit seinen Menschen wie mit seinen Schweinen und deshalb wurde es auch ausersehen als Versammlungsort für den berühmten Kongreß der teutschen Editoren.

St. Louis.

In Cincinnati hörte ich zu meinem großen Bedauern, daß der Editoren-Kongreß um 8 bis 14 Tage verschoben worden sei, weil mehrere Mitglieder noch nicht nüchtern zu machen gewesen, verschiedene andre am delirium tremens litten, eins wegen Nothzucht im Prison saß und

zwei des Mordversuchs auf einen Wirth angeklagt waren, der nicht auf ihre Blätter hatte abonniren wollen, drei andere Holz zu sägen, zwei ihre Stiefel dem Schuster zum Flicken übersandt hatten, ein ganzes Rudel aber Behufs persönlicher Reinigung noch mehrere Tage im Ohio-Fluß zuzubringen genöthigt war. Unter diesen Umständen kam eine telegraphische Depesche sehr gelegen, welche mir von St. Louis Folgendes meldete:

„Die hiesigen Teutschen können nicht mehr ohne Sie leben. Fünf sind heute schon vor Sehnsucht gestorben und das „deutsche Institut" will sich auflösen in Thränen oder Atome, wenn Sie nicht erscheinen. Man will und muß in den ersten Tagen einen Vortrag von Ihnen hören, oder St. Louis hat aufgehört zu existiren."

Ich hätte kein menschliches Gefühl haben müssen, wenn ich dieser Einladung widerstehen konnte, und reisete Hals über Kopf nach St. Louis.

Es war wirklich die höchste Zeit, daß ich erschien. In den letzten 8 Tagen hatte kein Mensch mehr einen Tropfen Bier trinken können und alle Seelen waren am Verschmachten. Der „Anzeiger des Westens" war im Begriff zu „stoppen." Das „deutsche Institut" war so naß vor Weinen, daß mehrere Mitglieder auf der Treppe ausgeglitscht waren und die Beine gebrochen hatten, und sogar der Dr. Ambos hatte beständig feuchte Augen.

Ich beeilte mich, diesem traurigen Zustand ein Ende zu machen durch meinen Vortrag. Es hatten sich 50,000 Zuhörer und Zuhörerinnen eingefunden. 500 wurden ohnmächtig aus dem Gedränge getragen, 15 wurden erdrückt, 700 verloren die Perrücken, 75 Rockschöße wurden abgequetscht, 7 Arme und 13 Beine zerbrochen, 200

Hoops verloren die Facon und 25 verfrühte Entbindungen fanden Statt. Nie hat man solches Gedränge und solchen Enthusiasmus erlebt. Da ich nicht zur Tribüne gelangen konnte, war ich genöthigt, über die Köpfe der Versammlung zu schreiten, und bei der Gelegenheit hatte ich das Unglück, dem Dr. Spitz das Organ der Selbstachtung einzutreten.

Das Thema meines Vortrags, den ich seiner Länge wegen hier nicht mittheilen kann, war: „prüfet Alles und wählet jeden Falls zwischen zwei Uebeln eins." Es war mir angegeben worden durch die große Noth und Verlegenheit der Presse von St. Louis, welche sich mit dem patriotischen Problem abmühte, zwischen zwei gleich großen Partei-Uebeln das kleinste zu wählen, statt beide aufzugeben.

Nach dem Vortrag wollten sechs weißgekleidete „Jungfrauen mit Kirschlippen", die der Schalk Ch. Bs. instruirt hatte, mich durchaus küssen. Ich erwiederte ihnen aber, da sie keine Uebel seien, könne ich nicht zwischen ihnen wählen; sie mögten einzeln kommen, damit mir die Wahl erlassen sei. Sie wollten es thun, da ich aber meine Schwäche kannte, beschloß ich, der Gefahr zu entrinnen, ich ließ alle Festivitäten, die man mir zu Ehren, namentlich im „deutschen Institut", veranstaltet hatte, im Stich und eilte auf den Weg nach Milwaukee.

Am Mississippi.

Als ich von St. Louis abfuhr, erscholl plötzlich an der Seite der Eisenbahn ein so gewaltiges Hurrah, daß die Lokomotive scheu wurde und aus den Schienen sprang. Dieß „Accident" veranlaßte mich auszusteigen und es er-

gab sich, daß das Hurrah mir galt und daß die Hurrahrufer 6000 Turner waren.

Sie Glücklicher, sagte ein Passagier, welch ein beliebter Mann Sie sind!

Ja, antwortete ich, aber es hat mir auch Mühe genug gekostet.

Der Sprecher der Turner trat vor und hielt folgende Anrede an mich:

„Wir kommen nicht, um Ihnen Komplimente zu machen, sondern um Ihnen Dank zu sagen, denn Sie sind der einzige Mann der Presse, der sich durch Das, was an unserm Treiben Humbug, Flitter, Windbeutelei und hohler Lärm ist, nicht imponiren läßt, sondern auf den Kern unserer Manifestationen dringt und uns gelegentlich die ganze Wahrheit sagt. Die teutsche Presse kriecht hier vor Allem, was von einer Masse repräsentirt wird, so wie sie drüben vor Allem kriecht, was eine Macht repräsentirt. Uns ekeln die Schmeicheleien an, womit wir bei jedem Umzug von Zeitungen überschüttet werden, die der höchsten Idee keine Zeile widmen würden, wenn ihre Träger ein kleines Häuflein bildeten. Noch jüngst lasen wir in einem dieser Pöbelwische, daß „der Name Turner ein Ehrenname geworden" sei, während es in den Turn-Vereinen Menschen aller Art, sogar Pfaffenknechte und Anhänger der Sklavenhalterpartei gibt. Es wird noch dahin kommen, daß man, um in den Augen dieser Presse ein Ehrenmann zu sein, bloß eine weiße Jacke anzuziehen braucht.

So sehr uns die Schmeicheleien serviler Zeitungschreiber zuwider sind, so sehr stimmen die mit der Wahrheit überein, die Sie uns gesagt haben. Das Menschen-

material, woraus unsere Vereine zusammengesetzt sind, ist kein andres, als das der übrigen Vereine, und an unsrer Turnerei klebt nichts, das uns einen geistigen oder sittlichen Inhalt geben könnte, wenn wir ihn nicht mitbringen. Die Bauchschwünge und Kniewellen und wie alle die andern Kunststücke heißen, für die wir die lächerlichsten und abgeschmacktesten Namen gewählt oder übernommen haben, machen uns so wenig zu freien und gebildeten Menschen wie die Fahnen, an die wir so viel Geld verschwenden, und das unsinnige „Gut Heil", oder der teutonische „Gruß und Handschlag", womit wir gelegentlich vernünftig redende Menschen zum Lachen bringen. Wir reden mitunter eine förmliche Sektensprache des Unsinns und werden darauf nicht den Anspruch gründen, die Vernunft zu vertreten.

Die Turnerei stärkt unsre Glieder und gibt uns körperliche Gewandtheit. Das ist Alles, wodurch wir uns von Menschen unterscheiden, die nicht turnen. Unser Name oder Vereinscharakter bedeutet nichts, gar nichts. Wir wollen und müssen, wenn wir etwas bedeuten wollen, zunächst wahre Menschen sein und nach Dem streben, was sie auszeichnet. In diesem Streben ist uns die Turnerei sogar verderblich, wenn wir immer auf sie den Haupt-Accent legen. Es gibt indolente und philisterhafte Geister genug, die fertig zu sein glauben, wenn sie Mitglieder eines Vereins sind, der einen bekannten Namen hat und aus dem die Zeitungen etwas machen was er nicht ist. Was haben wir denn in geistiger oder politischer Beziehung geleistet, nachdem wir so lang, den Zeitungen zufolge, alle Kraft und alles Streben in unsern Vereinen konzentrirt haben? Wir hätten mehr geleistet, wenn wir den

Kopfschwung vorangestellt und den Bauchschwung nur nebenher getrieben, wenn wir alle uns zu Gebot stehenden Hülfsmittel zur Bildung und Radikalisirung unsrer Köpfe benutzt hätten, statt in bunten Lappen und lärmenden Aufzügen unsre Hauptauszeichnung zu suchen. Veranstalten Sie eine Parade der weißen Jacken durch die Straßen und es wird kein Mann fehlen; halten Sie einen Vortrag über die wichtigsten Fragen des geistigen Lebens, oder geben sie ein radikales Blatt heraus, und Sie werden unter Hunderten nicht ein Dutzend finden, die Ihnen die mindeste Aufmerksamkeit schenken. Die meisten Mitglieder unsrer Vereine hassen sogar jede geistige Bewegung und Anstrengung, während sie die körperliche preisen. Sie sind durch die weiße Jacke nur Philister in Uniform geworden.

Ich sprach von unsren Leistungen. Wir dürfen uns ihrer rühmen, was das Turnen betrifft und das — Saufen. Wenn wir bedenken, wie viel Bier wir schon herabgeschwemmt und wie viel Geld wir bei festlichen wie unfestlichen Gelegenheiten schon verschwendet haben, ohne jemals an Beiträge für einen edleren Zweck zu denken, so haben wir uns auf das Tiefste zu schämen. Und wir haben uns geschämt. Es ist endlich ein andrer Sinn in uns erwacht und wir denken an bessere Zwecke. Da die meisten Menschen eines äußerlichen Anziehungsmittels bedürfen, so wollen wir unsre bisherige Form der Vereinigung noch beibehalten, aber der Geist soll ein andrer werden. Wir haben uns gefragt, zu welchem Zweck wir unsre Glieder stärken und uns kampffähig machen und wir haben darauf geantwortet: um gelegentlich tüchtige Kämpfer der Freiheit und der Revolution zu werden. Aber wo ist

Freiheit und Revolution zu erwarten ohne geistige Kämpfe? Deshalb haben wir uns entschlossen, alle unsre Kräfte und Mittel aufzubieten zur Unterstützung des geistigen Kampfes gegen Unfreiheit und Unterdrückung. Da Sie uns so oft auf diesen Punkt aufmerksam gemacht haben, freuen wir uns, Ihnen bei dieser Gelegenheit unsern Entschluß mittheilen zu können, und darin soll der Dank bestehen, den wir Ihnen sagen wollten."

So weit der Sprecher der 6000 Turner. Ich antwortete folgender Maßen:

Durch Ihre Anrede bin ich doppelt überrascht worden. Zunächst habe ich mich gewundert zu vernehmen, daß Sie meine Blätter gelesen. Obschon die Turner viel von Radikalismus reden und ich in diesem Fach nicht der Letzte bin, hat der „Pionier" nicht ein Dutzend Abonnenten unter der ganzen Turnerei. Noch mehr habe ich mich darüber gewundert, daß Turner im Stande waren, die Wahrheit zu würdigen, denn ich habe immer angenommen, die weiße Jacke besitze eine so wunderbare Kraft, das sie ihrem Träger eine Ueberlegenheit über jede fremde Einsicht verleihe. Was Sie gesagt haben, hat mich sehr gefreut und ich weiß wenig hinzuzusetzen. „Sie haben schon so viel für mich gesagt, daß mir zu sagen fast nichts mehr übrig bleibt." Doch auf zwei Punkte lassen Sie mich Sie noch aufmerksam machen. Ich habe Sie mitunter Soldat spielen sehen. Seien Sie auf Ihrer Hut bei diesem gefährlichen Spiel! Mit Soldatspielen beginnt man und mit Unterdrücken unter dem Kommando irgend eines ehrgeizigen Meisters des Mordhandwerks endigt man. Es ist nicht Zufall, daß die „demokratische" Partei die meisten Soldatenelemente liefert. Das Sol-

datenwesen ist so lang ein nothwendiges Uebel als es dient, das Soldatenwesen zu vernichten. Ein freier und humaner Sinn aber kann sich ihm nie befreunden und die Abneigung gegen das Mordhandwerk nicht so weit ablegen, daß er es als eine Unterhaltung oder gar einen Zweck für sich behandelte. Wenn es Etwas auf der Welt gibt, das Sie mehr zu hassen haben, als das Pfaffenthum, so ist es das Soldatenthum, denn es vereinigt mit der geistigen Brutalität die physische und würdigt seine Diener zu Bestien herab, die den Zweck haben, das Regiment der Bestialität der Menschheit aufzuzwingen. Wenn es in der Ordnung ist, daß in der Revolution hinter dem Soldatenthum die Guillotine mit dem dreieckigen Messer herzieht, so soll im Frieden die Guillotine der Eifersucht mit dem Messer der Kritik ihm folgen. Werden Sie Soldaten der Revolution, aber hassen Sie das Soldatenthum, hassen Sie die Uniform, die Sie tragen, hassen Sie die Waffe, die Sie führen, hassen Sie das Kommando, dem Sie gehorchen werden. Und ist der Sieg errungen, so zerreißen Sie die Uniform, so zerbrechen Sie die Waffe, so vernichten Sie das Kommando.

Ein andrer Punkt ist Ihr Programm. Sie sind entweder bloß Turner, die Leibesübungen treiben, oder Sie sind zugleich und in erster Reihe Anhänger des Radikalismus. Im ersten Falle mögen Sie in Ihre Reihen aufnehmen wen Sie wollen, den Pfaffen und „Demokraten" sowohl wie den Atheisten und Abolitionisten; im letzten Falle aber müssen Sie konsequent sein und nur Gemeinschaft mit Solchen haben, die Ihre Prinzipien theilen oder theilen wollen. Prinzipien sind exklusiv, sind intolerant und ohne Konsequenz sind sie bloße Redensarten. Diejenigen,

welche Ihnen einreden, daß die Politik oder die Prinzipien mit Ihrer Vereinigung nichts zu thun haben, sind Solche, welche aus Ihnen Werkzeuge für ihre Spekulationen und ihren Ehrgeiz machen wollen. Ohne radikale Prinzipien und ohne Konsequenz sind Sie nichts als eine Heerde von Histrionen und Bummlern, die von schlauen Spekulanten im Zustande der Gleichgültigkeit erhalten und für unsaubere Zwecke ausgebeutet werden. Jagen Sie die Spekulanten wie die Indolenten zum Tempel hinaus und werden Sie als Radikale wahrhaft, was Ihr Wahlspruch sagt: frisch, froh, frei! Dann, aber nur dann werde ich in den Ausspruch des von Ihnen erwähnten Zeitungsschreibers einstimmen, daß der Name Turner ein Ehrenname sei.

Als ich so gesprochen hatte, wollten mich sämmtliche Turner umarmen und nach St. Louis zurückbringen. Allein als ich ihnen sagte, ich habe die wichtigsten Geschäfte, ich müsse nach Milwaukee, dem teutschen Athen, und dann zu dem großen Editorenkongreß in Cincinnati, ließen sie mich gehen.

Als ich mich wieder in den Eisenbahnwagen setzte, fand ich abermals eine teutsche Nachbarinn. Sie sah verzweifelt traurig aus, blickte mich dabei verzweifelt schmachtend an und sprach ein verzweifelt schlechtes Teutsch. Sie nannte mir ihren Namen und sagte:

„Sie sind ein Vorkämpfer für die Emanzipation und Erlösung der Frauen. Sie werden es aber nicht bloß theoretisch sein wollen. Ich bin gefesselt an einen Gebieter, der ein langweiliger, sinnloser, unausstehlicher Mensch ist. Ich muß von ihm loskommen, wenn ich nicht sterben soll, und will einen andern lieben. Erlösen und

entführen Sie mich! Bezahlen Sie mein Billet, denn ich habe keinen Cent!"

Ich antwortete: Weiber Ihrer Art werden nicht erlös't und emanzipirt. In Ihrem Fall gibt es keine Trennung. Auch wird die Liebe zu einem Andern Sie nicht bessern. Kehren Sie zu Ihrem Unausstehlichen zurück, Sie selbst Unausstehliche! Hinaus, Verbrecherinn, oder ich breche dir das Genick!

Damit warf ich sie schonungslos auf die Eisenbahn zum Entsetzen aller Passagiere.

Die Hinausgeworfene war die Muse eines gewissen Adalbert, der in St. Louis die Menschheit und die teutsche Sprache in grausamen Versen mißhandelt.

Washington.

Meine Sehnsucht nach Milwaukee habe ich abermals auf einige Zeit zur Ruhe bringen müssen. Ich wollte auch in Chicago anrufen, aus dessen Lavendelfluß Joh. Maria Farina den Grundstoff zu seinem Kölnischen Wasser und das Editorenthum den zu seinen Lobsprüchen bezieht; kaum war ich aber dort angekommen und kaum begann auch dort der allgemeine Enthusiasmus aufzulodern, so rief mich folgende telegraphische Depesche sofort nach Washington:

Theurer Freund.

Eile hierher, so schnell du kannst. Ich habe mich über Dinge von der höchsten Wichtigkeit mit Dir zu berathen. Auf j e d e n Fall erwarte ich Dich, solltest Du sogar versäumen müssen, dem

teutschen Editoren-Kongreß in Cincinnati beizuwohnen.

Dein alter

James Buchanan.

Ich telegraphirte zurück, daß ich mich gleich auf den Weg machen werde, aber auf keinen Fall werde ich den Editorenkongreß im Stich lassen, weshalb ich James ersuchte, durch einen Abgesandten die Herrn Editoren zu einem neuen Aufschub zu bewegen und bis zur Zeit des Zusammentritts Jedem derselben täglich ein „Bärrel" verabreichen zu lassen.

Als ich nach Washington kam, eilte ich sogleich in das Weiße Haus, meldete mich aber zuerst bei James' Nichte, der ich noch einen Kuß schuldig war, und drang dann in das Kabinet meines alten Freundes.

Alter Knabe, Du siehst ja ganz gut aus, rief ich, indem ich ihm die Hand drückte, daß er ächzte; Du hast Dich schnell von dem Rattengift erholt, das Dir die Südländer in die Suppe gethan hatten. Im Grunde hätte ich es nicht sehr bedauert, wenn sie Dich auf den Kirchhof gebracht hätten, denn Du gehst mir gar zu vorsichtig und langsam zu Werke. Die alten Hagestolze haben selten Energie. Sie sind eben so zaghaft beim Ergreifen einer Maßregel wie beim Ergreifen eines Weibes und zeugen so wenig als Politiker wie als Männer. Breckenridge würde besser durchfahren und der Revolution bessere Dienste leisten.

„Du bist noch immer der ungeduldige Hitzkopf," antwortete James, indem er den Kopf südwestlich neigte und mit dem linken Auge lächelte. „Grade über den Punkt, wovon Du sprichst, wollte ich Dich zunächst zu Rath

ziehen und es ist mir um so lieber, daß Du selbst kommst, da ich seit einiger Zeit den „Pionier" nicht mehr erhalte. Wie ist das?"

Das ist sehr natürlich. Während Du mit den Pfaffen in Connecticut korrespondirst und Deinen Agenten Walker bald so bald so instruirst, hast Du unterlassen Dein Abonnement zu erneuern. Du weißt aber, daß meine Abonnentenliste keinen Unterschied macht und keine Rücksicht nehmen kann. Wer nicht vorauszahlt, erhält den „Pionier" nicht, mag er Präsident oder Lampenputzer sein.

„Schon recht. Ich will's gleich abmachen. Hier hast Du eine Washingtoner Bill."

Nichts da! Shinpflaster nehm' ich nicht. Am Hauptregierungssitz ist das schlechteste Geld wie die schlechteste Politik. Schäme Dich, solch' Papier zu dulden und auszugeben! Meine besten Freunde sollen mir auch das beste Geld geben. Du alter Knicker hast goldene Sparpfennige genug.

„Comme vous voulez, sagte James. „Doch jetzt zum Hauptpunkt. Du hast Dich viel mit Revolution abgegeben und Du sollst mir rathen, durch welches Mittel ich diese dickhäutigen Kerle in Kansas endlich zur Rebellion treiben kann. Es ist schon jedes Mittel gegen sie versucht worden, Pierce und ich haben sie chikanirt und chikaniren lassen bis auf's Blut, aber weder Grenzbanditen noch Dragoner können ihr Blut an's Kochen bringen. Es sind schon eine gute Anzahl Teutscher im Territorium und wie sie neulich in New-York bewiesen haben, sind Deine Landsleute verteufelt rebellische Köpfe. Wie pack' ich sie am Besten an?"

Du brauchst bloß durch die Banditenlegislatur das Bier im Territorium verbieten und es durch die Dragoner konfisziren zu lassen, so steht das ganze Germanenthum von Kansas unter Waffen.

„Glaubst Du? Aber die Teutschen allein sind zu schwach. Wie lassen sich die Yankees dort in Harnisch bringen?"

Verbiete ihnen bloß zwei Dinge, die Landspekulationen, die sie im Namen der Freiheit treiben, und das Tabackkauen. Neulich hat ein Yankee und ein Südländer ein Duell auf Tabackspucken mit 20 Schritten Distance gehabt und der Yankee hat den Südländer blind gespuckt.

„Deine Mittel scheinen mir probat zu sein, ich will sie versuchen. Das bisherige Treiben wird mir langweilig und wenn die Freistaatleute die Banditen und ihre Beschützer noch nicht bald aus dem Lande jagen, so geb' ich sie und den ganzen feigen Norden auf und danke ab. Jetzt von etwas Anderm. Warum hast Du den Gesandtschaftsposten in Berlin nicht angenommen?"

Friedrich Wilhelm hätte die Absicht gemerkt und wäre verstimmt gewesen, denn er hat trotz dem Saufen ein sehr feines Gefühl. Seitdem Du den Geniestreich mit dem Ostendener Manifest gemacht hast, glaubst Du Dir jede Eselei erlauben zu können. Aber nur ein Metternich konnte die Offenheit als Mittel der Diplomatie gebrauchen, denn er war unter Gleichen. Ihr Amerikaner versteht Europa nicht, so wenig wie es euch versteht. Könntest Du nicht an meiner Stelle einen andren Achtundvierziger wählen, der weniger anstößig ist und einen bessern Styl schreibt?

„Nenne mir einige."

Da ist z. B. mein Freund Gustav, der früher schon einmal Diplomat war und ein unermüdlicher „Zuschauer" ist. Er hat zwar erklärt, daß er die Geschicke dieses Landes sich selbst überlassen müsse, daß er sein Leben dem Kampf gegen die europäischen Despoten gewidmet habe, aber er läßt mit sich reden, wie sein fortwährender erstaunlicher Kampf gegen die Despoten beweis't. Wenn Du ihn nach Berlin sendest, wird es Friedrich Wilhelm den größten Spaß machen, denn der Kladderadatsch ist Sr. Maj. Leiborgan.

„Aber wen sende ich nach Baden?"

Deinen Verehrer Fickler. Er ist der Mann, um Amerika durch ganz Südteutschland zu vertreten. Er ist vom Bodensee, hat Schwimmfüße, frißt am Liebsten Schweizerkäse, Schinken und Neger und ist ein Freund des Schwabenkönigs.

„Frankfurt macht mir auch einige Verlegenheit."

Dahin sendest Du jedenfalls einen Parlamentler. Ich werde Dir ein halbes Dutzend notiren.

„Und nach Wien?"

Schickst Du den Pater Mörtel. Der Kerl hat es faustdick hinter den Ohren sitzen und wühlt unter der Maske des Harlekins wie ein Eber.

„Jetzt, mein Freund, habe ich Dich in einer wichtigen Privatangelegenheit zu konsultiren. Du hast meine Junggesellenschaft angegriffen und Du hast Recht darin. Je älter ich werde, desto mehr fühle ich das Bedürfniß, mich einem weiblichen Wesen anzuschließen, in dessen Seele ich die meinige ganz ausschütten kann. Kurz, ich muß heirathen, ich muß eine Frau, eine Präsidentinn haben. Sie

muß aber an Gesinnung mit mir übereinstimmen, gute Grundsätze haben, einiges Kapital besitzen und etwas repräsentiren! Am Liebsten wäre mir eine Teutsche, weil die teutschen Frauen am Treuesten lieben sollen. Ich bin etwas eifersüchtiger Natur. Kannst Du mir nicht eine Deiner Landsmänninnen empfehlen, auf die ich mich verlassen kann?"

Allerdings, ich weiß eine, die Dich schon treu geliebt, ehe Du an sie dachtest, und Dir und Deiner Partei mehr geopfert hat, als Du ihr wiedergeben kannst.

„O, nenne sie mir, sie soll Präsidentinn werden!"

Ich nenne sie Dir in der Voraussetzung, daß Du mich und sämmtliche Editoren, die sich nächstens in Cincinnati versammeln werden, zur Hochzeit einladest.

„Ich verspreche es Dir."

Sie heißt: Jakob Uhls Wittwe, Herausgeberinn der „New Yorker Staatszeitung." Ohne diese Frau wärst Du gar nicht gewählt worden. Wenn sie mit ihrem Blatt die „demokratische" Partei verließ, wären alle Teutschen nachgefolgt und die Gegenpartei hätte gesiegt.

„Ich habe schon viel Gutes und Schönes von ihr gehört und werde gleich den Chevalier Wikoff als Brautwerber nach New-York senden. — Nun sage mir einmal, willst Du denn gar keinen Posten von mir annehmen?

Der einzige Posten, den ich annehme, ist die Gesandtenstelle in Rom. Ich sehne mich nach dem heiligen Stuhl. Pittsburg liegt am Ohio. -- Schließlich noch Eins. Ich ersuche Dich ernstlich, Deinen Generalpostmeister zu instruiren, daß er mein Blatt nicht so loafermäßig behandeln lasse. Jeder Postschlingel scheint zu glauben, er könne mit dem „Pionier" machen was er wolle, und ob er ihn

abliefere oder nicht, sei Einerlei. Mir ist es nicht einerlei und wenn sich das nicht ändert, so darf von Jakob Uhls Wittwe keine Rede mehr sein.

Nachdem ich James über diese und einige andere Angelegenheiten Rath ertheilt und nachdem er mir seine Minister vorgestellt hatte, schickte ich mich zur Abreise nach Milwaukee an. Beim Abschied erhielt ich folgenden Brief, der mir von New-York nachgesandt worden war.

Schönthal den 1. September.

Mr. Fr. Hecker, care of K. Heinzen, Esq.
New-York.

Sie haben erlaubt, mein theurer Herr Hecker, daß ich an Sie schreibe Wenn ich wüßte, daß Sie meine Briefe so gern lesen wie ich sie schreibe, so erhielten Sie jeden Tag einen. Seitdem wir uns getrennt, habe ich immer an Sie gedacht. Ehe ich Sie gekannt, habe ich Sie bloß verehrt; aber es ist so mit uns Weibern, daß wir Den leicht lieben lernen, den wir verehrt haben. Warum soll ich Ihnen das nicht gestehen? Das Lieben ist so wenig etwas Böses wie das Verehren, es ist vielleicht bloß die Praxis davon. Ich habe Sie verehrt als großen Mann und liebe Sie als guten Mann. Ihre Lustigkeit und Ihr offenes Wesen hat mich ganz eingenommen und ich weiß, daß Ihr Herz ein warmes, menschliches Gefühl hat. Sie haben mir gesagt, ich solle Sie küssen, damit Sie ohne Umweg in den Himmel kommen; auch haben Sie gesagt, der Mann, der keine Frau hätte oder eine schlechte, würde es als eine Fügung des Schicksals ansehen müssen, daß ich Wittwe bin. Ein Mann wie Sie sagt dergleichen nicht bloß zum Spaß. Ich weiß es, Sie sind mir nicht abge-

neigt, obschon ich bloß ein einfaches, schlichtes Weib bin. Aber ich wünsche weder, daß Sie eine schlechte Frau haben, noch daß Sie eine gute verlieren. Ich erwarte bloß, daß Sie eine haben, die mein Gefühl versteht und deshalb meine Freundinn ist, weil ich die Ihrige bin. Ich mache keine andre Ansprüche an Sie, als daß ich Ihnen meine Gefühle aussprechen kann und daß Sie sie nicht mißdeuten. Ich bin ein schwankes Rohr, allein stehend in einer fremden Welt und bedarf der Stütze. Stützen Sie mich, halten Sie mich durch Ihre Freundschaft. Das ist Alles, worum ich Sie bitte.

Ich schreibe dieß in meiner Laube und mein Springbrünnele plätschert an Einem fort. Es ist mir, als schriebe ich bloß, was es mir vorplaudert. Hat denn die Natur auch eine menschliche Sprache? Es ist hier nicht unsre deutsche Natur, aber doch redet sie Deutsch, wenn wir eine Zeit lang hier gewohnt und mit ihr verkehrt haben, allein und einsam. Ist es Ihnen auch so auf Ihrer Farm? Alles, was ich um mich sehe, ist mir vertraut, weil ich es selbst habe schaffen helfen, weil ich an jedem Punkt umhergegangen bin, weil ich überall etwas gedacht und gefühlt habe und mich Alles an etwas Erlebtes erinnert. Aber zuletzt werde ich immer traurig, denn zuletzt erinnert mich Alles daran, daß ich allein bin. Ich habe Alles, was ich begehren kann, um unabhängig zu sein und alle Wünsche zu erfüllen, nur den einen ausgenommen: nicht allein zu sein. Die Natur ist so schön und ich könnte nicht ohne sie leben, aber mit ihr allein kann ich es auch nicht.

Wenn ich in der Frühe hinausgehe in den Garten und der Thau auf Blumen und Blättern glänzt und die ersten

Sonnenstrahlen über den Berg streifen, dann wird mir so frisch und wohl, aber auch wieder so trüb und weh, denn ich wandle allein, ich bin Wittwe.

Das Obst prangt auf den Bäumen, der rothwangige Apfel, die gelbe Birne, der wachsfarbige Pfirsig und in dem Weinberg schwillt die Weinbeere, in der der Geist eines herrlichen Trankes schlummert; Alles ist Fülle und Reife und Einladung zum Genuß, aber ach! ich muß es allein genießen, denn ich bin Wittwe.

Die Sonne steigt und die Luft wird heiß; aus dem Garten wandle ich den Wald hinauf; Rasen und Moos unter den schattigen Bäumen ist mein Ruhebette; im Dickicht horche ich träumend dem Säuseln in den hohen Wipfeln, dem Summen in den breiten Baumkronen und dem Gezwitscher auf den schwankenden Zweigen, aber Alles sagt mir nur, ich sei Wittwe.

Die Sonne geht über die Spitze des Berges und meine blühende Laube steht im Schatten; mein Springbrünnele plätschert und plaudert unermüdlich wie am frühen Morgen; ich lausche ihm, als hörte ich es zum ersten Mal, aber ich denke immer, es sage mir nur, ich sei Wittwe.

Der kühle Abend mit seiner lieblichen Dämmerung läßt sich nieder auf mein Thal, auf meinen Garten, auf mein Haus, meine Laube, meinen Wald und die Berge; ich gehe wieder hinaus, erfrische mich in meiner Laube mit einem Glase vaterländischen Weins, klimpere auf meiner Guitarre und will singen, aber es fällt mir nichts ein, als: ich bin Wittwe.

Der Bach rauscht, das Springbrünnele plätschert, der Schmetterling schnurrt um die Blumen, die Taube ruft im Walde, es wird mir so einsam, ich sehne mich ich weiß

nicht wohin und plötzlich muß ich weinen, denn ich bin Wittwe.

Ich gehe in meine Kammer, suche mich zu zerstreuen durch Lesen, ich lese und höre wieder auf, mein Auge wird müde, ich lege mich nieder, schlummere ein, dann aber erschreckt mich ein Traum, ich fahre auf, blicke mich um und bin allein, denn ich bin Wittwe.

Die Welt ist so schön, das Leben ist schön, ich liebe die Menschheit, ich bin Allen gut, ich mögte Alles glücklich machen, ich mögte alle Schmerzen heilen, aber — ich bin Wittwe.

Gäbe es etwas Schrecklicheres, als wenn Einer die ganze schöne Welt besäße und Niemanden fände, mit dem er sie theilen könnte? Ich denke mir, es müssen herzlose Menschen gewesen sein, die einen Gott erfunden haben ohne eine Göttinn.

Doch vielleicht plaudere ich mehr, als Sie hören wollen. Aber ich mußt' es Ihnen doch sagen, damit Sie wissen wie mir manch Mal zu Muth ist. Und denken Sie nicht, ich sei von Hause aus trübseelig, nein, ich bin eine lustige Natur und lache immer, wenn ich in guter Gesellschaft bin. Sie haben es ja gesehen, als wir auf der Eisenbahn fuhren. Nur muß ich einen Freund haben, ich kann nicht sein ohne einen Freund und ich finde keinen. Die Männer — soll ich es sagen? Die Männer, die ich kenne, mag ich nicht, sie sind mir zu ordinair, sie haben kein Herz, sie haben keinen Geist und schätzen am Ende mein Vermögen höher als mich. Nein, ich mag sie nicht, ich habe kein Vertrauen zu ihnen und kein Interesse an ihnen. Seien Sie mein Freund, wenn auch aus der Ferne. Ich will Ihnen Alles schreiben, was ich fühle und

denke. Nehmen Sie es gütig auf und erwiedern Sie es freundlich. Dann habe ich einen Trost und wenn ich auch Wittwe bin, bin ich es wenigstens nicht im Geiste. Ach! wann kommen Sie wieder in das Alleghany-Gebirge? Schon bin ich auf den Gedanken gekommen, Sie bei dem Editoren-Kongreß in Cincinnati aufzusuchen.

Ihre Freundinn

Therese.

Nachdem ich diesen Brief gelesen hatte, war ich in großer Versuchung, direkt nach Schönthal zu reisen, aber meine Pflicht siegte abermals, sie rief mich nach Milwaukee und zu dem Editoren-Kongreß in Cincinnati.

Milwaukee.

Aus Washington bin ich förmlich echappirt. Als ich nämlich abreisen wollte, erfuhr ich, daß sämmtliche Diplomaten auf den Beinen waren, um mir eine große Ovation zu bereiten. Der Chevalier Hülsemann und der Baron von Gerolt standen an der Spitze. Sie beabsichtigten, mir zuerst eine glänzende Serenade zu bringen, wobei Freund Hülsemann und Gerolt nebst ein Paar Gehülfen den Fackeltanz aufführen wollten, den in Berlin Freund Manteuffel und die übrigen Minister bei Hoffesten vor Sr. Maj. zu tanzen pflegen; sodann sollte eine brillante Soiree nebst Ball gegeben werden. Alles, was die Diplomatie an Schönheiten aufzuweisen hat, sollte zugegen sein. Unter der Hand erfuhr ich aber durch eine revolutionaire Freundinn, der ich eine Stellung in diplomatischen Kreisen verschafft habe, daß der eigentliche Zweck

des Ganzen war, mir durch die Künste der Verführung revolutionaire Geheimnisse abzulocken. Namentlich sollte ich die Konspirationen und Plane verrathen, womit sich hier die Turn- und sonstigen Vereine unter Leitung der Bürger Kinkel, Struve u. s. w. so eifrig beschäftigen. Da ich ein schwacher Mensch bin, wollte ich mich nicht in Gefahr bringen lassen, das Schicksal der Revolution durch so wichtige Enthüllungen auf das Spiel zu setzen, und stürzte Hals über Kopf aus Washington hinaus.

Außer der Furcht vor den Diplomatinnen trieb mich die Sehnsucht nach Milwaukee, dem teutschen Athen, dem Mittelpunkt des modernen Hellenenthums, eine Sehnsucht, die sich in einen förmlichen Heißhunger verwandelt hatte. Ich hätte Milwaukee „fressen" mögen. Einmal rief ich sogar in der Zerstreutheit einem Kellner zu: eine Portion Milwaukee with „Petäters!"

Das „Fressen" erinnert mich an die Art, wie auf amerikanischen Dampfschiffen der Hunger gestillt wird. Es war ein herrliches Schiff, womit wir auf dem „lieblichen Winnebago", wie ich den Michigan-See der Idealisirung wegen nennen will, gen Milwaukee fuhren. Der Mittag kam und die Magen knurrten ägyptisch und in der Küche hörte man das Gerassel von Fleischtöpfen. Plötzlich erscheint ein Tambour auf dem Verdeck und schlägt einen langen Wirbel mit dem chinesischen „Gong". Sämmtliche Gentlemänner stürzen hinab und stellen sich im Speisesaal in Reih' und Glied, man könnte sagen, in Schlacht- oder Freß-Ordnung auf, um abzuwarten, bis am oberen Ende der langen Tafel die Ladies placirt sind. Hinter Jedem hängt ein Stachel-Halsband an der Wand, womit er angeschlossen wird. Halb hangend, halb stehend, stie-

ren sie mit gierigen Blicken nach der Tafel und nach dem hintern Theil des Saals, wo mittelst einer Maschine jede Lady auf einen Stuhl befestigt wird. Die Operation währt lang und die Ungeduld der Gentlemänner steigt bis zur Wuth. Sie würgen sich in ihrem Halsband, daß die Augen aus dem Kopf treten; einige fletschen die Zähne; andre schnalzen mit der Zunge; andre stimmen ein schakalartiges Geheul an. Endlich sind sämmtliche Ladies befestigt. Wiederum tritt der Tambour herein und schlägt einen Wirbel. Auf dieses Zeichen werden durch Ausziehen eines Bolzens sämmtliche Halsbänder gelöst und die Gentlemänner stürzen über einander wüthend auf den Tisch und ergreifen mit Händen und Zähnen, was sich darbietet. Mitunter verfehlen sie ihr Ziel und fassen statt einer Cottelette oder eines Beafsteaks einen Mitkämpfer zwischen die Zähne. Auch werden in der Eile nicht selten Schüsseln, Gabeln und Tischtücher verschlungen, weshalb auf jedem Schiff sich ein Arzt befindet, der mitunter die schmerzhaftesten und künstlichsten Operationen vorzunehmen hat. Ich sah den Arzt mit der größten Geschicklichkeit einem Passagier ein Tischbein aus dem Halse ziehen — der Tisch selbst war freilich schon verschwunden.

Ein würdiges Seitenstück zu dieser Abfütterung auf den Schiffen bildet das Mahlzeiten in den amerikanischen Hotels. Die Tischordnung und Kost in diesen Hotels ist mit raffinirter Menschenkenntniß darauf eingerichtet, Demjenigen, der sich eines gesunden Geschmacks erfreut, den Appetit einfach dadurch zu stillen, daß sie ihn ihm verdirbt. Du tritst in den Speisesaal, in welchem ein Dutzend weißgeschürzte Neger geschäftig einherrennen, und nächerst

dich einem Tisch, an welchem in chinesischer Haltung eine Lady und ein Gentleman das chinesische Getränk hinabschlürfen. Ehe du dich eines Bösen versiehst, schiebt dir ein Aufpasser mit heimtückischer Gewalt einen Stuhl unter das überraschte Hintertheil, so daß du unwillkürlich in die Kniee sinkst und dir in dem Augenblick eine umgekehrte Guillotine vorschwebt oder hinterschwebt, an der man nach hinten statt nach vorn übergekippt wird. Kaum hast du dich von deinem Schrecken erholt, so nähert der Guillotineur liebreich seinen Mund deinem Ohr und flüstert dir wie zum Trost oder zum Hohn einige geheimnißvolle Worte zu. Du verstehst ihn nicht und fragst ihn halb entrüstet nach seiner eigentlichen Herzensmeinung. Er antwortet mit der deutlicheren Frage: Beafsteak? Rostbeef? und noch etwas Anderem. Du hast deine Fassung wieder gewonnen und kommandirst mit dem Ton der Entschiedenheit: Beafsteak! Darauf eine neue Frage: Tea or Coffee? Antwort: a glass of water! Du warteſt eine Zeit lang, in welcher sich ein halber Ochse braten ließe. Endlich, während du stille Betrachtungen über diese Tischsklaverei in einem freien Lande anstellst, fällt plötzlich wie aus der Luft ein Teller vor dich nieder, auf welchem du einen Gegenstand von der Größe eines Sperlings wahrnimst. Er sieht sich bei näherer Betrachtung fleischartig an. Ist es eine geschmorte Fledermaus? Du kehrst sie um und nun nimt sich der Gegenstand aus wie ein Stück von einer Hundszunge. Aber Hundszunge wird man dir doch nicht vorsetzen! Und doch kannst du die hündische Vorstellung nicht los werden, denn das Ding sieht so gezackt aus, als ob wenigstens ein Hund es im Vorbeigehen von einem größeren Ganzen abgerissen hätte.

Verlören sich wenigstens seine Umrisse in einer Umgebung brauner Sauce, so würdest du es trotz seiner verdächtigen Kleinheit immer noch für bestimmt halten können, etwa den Appetit zu reizen, im Fall es nämlich einen hohlen Zahn glücklich passiren sollte. Aber es liegt ganz unbegossen da, in frecher Trockenheit, in brüheloser Unverschämtheit und du weißt nicht, ob es mit seinem verdächtigen Farbengemisch zu alt ist, um genießbar, oder zu frisch, um zubereitet zu sein. Getheilt zwischen diesem Verdacht und dem Erstaunen, daß man in einem Hotel, wo ein 24stündiger Aufenthalt $4—5 kostet, die Tollkühnheit haben könne, einem Gast einen solchen Gegenstand als eine Portion Beafsteak vorzusetzen, dann aber wieder beruhigt durch die Hoffnung, daß er bloß ein Vorläufer irgend eines andren, würdigeren sein werde, fassest du dir endlich ein Herz, schneidest Anstands halber das Stückchen in Stücke und bringst eine Probe davon zwischen deine Zähne. Deine Zähne fassen muthig an, aber nach dem ersten Angriff versagen sie entschieden und mit Indignation den Dienst, weil sie nicht gewöhnt seien, Schuhsohlen zu verarbeiten. Deine Zunge windet sich in Krämpfen bei der Arbeit, das trockene Probestück in den Schlund hinabzuschieben, deine Kehle schnürt sich zu bei der Anstrengung, es weiter zu befördern, und dein Magen droht bei der Ankunft desselben zu revoltiren, wenn ihm ein zweites folgen sollte. Du stehst also willig von weiteren Versuchen ab und siehst dich auf dem Tisch nach andren Gegenständen um. Vor dir stehen ein Dutzend Schüsselchen und Schälchen und Näpfchen. Es sieht sich an wie eine Tafel für Puppen gedeckt. Und was ist der Inhalt? Das eine Schüsselchen sieht dich noch verdächtiger an als

das andre. Hier etwas Schleimiges, dort etwas Breiartiges, dann wieder etwas Gebackenes. Es hat Alles das Ansehen einer bloßen Spielerei, es ist kein gesunder Eß-Ernst darin und der Appetit vergeht dir schon durch die verhöhnende Anrichtung, wenn er auch die Probe des Kostens bestehen sollte. Du musterst endlich Dasjenige aus, was durch seine Natur und sein Ansehen sich am Besten zu einer menschlichen Speise zu eignen scheint. Zunächst vor dir blickt dich eine einzelne, ungeschälte, 2½ Zoll lange und 1 Zoll dicke Kartoffel mit ihren dunkeln Augen und mit dem Ansehen der Ehrlichkeit an. Genire dich nicht, sie ist für dich allein, du hast sie mit Niemanden zu theilen, denn jeder andre Gast hat ebenfalls seine besondre, seine für ihn bestimmte, seine ausschließlich ihm allein gehörende Kartoffel von 2½ Zoll Länge und 1 Zoll Dicke vor sich stehen. Du versuchst sie zu schälen — die Schale sitzt fest wie ein Thierfell. Du durchschneidest sie — sie ist glasig und kalt durch und durch. Du legst die ungegessene Kartoffel neben die ungegessene Fledermaus und greifst nach dem nächsten Puppennäpfchen, das den vierten Theil eines Tomato-Apfels enthält. Er ist zwar nicht reif und spielt stark in's Grünliche, aber du weißt doch was er ist, versiehst ihn mit Salz und Ess.g und munterst damit deinen überdrüssig gewordenen Gaumen auf. Ist das Alles? Dein letzter Trost und Ersatz ist der Brodteller. Aber selbst der Brodvorrath scheint für Puppen abgemessen zu sein und nachdem du alle Brodteller und alle Tomatoschüsseln geleert, die dir zugänglich waren, stehst du in dem stolzen Bewußtsein, Gast eines first class hotel zu sein, hungrig von deinem Guillotinenstuhl

wieder auf, aber Anstands halber mit einer gesättigten Miene, als habest du einen doppelten Magen gefüllt.

Nachdem wir die Nachtmahlzeit überstanden, legte ich mich nieder und träumte von Milwaukee, dem Hauptquartier, dem Mekka der Radikalen. Am andren Morgen hatten wir es wirklich vor uns. Welche Schönheit, welche Pracht! Das teutsche Athen liegt malerisch und reizend hinter dem Pyräus, von wo man die Katapolis und Akropolis gleichzeitig übersieht. Das Parthenon, die Propyläen und das Pantheon ragten im Hintergrunde aus einer Menge weißer Tempel und Paläste hervor. Als wir uns näherten, bedeckte eine unermeßliche Menschenmenge den Strand. Es waren die Radikalen von Milwaukee, die Hellenen der Neuzeit und der neuen Welt. Die Bevölkerung Milwaukees besteht aus 50,000 Radikalen, welche zu ihrer Unterhaltung eine kleine Heerde von Böotiern füttern, die sie Katholiken und „Demokraten" nennen. Das Haupt, der Mittelpunkt, gleichsam der „Atlas", welcher die radikale Welt von Milwaukee trägt, ist der Bürger Domschke. In ihm stellt sich endlich ein tröstliches Beispiel eines radikalen Erfolges dar, indem die materiellen Resultate seines Strebens den geistigen würdig entsprechen. Den Bürger Domschke schätzt man jetzt auf fünfzig Millionen Dollars.*) Er ist reicher als Astor und macht von seinem Vermögen bessern Gebrauch, als der New-Yorker Krösus. Außer seiner palastähnlichen

*) B. Domschke, früher Hülfsredakteur des „Pionier" in Louisville, gab später in Milwaukee den „Atlas" heraus und starb dort im größten Elend. Nach seinem Tode wollte man ihm ein Denkmal setzen.

Wohnung in der Stadt, mit welcher eine Druckerei, ein Lesesaal, ein Museum, eine Musik-Schule u. s. w. vereinigt ist und in welcher nächstens eine große Kunst-Akademie und Universität errichtet werden soll, besitzt der Bürger Domschke an den schönsten Punkten um die Stadt herum acht prächtige, im hellenischen und korynthischen Styl erbaute, mit den herrlichsten Parks und den ausgesuchtesten Kunstwerken geschmückte Villen. Jede der Villen ist zur Benutzung an einem der sieben Wochentage bestimmt und bezeichnet ihre Bestimmung durch ihren Namen und die ihr entsprechenden Verzierungen. Die achte, überschießende, steht für außerordentliche Gelegenheiten zur Verfügung. Die erste heißt Villa Appollo, die zweite Villa Pallas, die dritte Villa Venus Urania, die vierte Villa Bachus, die fünfte Villa Terpsichore, die sechste Villa Melpomene, die siebente Villa Polyhymnia, die achte Villa Euterpe. In denselben werden abwechselnd die Abende der Poesie, der Wissenschaft, der Zecherei, der Liebewerberei, des Tanzes, der Redeübungen, der dramatischen Vorstellungen und der musikalischen Unterhaltungen gefeiert. Dabei hat Jeder freien Zutritt, der zum Orden der Radikalen gehört. Jede Villa, die einen weiblichen Namen hat, steht unter der Verwaltung einer Frau mit entsprechenden Eigenschaften; die Villa Appollo und Bachus werden von Männern verwaltet. Der letzte, ein Rheinländer, entspricht übrigens seinem Ideal noch mehr, als der erste, der ein Schwabe ist.

Eine Deputation holte mich vom Schiff und kündigte mir an, daß ich Ehrengast des teutschen Athen sei. Die Bevölkerung wolle meine großen Verdienste um den Radikalismus ehren, da ich in Amerika zuerst den — W a l d-

meister entdeckt habe. Eine Ehrenpforte, durch die ich geführt wurde, trug die Aufschrift: „dem Columbus des Waldmeisters!“ Ich war so gerührt und bewegt, daß ich kaum sprechen konnte. Nachdem ich die Ehrenpforte passirt hatte, bestieg ich einen schönen Wagen, der, an der Spitze des ganzen Heers der Radikalen, mich als Gast in die Villa Venus brachte. Gott der Tugend, gib mir Kraft! An der Thüre empfing mich die Verwalterinn oder Vorsteherinn, Mathilde Urania genannt. Der Liebreiz dieser Augen, die Süßigkeit dieses Lächelns, die Ueppigkeit dieser Formen — was beabsichtigt man mit mir? Sie grüßte mich mit einer silbernen Stimme und faßte mit ihren weichen Fingern meine Hand zum Willkomm. Das Herz schlug mir bis an den Kehlkopf und ich konnte kaum die Worte stammeln: „habe Nachsicht mit mir, Schönste der Holden, denn ich muß zum Editoren-Kongreß in Cincinnati!“

Ich wurde in den, mit allen Emblemen der Gaumenpoesie ausgeschmückten Speisesaal geführt, wo ein ausgesuchtes Frühstück für mich und mein Gefolge schon bereit stand. Wir frühstückten Jeder sechs Prairiehühner von der Prairie Blue Racer, tausend Austern aus dem Winibago-See und zehn Pfund kalte Forellen aus dem Illyssos; dazu tranken wir Jeder sechs Flaschen Johannisberger, sechs Flaschen Lafitte und zehn Flaschen Cliquot. Hervorragenden Böotiern wurde erlaubt, durch das Fenster zuzuschauen und bei der Gelegenheit ereignete es sich, daß vier Prälaten und drei „Demokraten“ vor Neid und Begierde platzten. Ich erfuhr das Unglück erst später, da wir bei Tisch glaubten, es seien Böllerschüsse gewesen.

Nachdem das Frühstück beendigt war, nahm meine Wirthinn meinen Arm und führte mich vor die Thüre, wo ihr Wagen, mit vier rosenfarbigen Schimmeln bespannt, bereit stand. Auf den weiblichen Villen nämlich haben die Weiber auch die Initiative. Sie fodern zum Tanz auf, machen Liebeserklärungen, ordnen Vergnügungen an u. s. w. Das Gefolge entfernte sich und meine Wirthinn führte mich in ihrem Wagen zu ihren sämmtlichen Kolleginnen in ihren Villen. Welche Fülle von lieblichen, interessanten und prächtigen Erscheinungen drängte sich dort an meinem verwirrten Blick vorüber! Terpsichore war die schönste der Verwalterinnen (versteht sich nächst meiner Wirthinn), doch Pallas die würdigste. Die letzte war aus Preußen, sie war aber keine Jungfrau wie ihre Vorgängerinn, sondern glückliche Gattinn eines Professors und hatte sechs Kinder.

Ich blieb acht Tage in Milwaukee. Jeden Tag fand in der bestimmten Villa die entsprechende Unterhaltung Statt, woran sämmtliche Radikale und Radikalinnen Theil nahmen. Das war ein Leben wie im Olymp. Es war Hellas in's Himmlische übersetzt. Es wurde mir zuletzt so hellenisch zu Muth, daß ich unwillkürlich immer Griechisch zu sprechen begann. Am letzten Tage war Unterhaltung in der Villa Venus Urania, in der ich logirte. Es wurde dabei zugleich mein Abschiedsfest gefeiert, denn, wie wenig auch mein Herz für den Abschied gestimmt war, so spannte doch das Bewußtsein der Pflicht alle Sehnen meiner Kraft so mächtig an, daß ein unwiderruflicher Entschluß die Stunde der Abreise zum Editoren-Kongreß in Cincinnati bestimmte. An diesem Entschluß konnte auch Perikles Domschke nichts ändern, der mir vergebens

$500,000 nebst „Board" in der Villa Venus Urania bot, um mich als Mitarbeiter seines „Atlas" in Athen zurückzuhalten. Es war ein herrlicher Abend. Musik und Tanz und jede gesellige Kunst bewegte die bunte Gesellschaft in den hellen Sälen und dem halb erleuchteten Park durch einander, bis durch ein, vom Balkon der Villa herabgesungenes Tischlied das Signal zum Abendschmaus gegeben wurde. Welch ein Schmaus! Als hätte man mich zum Gott oder zum Simpel machen wollen, gab man mir einen Platz zwischen Mathilde Urania und Elise Terpsichore und mir gegenüber saßen die übrigen Musen. Mathilde legte mir die Speisen auf den Teller und Elise kredenzte mir den Wein. So kam es, daß ich an jenem Abend beinah so viel aß und trank wie meine nächstfolgenden Nachbarn, nämlich Ernst Appollo und Kaspar Bachus. Ich trank etwa 200 Flaschen verschiedener Weine und aß 300 Pfund Fleisch und Fisch. Zum Glück hatten wir dieß Mal keine Böotier zu Zeugen. Als ich durch Wein und Unterhaltung in jene sprudelnd-heitere Stimmung versetzt war, welche die ganze Gesellschaft elektrisirte und sie von ihren Stühlen nach beliebigen Richtungen trieb, faßte plötzlich Mathilde Urania meinen Arm, fixirte mich mit einem Blick voll brennender Zärtlichkeit, lächelte mich unwiderstehlich an und sprach:

„Komm, mein Freund, ich zeige dir den Park und den paphischen Hain in der künstlichen Beleuchtung."

Ich folgte ihr, ohne nur an Widerstand zu denken. Sie führte mich durch eine Allee von hohen Bäumen, die seitwärts abwechselnd von Blumenbeeten und Bosquets eingefaßt war. Die Bosquets wurden immer dichter und zuletzt endigte die Allee in einem prächtigen, dunkeln

Walde von hochstämmigen Bäumen. In der Mitte des Waldes glühte und glitzerte es wie ein Brand von diamantnem Feuer. Rechts und links und in einem großen Kreise herum erhoben sich Wasserstralen aus marmornen Becken bis in die Kronen der Bäume und stürzten dann büschelweise herab als ergössen sie sich aus dem hohen Laubwerk. Immer näher folgten sich die Wasserstralen und immer mächtiger, so daß ihr Geplätscher allmälig anwuchs bis zum Gedonner des Katarakts. In der Mitte des Kreises erhob sich der Hauptstral von der Dicke eines Thurmes und sein Geräusch war betäubend und fast erschreckend. Rings um denselben und vertheilt nach der Zahl der Wasserstralen zuckten zwischendurch sonnenartige Flammen, welche, in den ringsherabstürzenden Tropfen sich spiegelnd, ein tausendfaches Geflimmer und Geglitzer umherwarfen. Dabei war in dem ganzen Kreise der Springbrunnen die Luft so kühl, als träte man in einen steinernen Tempel. Es war mir wunderbar zu Muth. Aus der Ferne drangen durch das Geplätscher und Gebrause mitunter die Töne der Musik und des Gesanges. Doch dieß war kein Ort zum Verweilen; man sehnte sich nach Ruhe und Stille. Mathilde ließ den Eindruck eine Zeit lang auf mich wirken, dann zog sie mich weiter. Allmälig erstarb wieder das Brausen und Plätschern und wir traten aus der Dunkelheit des Waldes in einen Garten mit duftenden Lauben und Blumenbeeten. Seitwärts unter einer erhöhten Stelle murmelte ein Bach, der sich durch eine Wiese wand. Dort setzten wir uns und sprachen kein Wort.

Endlich ergriff Mathilde Urania meine Hand und sprach mit bewegter Stimme:

„Freund, du willst scheiden, dich zieht es weg von mir!“

Freundinn, ich muß; die Pflicht ist die mächtigste aller Mächte; ich muß zum großen Editoren-Kongreß in Cincinnati.

„Wohl erkenne ich, daß eine mächtige Stimme dich von mir ruft und ich will nicht versuchen, sie durch die meinige zu übertönen; aber dich ziehen lassen ohne ein Zeichen der Liebe — nein, das kann ich nicht.“

Stelle, du holdeste der Holden, meine schwache Kraft nicht auf eine zu schwierige Probe. Du weißt, daß mein Herz mehr für dich fühlt, als mein Mund dir zu gestehen wagt; aber mächtiger ist das Gefühl der Pflicht, welche mich ruft zu dem Editorenkongreß in Cincinnati.

„Wie soll ich dir glauben, was du versicherst, ohne ein Pfand deines Vertrauens, deiner Zärtlichkeit? Du hast stets für mich und meine Sache gesprochen und gekämpft, aber wie handelst du? Soll ich festen Glauben auf dich bauen, soll ich dich auch in der Ferne als meinen treuen Freund betrachten, so gib mir ein Pfand durch einen Kuß, der für mich das Opfer deiner Tugend ist.“

O Grausame, habe Mitleid mit mir! Du weißt, ich bin ein armer verfolgter Erdenpilger, der keinen andren Schatz hat als seine große Tugend. Raube mir nicht diesen Schatz, von dem mein Pflichtgefühl sich nährt, welches mich ruft zu dem Editorenkongreß in Cincinnati.

„O du Falscher, der du deine Fühllosigkeit decken willst mit dem Schild eines erkünstelten Pflichtgefühls! Strömte die Glut der Liebe durch deine Adern, welche meine Pulse in Aufruhr bringt, die eisige Pflicht schmölze an deinem Herzen und du gäbest mir den ersehnten Kuß.“

Nein, länger kann ich diesen Kampf nicht kämpfen,
Den Riesenkampf der Pflicht;
Kannst du den Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
So fordre, Tugend, dieses Opfer nicht!

Du siehst, welchen Kampf ich kämpfe, aber der Kuß ist meine Tugend und wenn ich ihn dir gebe, so komme ich nimmermehr zu dem Editorenkongreß in Cincinnati.

„Ich gewinne wieder Glauben an dich, mein Theurer, denn du bebst und glühst! Gib meinen Bitten nach und deinem Gefühl! Gib mir deine Hand, neige deinen tugendhaften Mund zu dem meinigen und beruhige mein besorgtes Herz!“

Nimmermehr, rief ich in der höchsten Aufregung aus. Meine Tugend ist mein Alles, denn sie allein ist mir Bürgschaft, daß ich Theil nehmen kann an dem Editorenkongreß in Cincinnati.

Damit sprang ich auf und eilte davon. Mathilde mir nach. Ich lief, ich rannte wie ein Wilder. Doch diese Atalanta war mir beständig auf den Fersen. Eine umgekehrte Jagd, wobei das Reh den Rüden verfolgte, stürmten wir durch den Garten, durch die Lauben, durch die Springbrunnen, durch die Flammen. Meine Lunge drohte zu platzen, doch die Pflicht und der Gedanke an den Editorenkongreß in Cincinnati gab mir neue Kraft. Schon glaubte ich mich gerettet, da faßte plötzlich die geflügelte Atalanta einen meiner Hinterflügel, einen Rockschoß. Entsetzen und Todesangst für meine Tugend stärkt mich auf's Neue, ich reiße mich los mit Hinterlassung des ganzen Flügels. Da plötzlich stürmt es von allen Seiten auf mich ein. Es waren die Genossinnen und Dienerinnen Urania's. Man umringt mich, man drängt mich, ich bin

verloren. Mit der letzten Anstrengung der Verzweiflung ergreife ich endlich die Offensive. Ich drohe, ich gestikulire, ich stoße, ich schlage, ich winde mich und bücke mich. Plötzlich fühle ich mich umfangen von einer mächtigen Wölbung, die mich von den Angreiferinnen trennt. Ich war in dem Getümmel unter die „Hoops" einer Muse gerathen und hatte sie ihr vom Leibe gerissen. Eingehüllt und unkenntlich gemacht durch die Hoops renne ich davon, ich „springe mit meinem Herrn über die Mauer" und meine Tugend ist gerettet. Schnurstracks eile ich nach dem Bahnhof, wo mich der Kondukteur mit offizieller Sorglichkeit in die „Ladies Car" hineinrequestet. Da sitze ich nun, den Göttinnen und Musen entronnen, unter den Ladies, zwar ohne Rockflügel, aber versehen mit Hoops und mit Tugend.

Mit Ungeduld erwarte ich die Abfahrt, denn alle Blicke fixiren mich und ich fürchte die Nachstellung Urania's. Endlich ertönt der Pfiff der Lokomotive und der Zug rennt mit Blitzesschnelle davon. Je länger wir fuhren, desto verdächtiger fixirten mich die Blicke der Ladies. Man raunt sich allerlei zu, man wispert und endlich beginnt man mich zu examiniren. Ich wurde gefragt, ob ich wirklich eine Lady sei. Mich erkannt glaubend, wage ich nicht die Frage zu bejaen. Ich gestehe sogar offen, ich sei ein verkleideter Editor, und erzähle meine Geschichte, erzähle meinen Aufenthalt in Milwaukee und erzähle sogar, daß ich vor einem Kuß Urania's geflohen sei, um meine Tugend zu retten und beizuwohnen dem Editorenkongreß in Cincinnati.

„Der flieht vor dem bloßen Kuß eines schönen Weibes?" rief eine determinirte Wortführerinn aus. Er ist ein

Unmensch, er ist ein Verbrecher, er hat sich an unserm ganzen Geschlecht versündigt! Die Gesellschaft eines solchen Weiberfeindes beleidigt uns und wir dürfen sie nicht länger dulden. Dieser Mensch gehört unter die Wilden und es ist seine verdiente Strafe, daß wir ihn in diese Wildniß aussetzen. Kondukteur, Kondukteur!"

Der Kondukteur kam, der Zug hielt an und ich wurde unter dem Hohngeschrei sämmtlicher Ladies mitten im Urwalde abgesetzt.

Da stand ich nun einsam und regungslos, ohne Rockschoß, aber mit meinen großen Hoops und meiner noch größeren Tugend.

Und so stand ich zwei Tage lang.

Im Urwald.

Jetzt ist mir wieder wohl. Diese Einsamkeit und Ruhe in dieser Lebensfülle und Entfaltungspracht läßt mich wieder zu mir selbst kommen. Ihr gastlichen Wälder, was wäre ohne euch die Welt und was bliebe ohne euch der Mensch! Ihr seid die Schirmer des geistigen wie des physischen Lebens. Ohne euch würde nicht bloß die Rinde der Erde, sondern auch das Gehirn ihrer Bewohner austrocknen. Ihr schirmt die Adern der einen und die Gedanken der andren. Oft habe ich in eurer Einsamkeit gewünscht, ich könnte euch in Menschen verwandeln, denn ihr sprecht zu mir ohne Sprache und ihr scheint noch mehr auf dem Herzen zu haben, als das träumerische Säuseln eurer Wipfel verräth. Doch wenn ich euch in Menschen verwandelte, würdet ihr werden wie die andren, ihr liefet den Pfaffen und falschen Götzen nach wie sie und euer Säuseln und Brausen verwandelte sich in das Beten der

Dummheit und das Pöbelgeschrei des Fanatismus. Nein, könnte ich euch Festgebannte, deren Wiege auch ihr Grab ist, aus eurer Scholle heben und eure Wurzeln in Beine umschaffen, ich ließe euch als Riesenruthen und Riesenbesen durch die Welt laufen, um mürbzuzüchtigen und reinzufegen diese wahnsinnige Menschheit, die nur darauf zu sinnen scheint, sich das Leben zu verbittern und zu verderben, während sie Alles besitzt, es so friedlich und schön zu machen wie das eurige. Ihr beneidet euch nicht um die Scholle, die euch trägt, und seid alle gleichberechtigte Freunde unter einander, wenn ihr auch hundert verschiedene Namen und Farben tragt. Wo ihr euch berührt, da ist es nur wie ein freundliches Streicheln und ein gegenseitiger Händedruck. Je näher ihr euch zusammendrängt, desto emsiger strebt ihr gemeinsam zum Licht empor und desto fester steht ihr vereinigt gegen den Sturm. Als musterhafte Oekonomen aber lebt ihr nur von Dem, was ihr selbst hervorbringt, und gebt eure Blätter, Blüthen und Früchte der Natur zurück, um in stetigem Kreislauf des Schaffens euer Leben aus dem eigenen Schatze fortzusetzen. Endet es aber, so endet es nur durch die Kraftlosigkeit des Alters und selbst euren Leib gebt ihr als gemeinsame Nahrung für neues Leben hin. Ihr sterbt, aber ihr mordet euch nicht wie diese Menschen, denen die tödtende Arbeit der Natur nicht genügt. Sie helfen ihr nach durch millionenfachen Mord, damit aus dem Moder der Gemordeten der frevelhafte Egoismus Einzelner um so üppiger emporschieße.

Nein, ihr Bäume, bleibt was ihr seid und werdet keine Menschen!

Während ich mich in derartige Betrachtungen über den

Wald verlor, hatte ich nicht bemerkt, daß unterdessen meine ganze Gestalt, die Umhüllung eingeschlossen, bis zu der Höhe meiner großen Tugend emporgewachsen war, so daß, wenn die Bäume in den Wipfeln Hörwerkzeuge trügen, ich den mächtigsten Eichen etwas hätte in's Ohr sagen können. Ich merkte meine Größe erst, als ich unter mir einige Schüsse hörte. Sie rührten von Jägern her, welche meine Hoops als Wildhütte benutzt hatten und aus derselben heraus mehrere Bären schossen, ja schossen. Ich ließ sie ruhig gewähren, da sie die Störer meiner Betrachtungen fern hielten. Dann aber wurde ich von einer andren Gesellschaft heimgesucht, die ich in einer weniger friedlichen Weise zu verabschieden hatte.

Es langte nämlich eine Kolonie von mehreren hundert Mormonen an, welche sofort meinen Standpunkt wie meine Hoops squattermäßig „claimten" und begannen, sie zum „Tempel des Herrn" einzuweihen. Ohne sich im Mindesten um mich und meine Tugend zu kümmern, veranstalteten sie unter den Hoops eine Massenversammlung und begannen Gottesdienst zu halten. Die Ladies machten meine Zehen zu Bänken, ihre Herrn setzten sich auf die Ränder meiner Füße und der „Aelteste" weihte den Vorsprung einer Säule, meine Kniescheibe, zur Kanzel ein. Er predigte von der „Vermehrung wie Sand am Meere," von der Vergrößerung des Reiches Gottes, ja sogar von der Tugend. Endlich kündigte er mehrere Heirathen an und erklärte sechs hübschen jungen Mädchen, daß sie einem alten, abgemergelten Bock mit gequollenen Rattenaugen und gezackten Nasslöchern würden „angesiegelt" werden.

Man kann sich denken, welchen Kontrast der Eindruck dieser Vorgänge zu meiner tugendhaften Stimmung bil-

dete. Es wurde mir schwül, gewitterhaft, donnerwetterisch zu Muth. Ich gerieth in einen Zustand, der sich nicht beschreiben, höchstens durch seine Folgen anschaulich machen läßt. Kurzum, plötzlich fuhr die ganze Mormonengesellschaft wie besessen aus den Hoops hinaus und schrie, das Dach des Tempels sei nicht dicht und es sei ein Wolkenbruch über sie hergefallen. Sie dutzendweise im Lauf über den Haufen spuckend rief ich ihnen mit Donnerstimme nach: „der Herr hat Sodom und Gomorrah mit einem Regen von Feuer und Schwefel heimgesucht; gratulirt euch, daß er zur Warnung euch bloß auf nassem Wege einen Besuch abstattet. Ich, sein Gesandter, würde euch, die bethörten Weiber ausgenommen, zu Koth zerstampfen, wenn ich nicht mit reinen Füßen erscheinen müßte beim Editorenkongreß zu Cincinnati. Groß ist der Herr! Hallelumberyard in der Höhe und auf Erden, damit euch die ganze Welt mit Brettern vernagelt wird. Amen!"

Das Wort Cincinnati erinnerte mich wieder an das Hauptziel meiner Reise. Aber wie es erreichen? Konnte ich ohne Rockflügel und mit den Hoops vor dem Kongreß der Editoren erscheinen? Die meisten derselben waren zu scharfsichtig, um den fehlenden Rockflügel zu übersehen oder meine Vermummung nicht zu durchschauen, und was würde die Folge gewesen sein?

Während ich überlegte, um ein Auskunftsmittel zu finden, hörte ich Jemanden im Gehölz deklamiren und gleich darauf trat ein Mann hervor, der sich durch seine Erscheinung sofort als einen Dichter zu erkennen gab. Seine Beinkleider bestanden aus Baumrinde und seine Schuhe aus Büffelfell; dabei aber trug er einen eleganten Frack und Glacee-Handschuhe. Den Hut hatte er in der rechten

Hand, um sein struppiges Haupt von den Stralen des verwandten Phöbus beschein zu lassen, während die Linke ein Heft der „Atlantis“ hielt, aus welchem er Folgendes deklamirte:

„Das schlanke Duftholz färbt die hohen Dolden
Und Eich- und Nußwald seine Schläge golden,
Der Mühsal Kelche — braun an niedern Zweigen —
Gesalbter Früchte edlen Rahm zu zeugen.
Doch tückisch schmückt die Nacht, die eisig tödtet,
Mit Flitterpracht — den Baum, den Purpur röthet,
Vollendet tief erglühter Jugendfülle. —
Stark ist der Kern, und köstlich seine Hülle; —
Der in des Menschen thatgeweihter Hand
Am Herz der Ströme seine Heimath fand.
Und bitt're Würze hauchet in Gebraus —
Des Pflaumendickigt's schneegebautes Haus,
Der Traubenkirschen milchgestirnte Pfühle —
Durchtönt von saugend sausendem Gewühle —
Die hehrauf weh'n, wo stumme Bächlein zieh'n —.“

Ich. O, welche Schönheit fesselt meinen Sinn!

Er (weiter deklamirend).

„In rothem Do'ngewand, mit grünem Saume
Geschärft das Schwert der Wahrheit weite Bäume —
Brandfarb'ner Kern; im weiten Lebenskreise
Schwarzmarmeln Gut, in rauhbeschwielter Weise —
Gereift im Frost — ein innig tief Gemüthe —
Durchweiht der Hauch der wilden Apfelblüthe;
Der Dichtung Geist, die blühend blutbewährte,
Bedornt, befezt — der herben Zwei Gefährte.

Dort nistet, stumm erfüllt, in blühender Laube —
Der Sehnsucht Bild — die seelenvolle Taube.
Aus Purpurknospen zärtlich weich erblaßt
In süßer Feier wogt ihr Blütheng'fühl —
Es dröhnt im Chor, daher in Sausehast - -
Daher dahin in brausendem Gewühl —
Der Falter schwingt — ein Murmeln und Gesumme —*)

Ich. Halt' ein, o Genius, halt' ein, verstumme!
Das ist der Dichtung Inbegriff und Summe,
Und hör' ich mehr, fürcht' ich, daß ich verdumme.

Er. (aufschauend).
Ha! Wer ist Zeuge meiner Waldsuchtsehnung?
Was seh' ich? Welche Prachtgestalt-Ausdehnung!
Welch' üpp'ge Wölbung, welche kühne Hüftung
Und wogend um die Glieder welche Lüftung!
Mein Sinn wird übermannet von Gefühlen,
Denk' ich, ich könnt' in diesen Reizen wühlen.

Ich (verschämt niederschauend).
Verschone meinen jungfräulichen Sinn
Mit so verführerischen Worts Anspielung,
Doch gib durch deines Namens Klang mir Fühlung,
Ob ich im Luftkreis meines Lieblings bin!

Er. Mein Nam' ist Hildgard, hehrer Musen Sohn.

Ich. Ja, ja, du bist es: mein Endymion!

---

*) Die deklamirten Verse sind wörtlich einem Gedicht entnommen, das der Professor Hildgard aus St. Louis in der „Atlantis" von Chr. Esselen veröffentlichte.

Er. Und wer bist du, liebreizende Erscheinung?

Ich. Ich bin Diana! Heiß nach Werdendeinung
Verlangend, irr' ich hier durch diese Hainung,
Von meiner Sehnsucht fast gebracht zur Weinung,
Bis wir gefeiert unsere Vereinung.
Sag' mir darob, mein Süßer, deine Meinung!

Er. O, meiner Liebe lenzhaft praller Drang
Schwillt dir entgegen, reizgeschwoll'nes Wesen —

Ich. Noch nicht, mein Theurer! Hast du nicht gelesen
Den Ruf, der von Porkopolis erklang?
Es hat der Rathskongreß der Editoren
Porkopolis zu seinem Sitz erkoren
Und ich muß als Lucina steh'n zur Seiten,
Um Licht um ihre Geister zu verbreiten,
Und als die Helferinn der Kreisenden verhüten,
Daß sie zu Tage Mißgeburten brüten.
D'rum suche dort mich auf, Geliebter du,
Porkopolis heiß' unser Rendez-Vous!
Dann geh' ich wieder mit dir in die Wälder,
Je eh'r wir uns vereinen, desto bälder.
Dann wollen wir in Wonne leben,
Verirren uns in Liebe ganz
Und buhlend durch das Mondlicht schweben
Wie ein verliebter Mückentanz,

Gaukelnd,
Schaukelnd,
Neigend,
Beugend,
Schmiegend,
Biegend,

Schmeichelnd,
Streichelnd,
Ziehend,
Fliehend,
Schäkernd,
Mäkernd,
Fassend,
Lassend,
Spielend,
Fühlend,
Kosend,
Schoßend,
Drückend,
Nickend,
Bückend,
Zum Lager Blumen pflückend
Und seelig überknickend —
O Freund, es ist erquickend,
Im Gras zu ruhen und beglückend,
Ja, manch Mal ist es gradezu entzückend
Und Ein'ge sagen selbst, es sei be nah verrückend!
Auf jeden Fall hoff' ich recht bald zu werden es erblickend,
Wenn ich nur von Porkopolis entkomme rasch, alive und kickend.
Doch darf in diesem jungfräulichen Anzug
Ich nicht besteigen den profanen Bahnzug,
Den ich dort kommen sehe auf dem Track,
D'rum, Liebster, leih' mir deinen Dichterfrack!
Du nimst dafür als des Vertrauens Pfand
Indessen dieses göttliche Gewand.

Jetzt muß ich eilen, mein Endymion,
Sonst gäbe mein Verlangen jetzo schon,
Du Einz'ger, dir den wohlverdienten Lohn.
Er. O welche seel'ge Innewerdung suggerirt
Mir Sterblichen, daß eine Göttinn mich – verführt!

Nachdem ich Endymion Esq. meine Hoops überreicht und dafür seinen Frack angezogen hatte, bestieg ich den Bahnzug, aber nicht die „Ladies-Car", und eilte nach Cincinnati.

Dort fand ich Alles in einer unbeschreiblichen Aufregung. Es hatte sich nämlich die Kunde verbreitet, der Volksmann Hecker sei auf der Reise, um dem Editorenkongreß beizuwohnen. Bestimmte oder direkte Nachricht hatte man nicht, doch wollte einer der harrenden Editoren von einer reichen Dame, einer schwäbischen Wittwe, die ihren Freund Hecker erwartete, auf das Bestimmteste vernommen haben, daß er dem Editorenkongreß beiwohnen werde. Er hatte es der Dame persönlich gesagt und sie hatte eine weite Reise gemacht, um ihn zu treffen, weshalb Niemand an seiner bevorstehenden Ankunft mehr zweifelte und die ganze Bevölkerung Anstalten traf zum würdigen Empfang ihres Lieblings. Diese Anstalten waren so großartig und umfassend, daß sogar 2000 Schweine, welche zum Schlachten bereit gehalten waren, auf zwei Tage begnadigt wurden, um an dem Empfangszuge Theil nehmen zu können. Es sollte im vollsten Sinne des Wortes ein Massenfest sein.

Ich gestehe, daß mir diese Nachricht einige Beklemmung verursachte, der schwäbischen Wittwe wegen. Ich fühlte zu viel Sympathie für diese treffliche Frau, um sie mit Willen der Verlegenheit auszusetzen, welche sie durch ihre

Offenheit herbeigeführt hatte, und doch wagte ich nicht, sie zu enttäuschen, da ich sie zu erzürnen fürchtete. Zuletzt beschloß ich, den Dingen ihren Lauf zu lassen, da ich darauf rechnete, es werde Niemand erfahren, daß ich mich unterfangen hatte, den Volksmann Hecker zu spielen. Leider ging meine Erwartung nicht in Erfüllung und mein qui pro quo wie meine Tugend kostet mir vielleicht das Leben. Das ist die poetische Gerechtigkeit in der Welt.

Cincinnati.

Nachdem man mehrere Tage vergebens auf den Volksmann Hecker gewartet hatte, gab man endlich die Hoffnung auf, daß er dem Editoren-Kongreß beiwohnen werde. Nur die schwäbische Wittwe ließ sich im Glauben an seine baldige Ankunft nicht irre machen. Sie bedauerte schmerzlich, daß man die Empfangsanstalten aufgab und der Editoren-Kongreß endlich beschloß, ohne den Volksmann Hecker seine Sitzungen zu eröffnen. Dieselben begannen unter Glockengeläute und Kanonendonner im Saal des Kriminalgerichts, den man den Herrn Editoren eingeräumt hatte aus besonderer Rücksicht auf ihre distinguirte Stellung.*)

*) In den, auf diesem Editoren-Kongreß auftretenden Preßrepräsentanten wird man allerdings wirkliche Personen vor sich zu haben glauben. Als Personen sind sie aber, wie sich von selbst versteht, nicht bedeutend genug, um hier auf die Bühne gebracht zu werden. Sie sind daher nur als Typen, angemessen karrikirte Typen aufzufassen, welche existirt haben und zum Theil noch existiren, daher als Illustrationen teutsch-amerikanischer Kultur ihren „Werth“ behalten.

Als die Herrn Editoren feierlich ihre Sitze eingenommen hatten, trat aus ihrer Mitte eine Gestalt hervor, die sich ausnahm wie ein abgekochter Mestize. Ihr Name war Hasendreck. Sie bestieg ohne Weiteres die Tribüne und sprach:

„Meine theuren Kollegen oder gewesenen Kollegen! Es ist eine unaustilgbare Anhänglichkeit an den alten Beruf, was mich in Ihre Mitte gezogen hat, obschon ich meinen Namen aus Ihrer Liste ausstreichen mußte. Gönnen Sie mir, dem Uninteressirten, das erste Wort. Sie wissen, mit welcher Freudigkeit ich mich geopfert habe für eine Presse, die mich als Hungerleider aufgenommen und als wohlhabenden Spekulanten entlassen hat. Ja, ich habe noch mehr geopfert: außer der Gesundheit meiner Ahnen habe ich einen tausend Mal bessern Namen geopfert, als ich verdiene, und die Jesuiten haben sogar „den Store unseres Weibes mit Theer beschmiert." Doch meine Opfer und Verdienste sind frisch in Ihrer Erinnerung. Lassen Sie mich daraus die bescheidene Berechtigung herleiten, Ihnen einen Präsidenten vorzuschlagen. Der Auserseheue ist mein Freund und hat beinah so viel Verdienste wie ich. Zur Ehre der Presse und im Interesse unserer Sache wählen Sie zum Präsidenten meinen alten, edlen, bewährten Freund Politor!"

Der Vorschlag fand allgemeinen enthusiastischen Beifall. Politor wurde durch Akklamation zum Präsidenten gewählt.

Die Wahl that seinem biedern Herzen sichtbar wohl und mit dem heitern Schein der innersten Befriedigung auf dem glänzenden Gesicht sprach er der Versammlung

seinen Dank für die ihm erwiesene Ehre aus. Dann fügte er hinzu:

„Bevor ich meinen Ehrensitz einnehme, erlauben Sie mir eine kleine Stärkung zu dem beginnenden Werke. Barkieper, ein Töpfchen Bier!“

Der Barkieper erschien und Politor trank ein Töpfchen Bier, worauf er sich niederließ in seinen krachenden Sitz.

Nachdem der Präsident Politor ein Töpfchen Bier getrunken und seinen krachenden Sitz eingenommen hatte, bemerkte man, daß eine ungewöhnliche, tiefinnere Bewegung in ihm vorging. Man erkannte, daß er etwas Bedeutendes auf dem Herzen, daß er etwas Besondres zu sagen hatte, allein es schienen ihm entweder die Worte zu fehlen, oder er hatte Scheu, seinen Gefühlen Luft zu machen. Endlich faßte er sich und sprach mit schmunzelndem Gesicht:

„Meine Herren, der Augenblick ist groß und meine Aufgabe ist wichtig. Deshalb erlauben Sie mir, daß ich noch ein Töpfchen Bier trinke. „Tscharlie,“ noch ein Töpfchen Bier!“

Dieser Wunsch schien der Versammlung sehr billig zu sein und sie gewährte ihn mit Bereitwilligkeit und Sympathie. Allgemeiner Applaus erhob sich aber, als ein Redner den Antrag stellte, es solle Jeder der Anwesenden ein Töpfchen Bier trinken.

Zu diesem Antrag stellte ein Andrer, der Editor Herzle, das Amendement, es möge, damit die Verhandlungen nicht zu häufig unterbrochen würden, vor jeden Editor ein „Bärrel“ Bier auf den Tisch gelegt werden.

Diesem Amendement fügte Hasendreck das zweite hinzu, daß dem Präsidenten aus Rücksicht auf seine Stellung, seine umfassende Persönlichkeit und seine anstrengende Aufgabe zwei „Bärrel" bewilligt werden sollten.

Der Antrag wurde mit beiden Amendements einstimmig angenommen und unter großem Geräusch in Ausführung gebracht.

Nachdem die Anwesenden mit dem nöthigen Vorrath versehen waren und sich hinlänglich durch mehrere Töpfchen Bier gestärkt hatten, ließ der Präsident die Klingel ertönen und hielt folgende Ansprache:

„Meine Herren! Ehe wir uns mit der Gegenwart und Zukunft der Presse, ja, ich kann sagen, mit der deutschen Mission in Amerika beschäftigen, ist es billig, einen kleinen Rückblick in ihre Vergangenheit zu thun und Derjenigen zu gedenken, welche sich besonders um sie verdient gemacht haben. In dieser Beziehung aber brauche ich bloß einen Namen zu nennen, um Ihre ganze Erkenntlichkeit und Bewunderung zu fesseln. Ich meine den Namen meines edlen und geniereichen Freundes Hasendreck. Wer hat, wie er, die Jesuiten vernichtet? Alles, was ich sagen könnte, liegt in diesem einen Wort, denn die Jesuiten — nieder, meine Herrn, mit den Jesuiten! Deshalb lassen Sie uns, ehe wir weiter schreiten, ein Hoch ausbringen auf unsern gemeinsamen Freund und Vorkämpfer Hasendreck!"

Ein enthusiastisches dreimaliges Hoch folgte dieser Anrede und die ganze Versammlung trank ein Töpfchen Bier, der Präsident Politor zwei.

Eine Stimme aus dem Hintergrunde: „Nieder mit Bedini!"

Nieder mit Bedini! erscholl es wie Nachegeschrei durch den ganzen Saal und die ganze Versammlung trank ein Töpfchen Bier, der Präsident Politor zwei.

Nachdem der Präsident Politor in seinem krachenden Sitz zwei Töpfchen Bier auf seinen Freund Hasendreck und zwei Töpfchen Bier auf seinen Feind Bedini getrunken hatte, schickte er sich an, in seinem krachenden Sitz seine eigentliche Antrittsrede zu halten. Er hätte gern zur gründlichen Vorbereitung in seinem krachenden Sitz noch ein Töpfchen Bier getrunken, allein er glaubte es sich versagen zu müssen, weil die ganze Versammlung in lautloser Spannung den Erguß seiner Beredtsamkeit in seinem krachenden Sitz erwartete. Er räusperte sich und hub in seinem krachenden Sitz also an:

„Meine Herrn Repräsentanten der deutschen Presse in Amerika! Als Sie mich zu Ihrem Präsidenten wählten, sagte mir zwar mein Veteranenbewußtsein, daß ich nicht eben aus journalistischer Bescheidenheit Ursache hätte, die mir erwiesene Ehre abzulehnen, denn ich habe manchen harten Strauß für unsre Sache bestanden und bin dabei, wie Sie sehen, nicht abgefallen. Allein ich dachte zugleich, es komme bei der Besetzung solcher Posten auch auf die Persönlichkeit und ihre sonstigen Erfahrungen an sich im Leben an. Der Mensch kommt mit allerlei in Kampf, sogar mit den Elementen, und was er dabei erringt und rettet, das ist sein Bestes, das macht gleichsam seine eigentliche Persönlichkeit aus. Lassen Sie mich bloß durch ein Beispiel Ihnen klar machen, was mir hierbei vorschwebt.

Eines schönen Tages ging ich an einen einsamen Ort, den nur die Damen mitunter in Gesellschaft besuchen, wo aber der Mann stets Präsident und Massenversammlung

in einer Person ist. Ich hatte eine Nummer meines Blattes in der Hand und ahnte nichts Böses. Kaum aber hatte ich mich gesetzt, so hörte ich über und unter mir ein entsetzliches Krachen, und ehe ich mich aufraffen und retten konnte, war ich mit meinem Sitz in eine grausige Tiefe hinabgestürzt*). Ich erlitt eine gewaltige Erschütterung, doch keine Verletzung, denn ich fand keinen harten Boden und verlor die Besinnung so wenig, daß ich sogar dachte: das riecht hier keineswegs wie kölnisches Wasser. Jetzt aber begann ein herkulischer Kampf. Ich ruderte mit aller Macht und mit allen Vieren wie ein Mastodon, um nicht zu versinken, und es tobte um mich her wie Wellenschlag in dem stürmenden Ozean. Dabei keuchte und schnob ich wie ein Wallroß. Es war ein großartiges Ringen mit einem der mächtigsten Elemente. Ja, meine Herrn, in diesem Kampf lernte ich erst die Macht der Elemente und zugleich die Kraft des Mannes kennen. Nachdem ich etwa eine Viertelstunde lang umhergerudert und getobt und gegriffen hatte, ohne einen Anhaltspunkt zu finden, begannen meine Kräfte nachzulassen und ich dachte mit Entsetzen an die Möglichkeit, in der mephytischen Tiefe zu verschwinden. An der Selbsthülfe verzweifelnd, fing ich an nach fremder Hülfe zu schreien. Zum Glück war sie nicht mehr fern. Eine Hausgenossinn hatte meinen Ruf gehört und zugleich hatte das dumpfe Toben in der Tiefe, welches in ansehnlicher Entfernung wahrnehmbar war, eine unbestimmte Unruhe in der Stadt verbreitet, welche sich endlich in einem Feuerlärm Luft machte.

---

*) Die hier berichtete Begebenheit hat sich thatsächlich zugetragen.

Die Spritzenkompagnieen kamen auf die Beine und zogen sich vor meiner Wohnung zusammen*). Sie überzeugten sich bald, daß es hier kein Feuer zu löschen, sondern eine ganz andre Arbeit zu verrichten gab. Die Leitern wurden herabgelassen und in wenig Minuten erblickte ich wieder das Licht des Himmels. Aber in welchem Zustande, das sich auszumalen überlasse ich Ihrer kollegialischen Phantasie. Die Spritzen wurden sogleich in Bewegung gesetzt zu meiner Reinigung. Sie gelang nach großer Anstrengung, aber Eins habe ich aus der Katastrophe gerettet und das haben in meinen journalistischen Kämpfen meine Feinde genugsam empfunden. Seit jener Zeit bin ich ein umgekehrter Herkules, der den Mist haufenweise zusammenträgt und umherschleudert wie der Schlammvulkan von Stromboli. Wenn ein Gegner mich angreift, so ersticke ich ihn unter einer Ladung, als würde ihm der Stall des Augias als Nachtmütze über den Kopf gestülpt. Denken Sie an den langen Weltverbesserer, der hier vor einiger Zeit eine Fehde mit mir begann. Der Mensch war so lang —

Editor Seilentänzer: Bravo! Bravo! Lang, länger, am längsten!

Politor (fortfahrend): Der Mensch war so lang, daß er glaubte, ich könne ihm mit meinem Universalmittel nicht an den Kragen reichen. Aber in kurzer Zeit hatte ich ihn so überschüttet, daß er sich Nasen und Ohren zuhielt und froh war, seine fünf Sinne aus dem Kampf in Sicherheit zu bringen.

Sehen Sie, meine Herrn, dieß ist eine Eigenschaft oder

*) Alles thatsächlich wahr.

Errungenschaft, die ich dem Leben und dem Schicksal verdanke, obschon ich sie meiner Natur auch nicht absprechen will. Es gibt aber wenig Menschen, welche sich rühmen können, dergleichen zu erleben und zu besitzen, deshalb ist es billig, daß man diese Wenigen besonders berücksichtigt. Ich muß daher selbst erklären, daß ich die mir zuerkannte Ehre für völlig angemessen halte und meinen Präsidentenstuhl mit derselben Kompetenz einnehme, wie jenen andern. Ueberdieß kann ich mich noch darauf berufen, daß seit dem berichteten Ereigniß meine Popularität um tausend pro Cent gewachsen ist.

Editor Reckenloff. Bisher habe ich immer noch einiges Vorurtheil gegen Freund Politor gehegt, weil ich ihn nicht für radikal hielt. Heute aber habe ich meine Meinung geändert. Politor ist radikal wie Einer. Ich kann mich nicht enthalten, ihn als Bruder zu umarmen. (Reckenloff und Politor umarmen sich und geben sich den Bruderkuß.) Zugleich aber schlage ich vor, daß wir zum Zeichen der allgemeinen Anerkennung einen allgemeinen, heftigen, leidenschaftlichen, radikalen Salamander reiben.

Allgemeiner Beifall. Allgemeines Salamanderreiben.

Alles sinkt einander in die Arme und trinkt Schmollis, ausgenommen der Editor Klecsow, der sich unwillig entfernt. Die „Bärrel" sind unterdessen leer geworden und die Köpfe voll. Der Präsident Politor beginnt zu nicken und die ganze Versammlung schläft ein und vernachtet sich sine die, denn es war unterdessen dunkel geworden.

Unsichtbarer Chor im Hintergrund. Wohl Dem, der, reinen Bewußtseins, sich sorglos hinge-

ben kann in die Obhut des Morpheus! Keine der grausen Erynnien wagt sich an sein gottbewachtes Lager und kein frecher Traum stört seine sanfte Ruhe. Mit der wohlthuenden Regelmäßigkeit eines gesunden Uhrwerks bläs't er den Athem aus der wogenden Hochbrust und zieht ihn wieder ein unter der heimischen Musik des traulichen Schnarchens. Hier ruhen die edlen Hüter des teutschen Geistes, erschöpft von des hohen Berufs herkulischen Anstrengungen. Ruhet sanft, Geliebte der Götter, bis eures Werks Fortsetzung auf's Neue verlangt eure erfrischten Kräfte!

Während der unsichtbare Chor in dieser Weise den Segen über die Schlafenden aussprach, wurde der furchtbar schnarchende Politor von einem schrecklichen Traum heimgesucht. Er träumte nämlich, er sitze abermals auf jenem tückischen Präsidentenstuhl, der ihn in das „Basement" des Augias hinabgerissen hatte. Nachdem er, unter den Klauen des Alps sich windend, eine Zeit lang vergebens sich angestrengt hatte aufzuspringen und um Hülfe zu rufen, gelang es endlich dem Schweißtriefenden, das Gleichgewicht zu verlieren und mit seinem krachenden Präsidentenstuhl umzustürzen. Das aber war grade am Meisten geeignet, ihn in seiner strombolischen Illusion zu bestärken, und er glaubte jetzt, indem er erwachte, wieder in jener Tiefe zu rudern, wo es nicht nach kölnischem Wasser roch. Sich heftig vom Boden aufraffend und unter furchtbarem Gepolter seinen Tisch mit den zwei leeren „Bärrels" umstürzend, sprang er in die Mitte seiner entsetzten Kollegen und schrie mit mächtiger Stimme: „Feuer! Zu Hilfe! Die Leiter her! Zieht mich heraus! Ich komme um! Ich gehe zu Grunde! Ich versinke!"

Da es vollständig dunkel geworden war, wußte Niemand in der erschreckten Versammlung, was sich zugetragen und was noch bevorstand. Jeder fuhr von seinem Sitz auf, wobei die „Bärrel" donnernd durch den Saal polterten, und man war allgemein der Meinung, daß man es mit dem Ueberfall einer Rowdiebande, oder der Know-Nothings, oder eines sonstigen Feindes zu thun habe.

Wer sich zuerst faßte, das war der Editor Reckenloff. „Ich höre hier, rief er aus, Tischschildergerassel und Stuhlbeingeklirr. Wohlan, hier bin ich in meinem Element. Her, ihr Schurken, ich werde euch die Phrenologie bearbeiten, daß man jenseit des Ohio Studien an eurem Gehirn machen kann!"

Und damit riß Reckenloff einem Tisch das Bein aus und begann wüthend um sich zu hauen. Jeder schrie um Hülfe und suchte sich zu retten, wobei Alles aneinander rannte und die besten Freunde sich als Feinde in die Haare geriethen.

Die Hiebe Reckenloffs legte Jeder nach seinen persönlichen Antipathieen und Verhältnissen aus. Politor, der einen gewaltigen Schlag auf den Bauch erhielt, glaubte, sein alter Feind, Kapitain Nödter, sei über ihn gekommen; Hasendreck schrie, die Jesuiten wollten ihn ermorden; der Pater Mörtel klagte, die Radikalen hätten ihm ein Loch in die Tonsur geschlagen; Kellerratte war der Meinung, die „Arbeiter" wollten Rache an ihm nehmen; Esel en lamentirte, der „Dämon" habe ihn schon oft „versucht", aber heute habe er ihn zum ersten Mal geprügelt; Herzle war überzeugt, die Emanzipation der Weiber, die er so bitter bekämpft, sei endlich ausgebrochen; Mehrere riefen,

der Lange und Längste sei unter sie gefahren; Einer fürchtete sogar, Adelung sei aus dem Grabe erstanden um an ihm seine Muttersprache zu rächen.

Reckenloff aber schrie, daß die Wände dröhnten: „Nieder mit dem Pack! Ich rieche den Pater Nöthig! Her mit dem Schurken!“ Und damit fuhr er fort, so unbarmherzig um sich zu hauen, daß die „Bärrels“ platzten und die Stuhltrümmer durch den Saal flogen.

Als dergestalt die Editoren-Schlacht am Heftigsten wüthete, öffnete sich plötzlich die Thüre. Laternenlicht erhellte die chaotische Szene und ein Schwarm Polizeidiener drang herein, um die wüthenden Störer der nächtlichen Ruhe von Porkopolis zu verhaften. Hasendreck wurde noch erwischt, als er eben durch das Spuntloch in ein „Bärrel“ schlüpfte, und am Bein herausgezogen. Kellerratte und Fiester wurden aus dem Kamin geholt. Präsident Politor lag in einer Ecke und schnaufte wie ein Nordkaper. Seiltänzer hing an einer Gasröhre, an der er sich hinaufgeschwungen hatte. Unter einem Tisch fand man die Pater Mörtel, Krögel und Kotz zusammengekauert. Sie hatten sich trotz der Dunkelheit und Verwirrung erkannt und zusammengethan.

Als die Editoren zur „Jail“ abgeführt wurden, sah man zur Seite den Editor Kleckson auf der Straße stehen. Er hatte ein malitiöses, schadenfrohes Gesicht aufgesetzt und lächelte die Polizisten an wie ein „Detectthief“. „Das kommt davon, sprach er zu sich selbst, wenn man Anstand und Würde aus den Augen setzt. Ich trinke nur Aristokratisches.“

Der Marsch nach der „Jail“ ging auffallend ruhig von Statten. Nur die Seufzer der Verwundeten und die

Kraftsprüche des Verwunders Reckenloff, der bei Asa Thor und allen Heiligen schwur, daß er nicht gewußt habe was er gethan, unterbrachen das Tempo der Promenade. Der Präsident Politor war nicht im Stande, zu Fuß die „Jail" zu erreichen, und mußte auf einer Brandspritze transportirt werden, die eben des Weges daher kam.

Als man in der „Jail" angelangt war, wurden mehrere Aerzte gerufen, um die Beschädigten zu repariren. Der Zustand Politors wurde immer bedenklicher und am Morgen hieß es, er sei verschieden. Der Pater Krögel gab ihm die letzte Oelung, obschon er seine vielen Sünden nicht mehr hatte beichten können Der Coroner fällte das Verdikt: „gestorben an einem Herzschlag durch einen Hieb auf den Bauch". Sein Freund Hasendreck versprach, ihm die Leichenrede zu halten.

Der Pater Mörtel litt schwer an seiner beschädigten Tonsur. Er lamentirte, daß sein phrenologisches System Schaden gelitten, daß er eine Portion Gehirn verloren, daß er jetzt den „Pionier" nicht mehr lesen, daß er nicht mehr sein „Kirchen"-Blatt schreiben könne, in welchem der „Saumagen" das dritte Wort gewesen, und daß die „Katharine" ihm dann kein Geld mehr schicken werde. Um seinen Klagen ein Ende zu machen, schüttete man ihm zum Ersatz für das verlorene Organ einen Schoppen Gehirn einer unbefleckten Sau in den Schädel und vernähte ihm die Tonsur nach den Regeln der Kunst. Man erwartete von dieser Kur, die das Gehirn mit dem „Magen" in Harmonie brachte, die vortheilhafteste Wirkung auf seine Schriftstellerei.

Als der Tag angebrochen war, verbreitete sich die Kunde von den Ereignissen der Nacht mit Blitzesschnelle durch

das teutsche Viertel von Porkopolis. Allgemein aber hieß es, die teutschen Editoren seien von Know-Nothings oder Sendlingen der Jesuiten gemißhandelt worden.

Es läßt sich denken, daß die Sympathie für ihre Leiden und der Zorn des teutschen Patriotismus sehr groß war. „Sind die Gemißhandelten nicht unsre Edelsten, unsre Muster, unsre Leitsterne, unsre Führer? Sind sie nicht die Blüthe des amerikanischen Deutschthums? Sind sie nicht unsre geistige Zierde? Repräsentiren sie nicht uns selbst mit allen unsern edlen Tugenden und großen Eigenschaften?" So wurde allgemein gefragt und die Antwort auf die Frage war der Entschluß, den Märtyrern Hülfe zu bringen und sie wo möglich zu rächen.

Die meiste Sympathie erregte der Präsident Politor, besonders bei den Bierbrauern, welche nach seinem Tod einer Herabsetzung ihrer Preise entgegensehen mußten.

Der erste Trost, den die teutsche Bevölkerung ihren Volksmännern zudachte, bestand in einer Ladung Bier. Als man das erste „Bärrel" aufmachte, begann der auf der Bahre ausgestreckte Präsident Politor sich langsam zu regen, und als sich die schäumenden Gläser füllten, erhob er sich plötzlich mit den leidend klingenden Worten: ein Töpfchen Bier!

Die allgemeine Freude über das Wiederaufleben des Scheintodten war so groß, daß man ihm zu Ehren auf der Stelle einen dreimaligen Salamander rieb. Er erholte sich dadurch vollständig, erhob sich auf die Beine, rieb sich den Bauch und sprach gerührt: noch ein Töpfchen Bier!

Unterdessen wurden auswärts alle Springfedern des teutschen Einflusses in Bewegung gesetzt, um das Gefäng-

nißthor zu öffnen. Es gelang endlich durch die entscheidende Fürsprache des hochwürdigen Herrn Erzbischofs, der seine Diener Mörtel, Kotz und Krögel nicht dem Schimpf der Gefangenschaft aussetzen konnte und dem die „demokratische" Polizei gern einen Gefallen that.

Im Moment der Entlassung aus der „Jail" beraumte der Präsident Politor die nächste Sitzung auf den drittfolgenden Tag an, wo die sämmtlichen Beschädigten sich wieder würden erholt haben.

Cincinnati.

Als die zweite Sitzung des Editorenkongresses begann, hatten sich sämmtliche Patienten wieder erholt. Nur der Editor Eselen war noch sehr angegriffen von dem Schreck über die plötzliche Malice des „Dämons", der ihn so über- oder unternatürlich gehauen hatte. Ferner war dem Editor Hasendreck das Bein verrenkt von dem gewaltigen Ziehen, wodurch er aus dem Spuntloch des „Bärrels" hatte befreit werden müssen. Kellerratte sah noch immer schwärzlich aus, obschon er 20 Pfund Seife aufgewendet, um sich den Ruß des Kamins abzuwaschen, in den er sich so gewaltsam hineingezwängt hatte. Mit dem Pater Mörtel war eine sicht- und hörbare Veränderung vorgegangen. Das unbefleckte Saugehirn, womit man seine Phrenologie vervollständigt hatte, wirkte wahrhaft begeisternd auf ihn oder in ihm. Er deklamirte in Einem fort von „radikalen Saumagen" und ähnlichen Kapiteln der Aesthetik. Wenn man ihn aber an die unbefleckte Großmutter erinnerte, begann er inbrünstig zu grunzen.

Nachdem der Präsident Politor die Sitzung für eröffnet

erklärt hatte, stellte er Betrachtungen an über das nächtliche Ereigniß, welches die Ruhe und Einigkeit der vorhergehenden Versammlung auf eine so ärgerliche Weise gestört hatte. Er wolle, sagte er, Niemanden eine Schuld beimessen, dennoch halte er für angemessen, daß Vorschläge über Mittel gemacht würden, wodurch die hergestellte Harmonie der Versammelten auf's Neue konstatirt und gesichert werden könnte. Er nehme zwar an, daß die Kollegen der Journalistik, durch ein allgemeines höheres Interesse verbunden, sich nicht durch körperliche Konflikte dauernd entfremdet werden könnten; auch sei ja die gestrige Differenz eigentlich aus einer allgemeinen Harmonie und einer patriotischen Quelle, nämlich aus der Begeisterung für das teutsche National-Getränk, hervorgegangen; dennoch erfodere die hohe Mission der Versammlung eine neue, feierliche Erklärung ihrer Einigkeit und Uebereinstimmung.

Der Editor Reckenloff schlug vor, zur Erreichung dieses großen Zweckes einen einheitlichen Salamander zu reiben.

Der Vorschlag fand nur spärliche und laue, gleichsam katzenjämmerliche Zustimmung, obschon der Editor Herzle eine längere Rede zu seinen Gunsten hielt. Mit würdevollem Gesicht erhob sich darauf der Editor Kleckſow und sprach:

Meine Herrn! Ich habe nicht Theil genommen an den Störungen, wodurch das Ansehen dieser wichtigen Versammlung so wesentlich gelitten hat. Erlauben Sie mir daher ein Paar Bemerkungen über die Ursachen derselben. Vor allen Dingen sollten wir stets darauf bedacht sein, „Anstand und Würde“ zu behaupten. Was wir

thun und wollen, ist ziemlich einerlei, wenn es nur mit Anstand und Würde geschieht. Nehmen Sie ein Beispiel an mir. Ich treibe unter der Hand allerlei Geschäfte, die ich Ihnen nicht detecthieven mögte; aber ich befleißige mich dabei stets der Würde und des Anstandes und deshalb reüssire ich und bleibe ein respektabler Mann. Blicken Sie auf mein Blatt! Es ist geschrieben für die korrupteste Denkart, den rohesten Geschmack, die faulste Gesinnung, die leerste Fadheit, die nichtigste Nichtigkeit, aber mein Motto ist: Anstand und Würde — und dadurch habe ich „den Geschmack des Publikums getroffen". Und wie bringe ich mein Blatt an den Mann? Ich biete Jedem, der mir einen Dollar für mein Blatt bezahlt, drei Dollar Belohnung in „Prämien", aber mit Anstand und Würde, und deshalb glaubt er wirklich, er habe drei Dollar erhalten. In meinem Blatt finden Sie Original-Korrespondenzen aus allen Enden der Welt, sämmtlich in New-York verfaßt. Da sie aber mit Anstand und Würde geschrieben sind, hält Jeder sie für ächt. Die Folge ist, daß ich, der ich nicht drei Zeilen Deutsch schreiben und noch weniger deutsch denken gelernt habe, das verbreitetste Blatt unter den Deutschen besitze und mir Equipage halte mit einem Bedienten, der einen goldbetreßten Hut trägt. Da ich das Alles dem Anstand und der Würde zu verdanken habe, begreifen Sie, daß ich Anstand und Würde nicht aus den Augen lassen kann. Als ich in der vorigen Versammlung die „Bärrel" sich leeren sah, gebot mir Anstand und Würde, mich zu entfernen. Ich trinke nur Madera. Erlauben Sie mir, Ihnen als Plattform für die neue Einigung Anstand und Würde vorzuschlagen.

Der Editor Neckenloff fühlte sich empört über diese

Plattform. Er nannte sie aristokratisch und meinte, das Salamanderreiben sei so anständig und würdig wie der Humbug, der sich Anstand und Würde nennt. Wer zu vornehm sei, mit ihm einen Salamander zu reiben, mit dem sei er bereit einen Drachen, ja einen Leviathan oder Ichthyosaurus zu reiben.

Der Editor Seiltänzer erklärte beide Plattformen für ungenügend und verkehrt. Er aber wisse eine, von deren Annahme und Wirksamkeit er im Voraus überzeugt sei. Wollen wir, sprach er, uns dauernd einigen, so muß es auf der Grundlage eines gemeinsamen Interesse und einer gemeinsamen Idee geschehen. Gibt es ein größeres Interesse und eine höhere Idee für uns, a's, daß Niemand länger sei als wir? Nieder mit der Länge! Schwören wir gemeinsamen Haß und ewige Opposition gegen den Langen und Längsten!

Der Antrag fand einstimmigen, enthusiastischen Beifall und das Werk der Einigung war gesichert. Man drückte sich allseitig die Hand, trank ein Töpfchen Bier und blickte dann gespannt nach dem Präsidentenstuhl, der Fortsetzung der Verhandlungen gewärtig.

Nachdem wir nunmehr, hub der Präsident Politor an, unsre Einigkeit auf solider Basis hergestellt und der Welt endlich einmal ein Beispiel wahrer „deutscher Einheit" dargeboten haben, scheint es mir, namentlich im Hinblick auf die Worte unseres verehrten Kollegen Kleckſow, von Wichtigkeit zu sein, daß wir über die Presse und ihren Beruf unsre Meinungen austauschen, bevor wir unserm Werk durch bestimmte Resolutionen die Vollendung geben. Die Presse scheint mir, kurz gesagt, nichts Andres zu sein, als das Organ des Volks. Das Volk aber ist der Inbe-

griff des Höchsten und Erhabensten im Leben, weshalb es auch heißt: „Volkes Stimme Gottes Stimme!“

(Der Präsident wird unterbrochen durch einen Boten, der folgende telegraphische Depesche bringt:)

An den Präsidenten des Editoren-Kongresses zu Cincinnati.

Vom Sirius, im 1. Jahr der Welt-Revolution.

Auf meiner Flucht rufe ich hier an, um Ihnen in aller Eile einen wichtigen Auftrag zu ertheilen. In mehreren Theilen des Universums ist eine unaufhaltsame Umwälzung ausgebrochen. Sämmtliche Milchstraßen empören sich und erbauen Barrikaden von Sonnensystemen. Hirnverbrannte Kometen sausen durch das ganze Sternenheer und rufen Alles was rund ist und Materie heißt zur Empörung auf. Der Himmel wurde von einer Horde Doppelsterne erstürmt und die Diamanten meines Throns fliegen als Sternschnuppen durch die Unendlichkeit. Da ich die Allwissenheit und Allweisheit bin, kann ich mich nicht erholen von meinem Erstaunen über die Möglichkeit, von einer solchen Umwälzung der rohen Materie überrascht zu werden. Die Rebellen werfen mir vor, ich habe die Welt nach falschen Grundsätzen regiert, und sie verlangen, daß ich am Born der Weisheit eine bessere Einsicht schöpfe. Abonniren Sie daher so bald wie möglich auf den „Pionier“, der an allem meinem Unglück Schuld ist, weil ich seit einiger Zeit unterlassen hatte ihn zu lesen, zu studiren, zu verschlingen. Abonniren Sie zugleich für sämmtliche himmlische Heerschaaren und nicht minder

für meinen Mitregenten, den Teufel, der ebenfalls auf der Flucht ist. Für das Abonnement kann sich der Herausgeber des „Pionier", da er dem Tauschhandel das Wort redet, ein Dutzend der schönsten Fixsterne und Planeten zu Sommerresidenzen für sich und seine „Freundinnen", oder zu einer „Kolonie der Verzweifelnden" aussuchen. Schicken Sie sämmtliche Exemplare an meinen Agenten „Far West", der zugleich himmlische Farmen und Eck-Lots für die Unsterblichen verkauft.

Ich erwarte, daß Sie meinen Auftrag ungesäumt ausführen und daß alles Volk Sie unterstützt, denn Gottes Stimme muß Volkes Stimme sein.

Der alte Herrgott.

Nachdem Politor diese Depesche schweigend gelesen, saß er wie versteinert da. Er erblaßte, zitterte, bekam Konvulsionen, wurde 200 Pfund leichter und fiel vom Stuhl.

Die ganze Versammlung sprang ihrem verehrten Präsidenten zu Hülfe und namentlich durch die Anstrengungen Asa Reckenloff's gelang es, ihn wieder auf die Beine zu bringen.

Politor trank zur Stärkung einige Töpfchen Bier und sprach:

Da Gottes Stimme Volkes Stimme und Volkes Stimme Gottes Stimme ist, muß ich als Mann des Volks gehorchen, wie schwer es mir auch wird.

Er telegraphirte darauf nach New-York und bestellte 100,000 Exemplare des „Pionier", darunter ein Exemplar auf Elfenbein für den lieben Herrgott, eins auf

Ebenholz für den Teufel und eins auf rosenfarbiger Seide für die Jungfrau Maria. Sofort erhielt er durch den Telegraphen folgende Antwort:

> Der liebe Herrgott erhält den „Pionier" nicht, da er nicht voraus bezahlt hat. Eben so der Teufel und die himmlischen Heerschaaren. Hätten sie aber auch voraus bezahlt, so würden sie ihn doch nicht erhalten, denn der „Pionier" ist nur für Menschen geschrieben und Diejenigen, die es werden wollen.
>
> Für den Redakteur und Herausgeber
> Julie vom Berg.

Nachdem Politor diese Depesche vorgelesen hatte, fiel die ganze Versammlung in Ohnmacht mit dem Ruf: „Kolossale Frechheit!"

Während die Versammlung der Editoren sich einer kurzen Ohnmacht befleißigte, erschien am Eingang des Saales eine Dame, die sich neugierig umschaute. Es war die schwäbische Wittwe, die sich persönlich überzeugen wollte, ob ihr Freund Hecker noch immer nicht angekommen sei. Sie hatte das Gesicht halb verschleiert und trug in der Hand einen großen Ridiküle, so daß sie, im Schatten stehend, einem geängstigten Gewissen wohl als Göttinn der Gerechtigkeit mit der Binde um die Augen und die Waage in der Hand erscheinen konnte.

Der sie zuerst bemerkte, war, der sich zuerst erholte, nämlich Asa Neckenloff. Da ist sie wieder, schrie er mit Stentor-Stimme, daß alle seine Kollegen erwachten.

Ja, riefen sie einstimmig, das ist sie. Die Harpyie der Gerechtigkeit ist uns jedes Mal erschienen, so oft wir ge-

tadelt und gegeißelt wurden, und jetzt will sie unsre Verhandlungen „aufbrechen".

Die schwäbische Wittwe hatte sich eiligst entfernt und hörte nicht mehr, daß man hinter ihr her schrie: Hinaus mit der Verrätherinn!

Es ist jeden Falls schmeichelhaft für uns, bemerkte Reckenloff, daß die Justitia sofort Reißaus nimt, wenn wir die Stimme erheben.

Sie ist, rief Seiltänzer, im Bunde mit dem Langen und Längsten. Erholen wir uns durch die Erinnerung an unsre Plattform! Haß dem Langen und Längsten! Nieder mit ihm!

Alles stimmte ein und erholte sich. Reckenloff setzte singend hinzu:

Auf mit dem Hammer,
Nieder mit ihm —

und rieb einen Salamander.

Ich hasse, sprach er weiter, diesen Längsten schon deshalb, weil er mir, dem Ausbund des Radikalismus, alle Fragen vorweggeschnappt hat, auf denen ich herumsalamandern könnte, sogar die Weiberemanzipation. Ich bin demzufolge jetzt *gegen* diese Emanzipation. Apartes habe ich nichts mehr, als die Wissenschaft des Maultrommelns. Doch dieß führt mich auf unser Hauptthema.

Wir waren an der Besprechung der Aufgabe der Presse. Da störte uns jene kolassale Frechheit, welche nur gegen Vorausbezahlung und auch dann noch nicht unbedingt ihr Blatt ablassen will. Diese Frechheit hat es auf den Ruin der Presse abgesehen. Wir verkaufen unsre Blätter ohne und mit Vorausbezahlung, wie es kommt, und wenn man sie

nicht holt, so bringen wir sie, und wenn die Leute sie nicht wollen, so zwingen wir sie. Sie müssen wissen, daß ich ein Charakter bin, ein radikaler. Da die Presse eine Nothwendigkeit ist wie die Schule, so ist auch Preßzwang eben so unumgänglich wie Schulzwang. Es ist nothwendig, folglich auch radikal, daß die Presse jedes Mittel für ihren Absatz zu Hülfe nehme, sei es „Trieten", sei es Prügeln, sei es eine Maultrommel, oder ein Pistol. Ich spiele vortrefflich die Maultrommel und damit werde ich nächstens eine Rundreise antreten, um Abonnenten zusammenzutrommeln. Wo ich Germanen aufspüre, da stelle ich mich auf den Markt, trommele eine Elegie oder eine Posse und trete dann hervor mit den Worten: haben Sie die Gnade, zur Belohnung meiner Kunst auf mein radikales Blatt zu abonniren!

Editor Eselen: Mir scheint dieß sehr praktisch zu sein. Doch bin ich der Meinung, daß Jeder dasjenige Mittel wählen solle, das seiner Natur und Stellung am Besten entspricht. Ich nehme einfach meine Mütze zu Hülfe. Komme ich auf meinen Hausierreisen in das Haus eines Philisters, so ziehe ich schon vor der Thüre die Mütze ab, beuge mein philosophisches Haupt und lispele: wollen Sie, Beschützer der Wissenschaften, mich nicht mit einem Abonnement auf mein Blatt beglücken?

Editor Kleckson: Ich reise nicht selbst, sondern habe meine Hausierer. Denen geb' ich einen Abdruck von einer alten Kupferplatte mit, der mir 25 Cents kostet, den sie aber mit Anstand und Würde für ein Rafaelsches Gemälde ausgeben und zu $6 taxiren. Wer abonnirt, erhält für $6 Rafael. Unter unsern Landsleuten gibt es eine Unmasse von Kunstliebhabern und Kunstkennern.

Editor Krögel: Ich gebe Jedem Ablaß für die Zeit, für welche er abonnirt. Das ist einfache Rechnung und die Gläubigen abonniren so lang wie möglich.

Editor Saubohne: Ich proponire Jedem, die Hälfte von dem Abonnementsgeld, das er mir zahlt, mit mir zu versaufen. Das zieht.

Editor Moraster: Ich besuche alle Meetings und dränge mich in alle Komite's, um Abonnementsfäden anzuknüpfen, und bahne mir dadurch zugleich den Weg zu einem Aemtchen.

Editor Kalbfell: Ich war früher Tambour und wenn ich Abonnenten sammle, schlage ich auf das Kalbfell. Ich schlage auf das Kalb und meine den Ochsen und er parirt jedes Mal.

Editor Graus: Ich ziehe beständig mit dem „Bettelsack" umher. Nichts rührt den Geldsack mehr, als der Bettelsack in der Hand eines Vertreters des Geistes.

Editor Krüger: Ich führe meinen jüngsten Sohn als Affen verkleidet umher und drehe die Orgel dazu, denn ich bin ein Dichter.

Editor Hasenbreck: Ich habe es immer als praktisch befunden, gratis Reden für den „Humanismus" zu halten und über Diejenigen zu schimpfen, welche für ihre Vorträge Entree verlangten. Ich verlangte kein Entree, sondern Extree. Wenn ich die Heerde beisammen hatte, schwindelte ich ihr etwas über Pfaffen oder dergleichen populaire Themata vor und dann stellte ich mich an die Thüre mit dem Hut in der Hand. Dabei regnete es Abonnements und überdieß erhielt ich den Namen des uneigennützigsten „Humanisten".

Editor Viktor Wilhelm Traurig: Mein Mittel ist einfacher. Ich mache die Leute in meinem Blatte so lang schlecht, bis sie abonniren.

Editor Pudel: Ich mach' es umgekehrt, ich lobe sie bis sie abonniren. Das ist weit sicherer.

Editor Seiltänzer: Ich sage den Leuten bloß, daß ich den Langen und Längsten hasse und daß er unendlich lang sei. Dann abonniren sie auf der Stelle.

Editor Greif: Ich hab' mir aus dem Süden einen Bluthund verschrieben, mit dem ich nächstens auf die Abonnentenjagd gehen werde.

Editor Viech: Wenn mir d' Abonnente desertire wolle, mach' i halt e extraordinäre Sauerei un uf der Stell sin se widder do, des Sauludervolk.

Editor Brei: Ich habe mich in 50 Logen und Vereine aufnehmen lassen und jeder „Bruder" muß abonniren.

Editor Heimann: Ich start' ein Päper, das thut nichts als lügen, aber ich mache zwei Ausgaben davon und die eine nenne ich Organ der Lüge und die andre Organ der Wahrheit. So bin ich sicher, daß die Wahrheitsfreunde die erste und die Lügenfreunde die letzte Ausgabe nehmen.

Editor Politor: Volkes Stimme ist Gottes Stimme. Ich schreibe nur für das Volk —

(An der Thüre erscheint wieder die schwäbische Wittwe und schaut umher.)

Dort ist sie wieder, mir wird schwindlich —

(Seine Kollegen halten ihn und die vermeintliche Göttinn der Gerechtigkeit eilt wieder davon.)

Politor half sich über die Verlegenheit, in welche ihn das abermalige Erscheinen der Justitia gebracht hatte, hinweg durch einige hastig hinuntergestürzte Töpfchen Bier. Nachdem seine Kollegen ihre Plätze wieder eingenommen hatten, ermannte er sich und sprach mit großer Energie Folgendes:

„Ich behaupte nochmals, daß die Presse, wenn sie ihre Würde behaupten und ihre Aufgabe lösen soll, eine Volkspresse sein muß. Sie muß also so sein wie das Volk sie will, denn das Volk ist souverain und nur Der ist ein Mann der Presse, der ein Volksmann ist. Was das Volk will, das muß auch die Presse wollen; wie das Volk ist, so muß auch die Presse sein, und wer über das Volk zu stellen sich erfrecht, der ist eben so verwerflich wie Der, welcher unter dem Volk steht, d. i. nicht lesen kann. Zum Volk rechne ich nicht Diejenigen, die nicht lesen können, denn mit ihnen hat die Presse nichts zu thun, da sie keine Blätter halten; aber noch weniger Diejenigen, welche im Dünkel einer höheren Einsicht und einer größeren Würdigkeit das Volk und die Volksmänner kritisiren wollen. Am Volk und folglich an den Volksmännern ist nichts zu kritisiren; das Volk ist das Volk; wie es ist, so müssen wir es nehmen und lassen, nur dann wird das Volk mit uns sein. Gesetzt, das Volk wäre gemein, wäre es dann eine Schande für uns, es ebenfalls zu sein? Gesetzt, das Volk wäre dumm, würden wir nicht anmaßend sein, wenn wir ihm unsern Verstand aufdrängen wollten? Gesetzt, das Volk wäre roh, würden wir es nicht beleidigen durch Hervorkehrung unserer Bildung? Was sind und haben wir, wenn wir aufhören mit dem Volk und gleich dem Volk zu sein? Besser, wir steigen zum Volk hinab, als

daß es über uns stände und wir zu ihm hinaufsteigen müßten. Dann hätte es uns gar nicht nöthig. Man baut die Kanzel immer höher als das Auditorium, aber der Klingelbeutel geht unter ihm herum auch während der Predigt. Hat doch auch der Barkeeper einen hervorragenden Platz und doch trägt er das Bier unter den Gästen herum. Wie der Vater in der Familie, so gibt das Volk am Liebsten Denen, welche in der Harmonie des Volks, ich wollte sagen, dem Volk treu sein, ist stets Pflicht, wenn das Volk im Bewußtsein seiner Aufgabe diejenigen Volksmänner, mit deren Einfluß die Harmonie der Interessen gehandhabt wird, gewesen ist — Hm! Hm!

Politor war im Begriff, der geistigen Anstrengung, die ihm das Volk bereitete, zu erliegen. Er raffte sich daher plötzlich auf, um seine in die Enge gerathene Logik durch einen Staatsstreich zu retten, ergriff sein Töpfchen Bier und rief mit der Miene der angestrengtesten Begeisterung:

Alles, meine Herren, für das Volk und mit dem Volk und von dem Volk! Als Volksmann erlaube ich mir mit einem volksthümlichen Töpfchen Bier ein Hoch auszubringen auf das Volk!

Es erfolgte ein Hoch, daß die Wände erdröhnten, und unter Reckenloff's Leitung wurde ein volkswüthiger Salamander gerieben, daß die Tische krachten.

Darauf erhob sich Asa Reckenloff und sprach:

Meine Herrn! Ich bin ebenfalls für das Volk und ein Mann des Volks. Das Volk — das sind die Proletarier und die Arbeiter und die Kommunisten. Ich bin ein Kommunist, denn ich bin ein Radikaler. Auf Sala-

nander! Was ist ein Kommunist? Eine solche Frage würde ich mir verbitten. Was ist der Kommunismus? Diese Frage brauche ich nicht zu beantworten. Wie wird der Kommunismus, z. B. in Deutschland, Frankreich u. s. w. in's Werk gesetzt? Diese Frage geht die Zukunft an, nicht mich. Genug, ein Kommunist ist ein Kommunist und der Kommunismus ist der Kommunismus und alles Andre ist zaarenhaftes Blech. Auf Proletarier! Wer von Volk und Politik spricht, der muß doch wissen, woran er ist und was er will. Wenn er aber nicht Kommunist ist, so weiß er nichts und wenn er einer ist, so braucht er nichts zu wissen. Auf Tischbein! Wer mir nicht glauben will, daß der Kommunismus der Kommunismus ist, den pack' ich bei der Windpfeife, so daß er nicht einmal auf dem letzten Loch pfeifen kann. Es lebe der Kommunismus, aber Tod und Anatomie allen Denen, die wissen wollen was er ist, mir also nicht glauben wollen! Sie müssen wissen, daß ich ein Radikaler bin. Auf Absatz! Deshalb will ich auch, daß die Presse Alles untersuche bis in die Wurzel, vom Herrgott bis zum Hühnerauge. Wenn mir aber Einer in der Presse auf die kommunistischen Hühneraugen trit, so muß er mir vor das Tischbein oder vor die Klinge. Denn die Presse muß frei sein, deshalb werde ich Jeden seziren, der sie mißbraucht, um gegen den Kommunismus persönlich zu werden. Auf Schleifstein! Ich bin im Punkt der Ehre und des Kommunismus ein kitzlicher Kerl. Wer mich lobt, der thut es, um mich dem Kommunismus untreu zu machen, und deshalb brumm' ich ihm Einen auf; wer mich aber tadelt, der thut es, um die freie Presse zu mißbrauchen gegen den Kommunismus, und deshalb geh' ich ihm auf den Leib.

Sie müssen wissen, daß ich ein Mensch des Schreckens bin, wenn der Geist der Freiheit mich reitet. Gießen Sie Herkules, Ajax und Polyphem zusammen und machen Sie daraus einen Kommunisten, so haben Sie mich. Ein Glück für die Menschheit und mich, daß ich nicht auf Neuseeland geboren bin, sonst fräß' ich jeden Tag eine Nation auf und müßte am Ende verhungern wegen Mangels an Menschenfleisch. Haben Sie nicht in den Zeitungen gelesen, wie ich es in den Ländern des Odin und Asa Thor getrieben, zu jenen Zeiten, wo ich auf dem Nabel des Nordpols einen Salamander rieb, daß alle Eisbären und Wallrosse die Polka tanzten? Wenn dort meine Schuhsohlen verschlissen waren, so gab ich einem Pfaffen oder Polizisten einen Tritt vor den Hintern, daß mir die schönsten Sohlen von Büffelleder unter den Füßen kleben blieben. Wenn ich Kopfweh hatte, zerrieb ich einen Doktor zwischen den Fingern zu Schnupftaback und nahm ihn als Prise. Auf der Universität durfte ich mich, um Todtschlag zu verhüten, nur auf 200 Schritte Distance pauken und schiß meine Gegner durch den bloßen Luftdruck meiner Hiebe an. Einst schoß ich mich mit einem Jenenser auf drei Schritte. Der Kerl hatte den ersten Schuß und zielte mir grade auf den Mund. Als er losdrückte, pfiff ich und die Kugel flog zurück ihm durch die Mütze. Wenn ich auf meinen Wanderungen an einen Fels kam, der zu steil war zum Besteig'n, so riß ich ihn aus dem Boden wie einen alten Zahn und warf ihn mir über die Schulter. Auf einer Seereise hatten wir Windstille. Zufällig prustete ich in die Segel und wir machten 12 Knoten in der Stunde. In England können sie das 600-füßige Schiff „Leviathan" nicht vom Stapel bringen,

wegen seiner Schwere. Man hat mir 100,000 Pfund geboten, damit ich es mit einem Fußtritt in das Wasser stoße. Ich thu' es aber nicht, weil es den Bourgeois gehört. Auf Wallfisch!

Im Uebrigen leb' ich mit der ganzen Welt auf dem Kriegsfuß, nur nicht mit Denen, die mir nützen können, und bekämpfe allen Blödsinn, nur nicht den, der mir Kameradschaft bringt. Denn, meine Herrn, ich bin streng und konsequent, aber auch verträglich und billig. Man darf nichts übertreiben, sogar sich selbst nicht. Wenn ich mich nicht zu mäßigen wüßte, wäre in acht Tagen alle organische Welt in anorganische verwandelt und Sie, meine Herrn, ebenfalls. Auf Beefsteaks!

Während Reckenloffs Rede hatten sämmtliche Editoren zitternd auf ihren Stühlen gesessen und selbst der Präsident Politor wagte während der ganzen Zeit nicht, ein einziges Töpchen Bier zu trinken. Jeder schien sich für einen Jonas und den Redner für einen Wallfisch zu halten. Es entstand eine lange Pause, ohne daß Jemand den Muth gewann, die Rednerbühne zu betreten. Endlich begann der Editor Kellerratte, sich zu ermannen. Er hatte sich den Namen „der Gefährliche" beigelegt und sah sich jetzt in Gefahr, diesen unschätzbaren Ehrennamen an den furchtbaren Asa Reckenloff abtreten zu müssen. Es war eine Lebensfrage für ihn. Deshalb fuhr er hastig von seinem Sitz auf und eilte auf die Tribüne.

Als Mann des Volks hat Niemand mehr gewirkt, als ich. Man kann aber nur dann ein wahrer Volksmann sein, wenn man sich gefährlich macht. Gefährlich kann man sich nur machen, wenn man diejenige Macht bedroht,

welche jetzt die Welt beherrscht, und das ist das Geld. Ich ging also zuerst zu den Bourgeois und verlangte Geld. Sie gaben es und als sie es zurück verlangten, sagte ich: seht ihr jetzt, daß ich gefährlich bin? Sie sahen es. Darauf ging ich zu den „Arbeitern" und verlangte Geld, um die Bourgeois zu bekämpfen. Sie gaben es und als sie es zurückverlangten oder ihre Arbeit bezahlt haben wollten, sagte ich: seht ihr jetzt, daß ich gefährlich bin? Sie sahen es und fühlten es. Darauf ging ich zu den Menschenhändlern, machte Kompagnie mit einem würdigen Genossen und im Namen der „ökonomischen Nothwendigkeit" verlangte ich Geld. Sie gaben es und geben es noch, denn die Zeit der Gefährlichkeit ist noch nicht wiedergekommen. Lassen Sie aber die Partei der Menschenhändler geschlagen sein, so werde ich in meiner ganzen Gefährlichkeit hervortreten. Stellen Sie mir eine Geldmacht von beliebigen Millionen gegenüber — wenn sie mir den nöthigen Spielraum läßt, wird sie eines Tages erfahren, wie gefährlich ich bin. So aber und nur so wird man ein Mann des Volks. Die ökonomische Seite ist die wahre Volksseite und wenn man sich von dieser Seite recht fühlbar gemacht hat, wird man fortleben in der Liebe und Achtung der Menschen. Lassen Sie mich offen sein, meine Herrn Kollegen, und es rundweg erklären: wer das Volk am Meisten betrügt, der ist der beste Mann des Volks und ich bin nun einmal ein Oekonom und habe Kameralia studirt.

Die Rede Kellerratte's hatte offenbar einen wohlthuenden und ermuthigenden Eindruck gemacht. Nachdem er so offenherzig den Weg gebahnt, drängte es Jeden, sein Glaubensbekenntniß über die Gefährlichkeit und über

das Volk zu offenbaren. Sogar der bescheidene Pater Mörtel trat auf die Tribüne und ließ sich also vernehmen:

Unser werther Kollege Kellerratte -- mir doppelt werth wegen der beiden ersten Sylben seines Namens — hat uns gesagt, daß das Volk wolle betrogen sein. Es ist dies eine alte Wahrheit. In der Sprache der Frömmigkeit drücken wir sie so aus: Mundus oder besser populus vult decipi und da auch wir Logik studirt haben, setzen wir gleich hinzu: ergo decipiatur! Dennoch habe ich mich oft gefragt, ob dieser Spruch wirklich eine Wahrheit sei? Sollten die Leute, die man Welt oder Volk nennt, wirklich den sonderbaren Geschmack haben, lieber betrogen, als ehrlich behandelt zu werden? Wenn ich als Gast eine Flasche Wein bezahle und dem Wirth zwei Banknoten zeige und sage: die ist falsch und die ist gut — wird er dann die falsche nehmen? Oder wenn ich als Wirth einem Gast zwei Flaschen vorsetze und sage: die lange da enthält guten, ächten Ungarwein, die dicke aber infamen, gefälschten Krätzer -- wird dann der Gast die dicke nehmen? Ich kann mir das gar nicht denken und ich gehöre doch auch zur „Welt", d. h. zu „dieser", obschon ich für „jene" wirke. Dagegen kann ich mir sehr gut Folgendes denken: Wer eine falsche Note anbringen oder eine Flasche Krätzer verkaufen will, wird Alles aufbieten, sie als gut darzustellen, mithin sie durch ein angenehm klingendes Lob zu empfehlen, was man hier Humbug nennt; oder aber er wird den zu Betrügenden selbst auf eine angenehme Weise beschäftigen, ihm Schmeicheleien sagen, ihm Betheuerungen machen u. s. w. Auf diese Weise wird der Betrüger angenehm, nicht der Betrug. In den

meisten Fällen merkt man den letzten entweder gar nicht oder zu spät. Merkt man ihn, so wird man ihn wahrhaftig nicht lieben, man flucht über die Note oder schimpft über die Wirkung des Krätzers. Aber auch damit ist man nicht geschützt vor dem Betrüger. Derselbe sucht vielmehr den Betrogenen jetzt zu überzeugen, daß er selbst betrogen worden, oder daß gar kein Betrug Statt gefunden habe und macht sich bei diesen Bemühungen doppelt angenehm. Hinterher aber, nachdem ihm das Betrügen eine Zeit lang gelungen ist und die Leute ihn doch nicht aufgehängt haben, verwechselt er sich mit seiner Handlung und sagt: das Volk liebt den Betrug, während es bloß heißen sollte: das Volk liebt die Betrüger, weil sie sich ihm angenehm machen durch Mittel, wozu ehrliche Leute sich nicht verstehen, und es deshalb den Betrug nicht merkt oder gern übersieht. Die gefälligsten Menschen finden Sie immer unter den Humbuggern und den Jesuiten. Deshalb sind sie auch überall beliebt, wo man sie nicht kennt. Wer aber das Volk betrügt ohne ihm zu schmeicheln, den haßt es eben so gut wie Den, der es ehrlich behandelt ohne es zu schonen.

Die gewöhnliche Art, das Volk zu betrügen, besteht in der Schonung seiner Dummheiten, Bequemlichkeiten und Unarten. Das Volk ist wie ein Kind. Das Kind ist Dem am Meisten zugethan, der seine Thorheiten ungerügt, seine Fehler unverbessert, seine Launen unangefochten, seine Bosheiten unbestraft läßt und ihm giftige Naschereien gibt statt gesunder Kost. Wer es anhalten will zu Dem, was seinen Verstand ausbildet und seinen Körper stärkt, den haßt es, wenn er ihm nicht auf irgend eine Weise die Aufgabe angenehm macht, so daß ihm

eigentlich die angenehme Zugabe die Hauptsache ist und das Nützliche ihm nur als Zugabe des Angenehmen beigebracht wird.

Unter solchen Umständen ist es eine schwierige Aufgabe, das Volk ehrlich zu behandeln. Ihm die Wahrheit sagen und doch unter ihm und von ihm leben zu können, ist nicht Jedermanns Sache. Es ist jedenfalls bequemer, sich auf den Standpunkt seiner Dummheit und seiner Schwäche zu stellen, diesen zu schmeicheln, sie zu begünstigen, also sich dem Volk als Betrüger angenehm zu machen. Man braucht sich dann keine Partei zu schaffen, man braucht sich keine Feinde zu machen, man findet Alles vorbereitet, den Tisch gleichsam gedeckt und hat sich nur daran zu setzen. Vom Zigarrenrauchen bis zum Glauben an die unbefleckte Großmutter ist das Leben des „Volks" nur eine Kette gedankenloser Gewohnheiten und welch' eine undankbare Arbeit wäre es, auch nur ein Glied dieser Kette zerbrechen zu wollen!

Ich predige in meinem Blatte dem Volk die kolossalsten Dummheiten, die je in menschlichen Schädeln ausgeheckt worden sind. Ich glaube natürlich so wenig daran wie unser Kollege Reckenloff. Aber wenn ich Das dem Volk sagte, was würde aus mir werden? Ich bin einmal zu dumm, zu roh und zu faul, um als Kämpfer der Wahrheit mich dem Volk gegenüberzustellen, ich kann also in dieser Richtung weder für die Menschheit noch für mich etwas leisten; was bleibt mir übrig, als, das Volk zu nehmen wie es ist, sein vorgefundenes Bedürfniß für Dummheiten auszubeuten und ihm in aller Gemüthlichkeit etwas vorzulügen? Es ist verkehrt, anzunehmen, wir Geistesbetrüger müßten durchaus ungemüthliche Leute

sein. Die Gewohnheit ist eine vortreffliche Lehrmeisterinn und wenn man eine Zeit lang für Geld Religion dozirt hat, kommt Einem die „Sach'" just vor wie jede andre Possenreißerei oder Spaßmacherei. Wenn ich mit ernstem Gesicht meinen Lesern eine rührende Geschichte von der unbefleckten Großmutter erzähle und sie mir mit eben so ernstem Gesicht gläubig zuhören, ist das nicht eben so spaßig, wie wenn ein Komödiant im Namen eines Andern Witze macht oder ein Münchhausen seine Abenteuer erzählt? Mir schmeckt der Wein eben so gut, wenn ich ihn mit Lügen, wie wenn ich ihn mit Wahrheiten verdiene, ja er erhält eine ganz aparte Blume, wenn ich das Glas an den Mund nehme und dabei nach dem Bilde der unbefleckten Großmutter schaue und sage: Alterle, das hab' ich Dir zu verdanken und Du machst all' meinen Wein zu Liebfrauenmilch.

Ich bin so gut ein Mann des Volks wie irgend ein Anderer. Ich liebe das Volk, das sich so treuherzig von mir belügen läßt, so gemüthlich meine Sauereien für Geistreichigkeiten hinnimt und so bereitwillig seine Batzen dafür hergibt. Wenn ich könnte, ich ließe alle meine Gläubigen mitsaufen, da das aber nicht geht, versauf' ich ihr Geld solo.

Nach dem Pater Mörtel, der großen Beifall erndtete, trat der Editor Leichenhoff auf und sprach:

Mein Vorgänger ist allerdings ein kompetenter Beurtheiler des Volks. Dennoch muß ich, der ich nicht weniger Erfahrungen gemacht habe, als er, in wesentlichen Punkten von ihm abweichen. Man kann das Volk nur richtig verstehen und behandeln, wenn man es verachtet, ohne jedoch selbst Anspruch auf Achtung zu haben und zu

machen. Das Volk ist gemein und liebt das Gemeine. Da es aber bewußtlos gemein ist, kann nur die bewußte Gemeinheit es leiten. Ihm Achtung einflößen und Achtungwerthes von ihm verlangen wollen, heißt es zurückstoßen. Das Volk ist nicht, wie mein Vorgänger sagte, ein Kind, sondern es ist ein Bube und nur höhere Büberei kann ihm imponiren. Kann man die Büberei bis zur Tyrannei treiben, so flößt man ihm sogar Bewunderung ein. Um Nero wurden Thränen vergossen, nachdem er todt war. Hätte er seine Tyrannei zu Zwecken des Rechts und der Tugend geübt, er wäre ermordet und verflucht worden. Vor allen Dingen darf man, um dem Volk zu entsprechen, keine feste Grundsätze und keine Konsequenz haben. Betrachten Sie diese Massen, prüfen Sie jedes Mitglied derselben einzeln, und sagen Sie dann, wie viele Sie gefunden haben, die eine feste Ansicht, einen festen Grundsatz und einen festen Willen haben. Heute wollen sie Dieß, morgen Jenes und übermorgen erheben sie in den Himmel, was sie heute mit Füßen getreten haben. Keine Einsicht und kein idealer Zweck, nur augenblickliche Laune und rohes Interesse treibt sie an. Das Einzige, worin sie konsequent sind und wozu sie nach einem flüchtigen Aufschwung immer wieder zurückkehren, sind Dummheiten und Gemeinheiten. Wäre es nun nicht wahrer Wahnsinn, solchen Massen gegenüber Verstand und Charakter zu behaupten, ja auch nur den Schein davon zu bewahren? Ich habe früher die Thorheit begangen, für Freiheit und Humanität zu schreiben. Es zwang mich dazu keine innere Nothwendigkeit, sondern ich glaubte damit einiges Aufsehen und gute Geschäfte machen zu können. Aber bald erkannte ich, daß ich auf diesem Wege

ein schlechter Geschäftsmann werden würde. Deshalb schrieb ich wie die Umstände es verlangten. Heute lobte ich, was ich gestern getadelt, und den folgenden Tag beschimpfte ich, was ich heute gepriesen hatte. Ich wechselte die Grundsätze wie die Kleider, hätte aber nackt gehen müssen, wenn meine Kleider so schnell verschlissen wären wie meine Grundsätze. Ich hab' einmal einen Soldaten, der vom Desertiren lebte, sich rühmen hören, daß er zehn Regierungen mit einem einzigen Paar Schuhe gedient habe. So könnte ich mit einem einzigen Paar Schuhe zehn Parteien dienen. Grundsätze sind in der That zu nichts Andrem nütz, als wozu die Garderobe des Schauspielers dient: eine Zeit lang Dieß oder Jenes darzustellen. Das Volk bewundert den Schauspieler in der angenommenen Rolle, nicht in seiner wirklichen Person. Als das Volk mich von der Komödianten-Seite kennen lernte, gewann es mich lieb, es erkannte in mir einen entsprechenden Vertreter seiner Charakterlosigkeit und Gesinnungslosigkeit. Es begann mich später förmlich zu respektiren, weil ich die prinzipielle Gemeinheit bis zur Charakterhaftigkeit trieb, und Dieß wird bewerkstelligt durch Frechheit. Es gibt nichts, das nicht durch ausdauernde Frechheit beim Volk zu Stande zu bringen wäre. Es geht mit der Gemeinheit wie mit dem Trinkwasser auf der See. Nach wenig Wochen wird es faul, es stinkt und kein Mensch kann es trinken. Dann klärt es sich wieder und später wird es abermals faul. Diese Fäulniß schreckt Keinen mehr zurück, man meint, sie sei der ursprüngliche Charakter des frischen Wassers. Ich habe allen Leuten, die sich respektabel nennen, im Wege gelegen wie ein Kadaver auf der Straße. Sie wichen mir aus und hielten die Nase zu. Aber sie mußten sich

daran gewöhnen, da die Massen mich goutirten, und wenn das Volk kölnisches Wasser riechen wollte, kam es zu mir und beroch meine Jauche. Dieß hat mich der Maßen ermuthigt, daß ich mich nicht scheue, als Kandidat für jedes Amt aufzutreten, dessen Vergebung von meinen Lesern abhängt. Gelingt mir eine solche Spekulation, so lache ich das Volk aus, denn ich weiß, daß seine Vorliebe für mich so wenig andauert wie eine andre und daß man es bei Zeiten ausbeuten muß. Hätten meine Leser, die ich noch vor kurzer Zeit im Dienst ihrer Gegner unter die Bestien versetzte, augenblicklich die Präsidentenstelle zu vergeben, ich würde mit vollem Vertrauen auf Erwählung als Kandidat für die Präsidentschaft auftreten. Denn das Volk fragt nicht, ob ich für die Stelle fähig und würdig genug bin, sondern ob ich für den Moment unfähig und unwürdig genug bin, ein ächter Volksmann zu sein. Darum sage ich: es lebe das Volk! Ich stimme darin mit meinen Vorgängern ganz überein, daß alle Schufte und Humbugger Hungers sterben müßten, wenn es kein „Volk" gäbe. D'rum nieder mit den ehrlichen Leuten!

Mit Ungeduld hatte der Exeditor Hasendreck das Ende dieser bemerkenswerthen Rede erwartet.

Zwar, sagte er, hat mir mein ehemaliger Kollege Leichenhoff Manches aus der Seele gesprochen, dennoch bin ich darin nicht mit ihm einverstanden, daß er behauptet, beim Volk ließen sich mit der Freiheit, dem Fortschritt u. s. w. keine Geschäfte machen. Ich habe sogar Geschäfte gemacht mit dem „Gesammt-Fortschritt". Das Volk der „Aufklärung" und „Freiheit" ist wo möglich noch blinder und einfältiger, als das Volk des Aberglau-

bens und der Reaktion. Es kommt nur auf den richtigen Takt an, es zu behandeln. Man muß nämlich dem Volk nie zumuthen, daß es aus den Phrasen, womit man es regalirt, wirklich Ernst mache, und es doch beständig wegen seines großen Interesse für Freiheit und Fortschritt rühmen und in Athem halten. Die Dinge dürfen nie über die Grenzen des Spiels, der Unterhaltung, der Renommage, der Pompmacherei, des Skandals u. s. w. hinausgetrieben werden und schließlich müssen sie immer mit einem Gelage oder einem Fackelzug endigen. Sie beständig in der Mode zu erhalten, bald so, bald so herausgeputzt – das ist eben die Kunst. Ich gestehe zu, daß man mit dem Gegentheil von Freiheit und Fortschritt, dem ich früher gedient, noch bessere, wenigstens „solidere" Geschäfte machen kann, aber, was wohl zu beachten ist, nicht auf eigne Faust. Man handelt als Mitglied der Reaktionspartei stets nur als Werkzeug Derer, welche die Partei in oberster Instanz beherrschen; als Werkzeug aber muß man sich beständig mäßigen, sich beschränken, man kann keine Sprünge machen und steht immer unter Kontrole. Die Reaktionspartei duldet keine große Männer als Diener, das ist ihr Hauptfehler; renommirt man ein wenig, so wird Einem auf die Finger geklopft und macht man Skandal, so wird man über Bord geworfen. Man soll in der Stille wirken, den Obern das Verdienst lassen und nirgends figuriren. Das ist unerträglich und das ist es, was mich von dieser Partei zurückgehalten hat. Die Eitelkeit und der Ehrgeiz finden bei ihr keine Rechnung, wenn man nicht ein Riese an Fähigkeiten oder an Geduld ist. Das bloße Trinkgeld hat mir nicht genügt. Als Mann der Freiheit und des Gesammtfortschritts aber konnte ich

nicht bloß ein leidliches Geschäft machen, sondern auch von vorn herein ungenirt ein Mann des Volks und des Gesammtskandals sein. Jeder Tag brachte meinem Namen neuen Ruhm ein und in wenig Jahren wurde ich, was ich bei der Reaktion nie geworden wäre, ohne Kenntnisse, ohne Bildung, ohne Geist und ohne Charakter ein großer Mann. Mit einem Wort: wer es versteht, das Volk im Namen der Freiheit mit Phrasen zu füttern, ohne es wirklich frei zu machen, und im Namen des Fortschritts mit Skandal zu unterhalten, ohne ihm einen Fortschritt zuzumuthen, der ist sein Götze.

In Gang und Blick diejenigen Wirkungen verrathend, welche das Bier auf empfängliche Gemüther ausübt, erklomm mühsam der Editor Krüger die Tribüne und sprach:

Ich heiße Krüger und mein Name kommt von Krug, und es gäbe keinen Krug, wenn es kein Bier gäbe, und es gäbe kein Bier, wenn es keine Bummler gäbe. Man hat hier das Volk ein Kind und dann einen Buben genannt. Ich muß mir erlauben, Das zu berichtigen. Das Volk verdient einen bessern Namen, das Volk ist ein Bummler. Wissen Sie, was ein Bummler ist? Ein Bummler ist ein Genie, aus Malz und Hopfen gemacht. Deshalb war auch Gambrinus, der König der Bummler, das größte Genie und ein größerer Welteroberer, als Alexander und Napoleon. Wenn der schäumende Gerstensaft aus dem Pokal hervorsprudelt und seine weiße Blüthe sich zierend in den Bart des Mannes flicht, während seine braune Welle die durstende Kehle labt und an dem glühenden Helden-Herzen vorüberfluthet — dann fühlt sich erst der Mann als Mensch und der Mensch in der Gemein-

schaft der Menschenbrüder, ihre Blicke erglänzen von sympathetischem Naß und sie sinken sich aufgelös't in die Arme und lallen sich die Worte der Beseeligung zu. Nur wer das Volk in solchen Momenten kennen gelernt hat und in solchen Stimmungen mit ihm Eins geworden, nur Der kennt seine Größe und nur Der kann sich einen wahren Volksmann nennen. Des Volkes Größe und Leidenschaft ist das Bummeln. Wer Das begriffen, der lebt ein Leben wie die Götter und niemals geht ihm der „Stoff" aus. Selbst die schwierigsten Fragen, wie Arbeit und Eigenthum, lösen sich ohne Schwierigkeit auf im Stoff. Arbeiten ist mir ein Greuel und doch bin ich nie ohne Eigenthum, weil mein Geschäft das Bummeln ist, das alles Eigenthum in Stoff verwandelt. Man könnte sagen, ein Bummler leide nie Noth, weil er nie etwas verdient und immer etwas verzehrt.

Man stehle Geld und kaufe Brod dafür, so wird man eingesperrt; man stehle Geld und kaufe Stoff dafür, so wird man umarmt. Das Eigenthum bleibt dann in der Familie, es wird Volkseigenthum. Der Stoff ist kommunistisch. Es wurden einst Volksgelder gesammelt, womit der Lange und Längste Revolution machen wollte. Ich nahm den Hut in die Hand und ging im Volk umher und sammelte Revolutionsgelder. Als ich den Hut voll hatte, verwandelte ich den Inhalt in Stoff, bis kein Cent mehr übrig war. Dann machte ich bekannt, der Lange und Längste habe das Geld versoffen. Man glaubte es, weil er sich nicht auf das Bummeln verstand und daher kein Vertrauen beim Volk genoß; mich aber hielt alle Welt für unschuldig, weil ich das Geld in Stoff verbummelte. Auch der Kinkel wäre schon lang an das

schwarze Brett gekommen, wenn man nicht glaubte, er habe mit seinen Kumpanen das kollektirte Geld verbummelt, sondern ihn in Verdacht hätte, daß er es wirklich für die Revolution gebrauchen wolle. So, meine Herrn, ist das Volk — immer generös, immer gerecht, immer genial, und das kommt bloß daher, daß das Volk ein Bummler ist. Es lebe Gambrinus, es lebe die Bummelei, es lebe das Volk!

Ein halbstündiges Salamanderreiben drückte den Beifall aus, womit die Versammlung den Redner ehrte. Darauf erhob sich der Editor Eselen und hielt folgende Rede.

Mit vollem Herzen stimme ich in das Lob ein, das mein Vorgänger der Bummelei zollte. Dennoch halte ich den Namen, den er dem Volk beilegte, nicht für ganz passend. Nein, das Volk ist kein Kind, ist kein Bube, ist kein Bummler: das Volk ist ein Jüngling! Was zeichnet den Jüngling aus? Die frische Kraft, der Durst nach Wissenschaft und der Sinn für Poesie. Die beiden ersten sind im Volke immanent und durch den letzten wird es transscendent in der Welt des Idealismus. Deshalb ist auch die Hegelsche Philosophie die Lieblingsphilosophie des Volks wie der Jugend. Nehmen Sie aber das Volk nicht im Sein, sondern im Wesen. Das Sein ist so viel wie das Nichts, weil es bestimmungslos ist. Sein und Nichts sind sich entgegengesetzt und doch identisch, so daß sie in einander verschwinden. Dieser Uebergang aus dem Einen in das Andre ist das Werden. Das Werden nennen wir Entstehen, wenn ein Etwas aus dem Nichts wird; wir nennen es Vergehen, wenn ein Nichts aus dem Etwas wird. Das Mittel zwischen Bei-

den, die ruhige Existenz, ist das Dasein. Ist dieß Dasein ein bestimmtes, so hat es Qualität und heißt Realität. Als Realität schließt das Dasein, da es begränzt ist, anderes Dasein von ihm aus, verhält sich negativ zu ihm. Dieß ist das Fürsichsein. Das Fürsichsein ist das Eins. Da es aber viele Fürsichseins gibt, gibt es viele Eins. Aber ein Eins kann nicht von einem Eins verschieden sein. Alle Eins sind also doch nur Eins.

Sehen Sie, dieß ist das Volk in seinem Sein.

Das Wesen ist reflektirtes Sein. Eins reflektirt am Andern, bezieht sich dadurch auf sich und dieß Beziehen vom Andern auf sich ist das Wesen. Wir nennen dieß die Identität. Diese Identität aber ist nicht zu denken ohne den Unterschied, da sie entsteht durch Unterscheidung vom Andern. Doch der Gegensatz der Identität und des Unterschiedes versöhnt sich im Begriffe des Grundes. Indem sich nämlich das Wesen dem Andern gegenübersetzt, ist es einmal das mit sich identische Wesen, der Grund, dann aber das von sich abgestoßene Wesen, die Folge. Folge und Grund aber sind nicht ohne einander zu denken, sind nur zwei Seiten derselben Sache, mithin identisch.

Sehen Sie, dieß ist das Volk in seinem Wesen.

Also konstituirt in seinem Wesen, steht das Volk der Natur gegenüber, welche die Idee ist in der Form des Andersseins, der sich selbst entfremdete Geist. Doch die Wissenschaft dringt in sie hinein, um das Werden und die Selbstaufhebung der Natur zum Geist zu verfolgen. Da sie aber in der Ungebundenheit derselben keine bestimmte Richtschnur findet, muß sie horchen auf die zerstreuten

Stimmen ihrer Offenbarung. Die Natur offenbart sich durch die Poesie und die Poesie als Naturstimme geht aus vom Dämon. Der Dämon ist der poetische Vermittler zwischen der Wissenschaft und der Natur. Er logirt gegenwärtig im Niagarafall, trinkt Wasser, das aber nur in seinem Schaum dem „Stoffe“ gleicht, und athmet blauen Dunst, der in der Sonne sieben Farben hat. Mit mächtiger Stimme predigt er die Geheimnisse der Natur und versucht den wissensdurstigen Jüngling, dem der Stoff ausgegangen, den Durst in seiner unerschöpflichen Quelle zu löschen. Dort hab' ich oft in heißem Wissensdurst gestanden und mich versuchen lassen von dem geheimnißvollen Dämon und ich wäre ihm gefolgt und hätte alles Volk eingeladen sich mir nachzustürzen, wenn die Quelle den Stoff geliefert hätte, den mit so viel Begeisterung mein Kollege Krüger gepriesen, und nicht dieß stofflose Wasser. Doch, wenn auch nicht diesen, habe ich andren Stoff aus jener Quelle geschöpft, und gerührt lauscht das Volk meinen Akkorden, wenn ich, die Strenge der Wissenschaft durch die Milde der Poesie ablösend, unter dem Rascheln der fallenden Herbstblätter die Schmerzensfaiten meines zärtlichen Gemüths erklingen lasse, oder die Kindlichkeiten des Christbaums bewimmere, oder die heimwehmüthigen Klagen meines exilirten Katzenjammers verzittere und höchstens ein herzloser Spötter die Frage dazwischen wirft: „ist es ihm auch Ernst mit der Sache?“

Als der Editor Eselen geendet hatte, trocknete sich die ganze Versammlung die Augen ab und dachte eine Stunde lang nach über das Sein, das Wesen und den Stoff.

Nachdem die Editoren durch angestrengtes Nachdenken die Rede ihres Kollegen Eselen einiger Maßen überwunden hatten, nahm der Editor Viech folgender Maßen das Wort:

Ich kann halt nit beistimme, wenn mer das Volk e Kind, oder e Bube, oder e Jüngling, oder e Bummler nennt. Jo, es hat von Enigem Eppes, aber im Ganzen muß mer doch sage, daß des Volk e Mann ist. Woran könne Sie e Mann rekogneise? Doran, daß er praktisch ist. Dorum sind auch die Americans die erschte Männer. E Mann ist aber praktisch, wenn er nimt was er kriege kann und sich überall zu helfe weiß. Ich muß gestehe, als i noch in Deutschland war, da war i so unpraktisch wie e Philosoph. Ich stohl e Uhr und e Geldkatz und ließ mi verwitsche. Aber da brach i use und ging nach Amerika. Hier wurd i zuerst Porter in enem Hotel und wurd fortgejagt, weil zwei Röck fehlen dähte. Dann wurd i unpolitischer und dann politischer Loafer. Do bekam i de erschte Instrükschen in de Prinzipels. Aber i war noch nicht praktisch genug und se sägten mir, i hätt des Money in Sack gesteckt, wo i dermit sollt de Eirischmän und de Platdüthschken trieten. Weil auch de Police mer ussässig war, ging i uf's Land zu de Baure. Well, dacht' i, hier muß mer praktisch si und i wurd halt Schulmeister, als i de Dochter von enem reiche Farmer herumgekriegt hatt. I gab de Baure Instrükschen in de Prinzipels und bewies ihne, daß de Nigger Schwänz havve und de Baure kei Schwänz. Do hatt i das Malhör, daß de Insurances, wo ich besorgte, nit ächt woren und de Baure ohne Schwänz dähte mi wippe. Do ging i in en anneres County un sägt, de Baure hätte mi fortgejagt wege mei

religiöse Frömmigkeit, weil i e Methodischt sei. Well, die Baure ware noch dummer als die annere und se machte mi zu ihrem Parrer. I wurd halt sehr fromm und krigt Wörscht und Schinken, mehr als i fresse kunnt, und Money dazu. Aber i mußt doch Jemand havve, wo de Würscht mit mir verzehren däht, und se attrapirte mi mit enem jungen Ding und wippte mi gottsjämmerlich und setzte mi in de Zietung derzu. Das bracht mi uf de Idee, e Zietung zu starte. I ging halt in e anneres County und sägt, de Whigs hätte mi verfolgt wege mei demokratische Prinzipels un i wollt se feiten in enem Päper. Als se hörten, daß i e gutes Dütsch verstond, dähte sie das Money zusammenschieße un so wurd i halt Editor un bin es noch und en Office werd ich auch bald verwitsche. Sehe Sie, das nennt mer praktisch si und e Mann. So ist des Volk. Deshalb hab' i auch e Resolüschen wollen einbringe, daß mer bei der Uswahl von Editore mit Täre soll zu Werk gehe und soll nur Männer nemme die

1) praktisch sin,
2) e gutes Renomme und Charakter havve,
3) gute Qualifikäschen havve und Meister sin in de dütsche Sproch und Prinzipels.

Wenn me so ze Werk gehen duht, so kann mer de Preß erst organeise wie se muß georganeist si und de Weltverbesserer vom Johr Anno Flüchtig no Haus schicke.

Die Rede des Editors Viech erregte bei einem Theil des Auditoriums einiges inneres Kopfschütteln, bei einem andren aber fand sie um so entschiedeneren Beifall. Wenn es auch Einigen schien, daß sein Ausdruck nicht immer genug abgewogen sei, so fand man doch seine Illustration eines praktischen Mannes vortrefflich.

Die meiste Uebereinstimmung fand Editor Biech in „praktischer“ Beziehung bei seinem Kollegen Moraster, nur befriedigte er diesen nicht in formeller Beziehung. Auch ging er ihm nicht tief genug auf den Begriff vom „Volk“ ein, der dem editoriellen Wirken zu Grunde zu legen sei.

Wie sehr ich, sprach Editor Moraster, mit einzelnen Auffassungen und Winken der Vorredner, namentlich meines Kollegen Biech, einverstanden bin, so wenig kann ich die allgemeine Definition von „Volk“ unterschreiben, von der sie ausgegangen sind. Das Volk ist nicht als eine lebendige Macht mit eignem Triebe aufzufassen, es ist weder ein Kind, noch ein Jüngling, noch ein Mann, noch ein Bummler, nein, das Volk ist eine Maschine. Erst wenn Sie diesen Begriff zu Grunde legen, kommen Sie zu den geeigneten Schlußfolgerungen und zu der richtigen Auffassung unserer Stellung. Wenn Sie in die Geschichte zurückblicken, finden Sie, daß die Masse, die man Volk nennt, jemals eigene Motive, eigene Zwecke und eine eigene Thätigkeit gehabt hat? Das Volk war stets nur das Instrument in der Hand und für die Zwecke Anderer, die nicht zu ihm gehörten. Im religiösen wie im politischen Leben hat es nie gedacht und gehandelt, sondern ist es nur geleitet und benutzt worden. Es war nichts Anders, als die Maschine, durch deren Handhabung Fürsten wie Priester ihre Zwecke verfolgten. Und wie in der Monarchie, so in der Republick. Der Unterschied besteht bloß darin, daß ihm hier die Konzession gemacht wird, sich in Parteien zu spalten, damit es sich einbilde, Selbstzwecke zu verfolgen, daß die Leiter der Parteien an die Stelle der Fürsten treten und daß sie ihre Maschine durch Künste

dirigiren statt sie einfach durch Kommando in Bewegung zu setzen. Die Maschine als solche und ihr Zweck ist dadurch nicht geändert. Bei der Dirigirung der Maschine in der Republik ist ein Haupthebel die Presse und daraus ergibt sich die Wichtigkeit unserer Stellung. Wir sind die Ingenieure und Mechaniker bei der Anwendung der Volksmaschine zu den Zwecken der Dirigenten. Um aber diese Stellung würdig auszufüllen, kommt es darauf an, daß wir an diesen Zwecken d. i. an den Früchten der Parteithätigkeit möglichst viel Antheil haben, mit andren Worten, daß wir für unsre Mitwirkung angemessen belohnt werden durch Zuschüsse und durch Aemter. Hierin gipfelt die Ehre und die Mission des Deutschthums. Die Stellung und Bedeutung des Deutschthums in Amerika können Sie ganz genau an dem Antheil messen, den seine Preßvertreter an der Parteibeute haben. Deshalb Ehre den Preßvertretern! Je mehr Stimmen ich der Partei sichere, ein desto besserer Ingenieur bin ich und desto höher kann ich meine Ansprüche schrauben. Das ist der praktische Gesichtspunkt und ein andrer darf nicht gelten. Deshalb gehört es auch zu unserer Haupt-Aufgabe, Alles fern zu halten und zu bekämpfen, was die Wirksamkeit der Partei-Maschinerie unterbrechen oder stören könnte. Nur was die Partei will und was ihr nützt, dürfen wir wollen und gelten lassen. Alle s. g. Ideen, idealen Interessen, Prinzipien und Reformen, kurz, alle „Ismen", wodurch die Köpfe beunruhigt und aus dem Parteipferch getrieben werden könnten, haben wir auf Tod und Leben zu bekämpfen. Sie sind Phantasie und Schwindel, weiter nichts. Deshalb vor Allem Krieg durch jedes Mittel dem Langen und Längsten, der dem Volk einzubilden sucht, es

könne und müsse für sich selbst denken, und es mit allerlei Schwindel-Ideen und Neuerungen zu berücken strebt. Der Mensch ist Narr und Schuft zugleich, denn mit seinen Tollheiten hat er es zugleich auf unsre Mission und unsern Beutel abgesehen. Als ich noch über diese Mission im Unklaren war, habe ich den Menschen „bewundert; dann aber habe ich ihn gehaßt; später habe ich ihn verachtet und jetzt ekelt er mich an". (Allgemeines Bravo.)

Editor Seiltänzer: ich beantrage, daß wir allgemeinen Ekel empfinden.

Angenommen. Es wird allgemeiner Ekel empfunden.

Der folgende Redner war der Editor Arion. Er hatte erst vor Kurzem die editorielle Laufbahn betreten, aber er hatte seit Jahren als Beobachter das Sanctum des Editors Leichenhoff besucht und war dadurch erfahren und praktisch geworden. Meine geehrten Vorgänger, sprach er, haben das Praktische so definirt wie ich es ebenfalls auffasse, aber für das Volk glaube ich eine bessere Bezeichnung gefunden zu haben. Das Volk ist mehr als ein Mann und sicher mehr als eine Maschine, das Volk ist ein Aristokrat. Ich heiße Arion, aber ich bin nicht „der Töne Meister", sondern ich mögte mich den Meister der Schwänze nennen. Mein Vorgänger Viech war auf der Spur meiner Doktrin, indem er von den Schwänzen der Neger sprach, aber er hat die Schwanz-Doktrin nicht ausgedehnt bis zur Lehre von der Aristokratie der Racen. Steigen Sie hinab bis zu den unvollkommensten Thiergattungen, so werden Sie die längsten Schwänze mit der größten Unvollkommenheit vereinigt finden. Manche Reptilien bestehen, so zu sagen, aus lauter Schwanz.

Was ist ein Wurm, eine Raupe, eine Schlange? Ein Schwanz, der am obern Ende ein Maul hat. Nun steigen Sie durch das Thierreich hinauf bis zum Menschengeschlecht, so werden Sie den Schwanz, mit wenig Ausnahmen, verhältnißmäßig immer kleiner finden, je größer die Zivilisationsfähigkeit wird. Ein Vorgefühl dieser Wahrheit hat auch die Menschen getrieben, den edelsten Hunden und Pferden die Schwänze zu kappen. Die roheste Art der Wilden, die man Chimpanses nennt, haben noch einen ansehnlichen Schwanz. Bei den Negern, die eben noch wild genug sind, um gefangen zu werden, aber zahm genug, um einer höheren Race dienstbar zu sein, finden Sie den Schwanz schon seltner. Bei den meisten entwickelt er sich bloß innerlich und gibt sich namentlich bei den Negerinnen durch ein Hervorragen des hintern Körpertheils kund. So lang die Menschen den Schwanz äußerlich tragen, sind sie der Zivilisation nicht fähig; erst wo er als bloßes os sacrum oder Steißbein sich unter der Haut verbirgt, beginnt die Zivilisationsfähigkeit. Man könnte da sagen, das Steißbein verstecke sich im Bewußtsein seiner Unvollkommenheit vor den Augen der Zivilisation. Nun aber weis't das os sacrum bedeutende Unterschiede auf. Je edler die Menschenrace wird, desto kleiner das os sacrum, so daß man sagen könnte, die edelste Racenentwickelung sei da zu finden (sich nach seinem Rücken umschauend), wo gar kein Hinterer ist. Menschen ohne Hintern finden Sie nur unter der kaukasischen Race. Sie ist also berufen zur Herrschaft über die Racen mit dem stärker entwickelten os sacrum d. i. mit innern und äußern Schwänzen. Die Sklaverei ist daher eine natürliche, auf dem Steißbein ruhende Einrichtung. Es gehört zu den scheinbar wider-

sprechenden Einrichtungen der weisen Vorsehung, daß Derjenige bestimmt ist, sich auf den Thron der Welt zu setzen, der am Wenigsten von einem Hintern hat. Ist die Vorsehung selbst nicht vollständig ohne os sacrum und Hintertheil? Können Sie sich den Allmächtigen mit einem Schwanz oder Steißbein denken? Nur den Teufel finden Sie mit diesem Symbol der Verworfenheit behaftet.

Dieß ist meine Doktrin von den Schwänzen oder von der Aristokratie der Racen. Predigen Sie dem Volk von Recht und Unrecht, von Verstand und Unverstand, von Vollkommenheit und Unvollkommenheit vor — es wird Sie nicht begreifen; sagen Sie ihm aber, es sei eine edle Race, weil es keinen Schwanz habe, und deshalb zur Herrschaft berufen über die Schwanz- und Steißbein-Racen, und deshalb müsse es für die Sklavenhalter stimmen, so werden Sie auf der Stelle sein edelstes Selbstgefühl erregen. Das ist, was ich den Aristokraten im Volk nenne. Die Aristokratie wird nur a posteriori demonstrirt. Der Aristokrat steckt nicht im Kopf, sondern in seinem Gegen-Theil. Lassen Sie mich dieser Ueberzeugung einen energischen Ausdruck verleihen durch den Ruf: Nieder mit den Schwänzen!

Dieser Ruf fand in der Versammlung einen schwachen Nachhall. Aber der Editor Viech, der vorzugsweise applaudirte, knüpfte daran den Antrag, die Versammlung solle ein Komite ernennen, welches das sacrum os jedes Mitgliedes zu vermessen habe. Die Würdigkeit und Fähigkeit solle dann nicht, wie die Phrenologen wollen, nach der Größe des Schädels, sondern nach der Kleinheit des Steißbeins festgesetzt werden.

Dieser Antrag erregte unter den Versammelten einiges Bedenken und der auf's Höchste indignirte Präsident Politor suchte ihn brevi manu zu beseitigen indem er energisch dagegen protestirte.

Doch diese komische Angst des Präsidenten vor dem Viechschen Antrag verursachte Asa Neckenloff ein besonderes Vergnügen und er unterstützte den Antrag mit folgenden Worten:

Ich schließe mich dem Antrag an und zwar aus ganz andren Gründen, als den dafür geltend gemachten. Daß der Schwanz ein Zeichen der Inferiorität sei, kann ich durchaus nicht zugeben. Die edelsten Thiere, der Löwe, das Pferd, der Hund zeichnen sich aus durch einen wohlgebildeten Schwanz und ich sehe nichts, was der Möglichkeit im Wege stände, daß auch der Mensch es im Lauf der Entwicklung zu einer solchen Zierde bringen werde. Wäre sie einmal da, so würden wir sie eben so wohl als eine besondre Schönheit betrachten wie das Haar und andre Körperzierden. Dann würde es heißen: „welch' einen herrlichen Schweif hat Mister M.! Welch' reizenden Schwanz hat Mrs. N.!" Statt Arm in Arm, würden die Paare Schweif in Schwanz spazieren gehen und geschlossene Gesellschaften könnten sich a la Rattenkönig vereinigen. Und welche herrliche Handhabe würde der neue Appendix beim Angriff darbieten! Statt Einen „beim Schopf" zu fassen, nähme man ihn beim Schweif und risse ihn ihm zur Noth aus, statt ihm „ein Bein auszureißen". Der Reiter könnte den seinigen als Peitsche gebrauchen, namentlich wenn er ihn durch eine knallende „Extension" verlängerte, und der Schulmeister hiebe die Jungen kurzweg mit dem Schwanz um die Ohren.

Einen besondern Dienst aber würde diese Extremität beim Gestikuliren leisten. Man denke sich den Pastor Nöthig auf der Kanzel, der im höchsten Pathos den Schwanz gen Himmel streckte, oder einen Stumpredner, der damit nach seinen Zuhörern zielte! Eine nicht geringere Bereicherung würde die Physiognomik und die Zeichensprache erhalten. Man würde stundenlang in den Straßen umhergehen, um an der Art des Schwanztragens physiognomische Studien zu machen und die Charakterschwänze herauszufinden. Wer aber bloß bedenkt, wie beredt schon die Hunde die ihrigen zu verwenden wissen, der wird sich die Schwanzsprache der Menschen als unendlich ausdrucksvoll und vielsagend vorstellen können. Z. B.: Haltung des Schwanzes im Augenblick einer Liebeserklärung; beim Anblick eines gedeckten Tisches; bei der Ergreifung eines Töpfchens Bier oder beim Reiben eines Salamanders; beim Wiedersehen nach langer Trennung; beim Fallen der Staatspapiere; beim Ausreißen eines Königs vor der Revolution; beim Verfolgen des Feindes nach der Schlacht u. s. w. Ich bin daher der Meinung, daß die Aristokratie eben sowohl im Besitz wie im Mangel eines Schwanzes gefunden werden könnte, und würde gar nichts dawider haben, wenn sich plötzlich unser os profanum um einige Ellen verlängerte.

Die Rede Reckenloff's machte auf mehrere der Anwesenden einen beunruhigenden Eindruck, namentlich aber auf den Präsidenten Politor. Er rückte eine Zeit lang auf seinem krachenden Sitz hin und her, als suche er die rechte Stelle, wo sein os sacrum vor jedem Versuch, es zu messen, vollständig gesichert sei. Endlich fand er die nöthige Ruhe wieder, um ein Paar Töpfchen Bier zu

trinken. Dennoch hielt er es für nöthig, der ihm so anstößig oder bedenklich gewordenen Diskussion einen Damm zu ziehen, und er glaubte dieß am Besten dadurch bewerkstelligen zu können, daß er sie von dem bisherigen Thema, dem „Volk", auf ein anderes ablenkte.

Wir haben, sprach er, in unserer Diskussion gewichtige Aufschlüsse über das Volk geliefert und unser Protokoll wird uns ein Denkmal stiften, an dem sich noch die Nachwelt erbauen kann. Es scheint mir aber von Bedeutung zu sein, daß wir den Kreis unserer Betrachtungen noch weiter ziehen und nun auch unsre Ansichten über die Welt im Protokoll deponiren. Was mich betrifft, so mögte ich die meinige in aller Kürze also äußern: die Welt scheint mir gleichsam wie eine große Volkshalle zu sein, natürlich vorausgesetzt, daß dieß (ein Töpfchen Bier erhebend) nicht fehle.

Editor Eselen: Die Welt ist die Permanenz der durch die Transszendenz sich vermittelnden Immanenz.

Editor Neckenloff: Die Welt ist der ewige Salamander, den die Kraft auf dem Stoffe reibt.

Editor Mörtel: Die Welt ist der Weinberg des Herrn, aber die Weinkneipe für seine Kinder.

Editor Hasendreck. Die Welt ist eine Anstalt für den Gesammtfortschritt. Extree $2.

Editor Moraster: Die Welt ist ein Markt, auf dem Jeder verkauft, was er hat, zuerst sich selbst.

Editor Viech: Die Welt ist ein Stall für Viech ohne Schwänz un für Viech mit Schwänz. Dorum wollt ich de Resolüschen einbringen —

Präsident Politor (aufgeregt): Resolutionen sind hier

nicht am Platz, sie sind gegen die Ordnung der Diskussion. Wir können keine Resolutionen über die Welt fassen, weil die nicht unter unserer Kontrole steht. Da übrigens einmal von Resolutionen die Rede ist und die Verhandlungen ohnehin unterbrochen worden sind, halte ich es für geeignet, daß wir dieselben zum Schluß bringen Wir haben die Aufgabe der Presse, wir haben das Volk und sein Verhältniß zu uns, wir haben sogar die Welt unserer Diskussion unterworfen. Wir haben jetzt zur Fassung von Beschlüssen zu schreiten, um unsrem Zweck, Sicherung der Ehre und des Interesse der Journalistik so wie der deutschen Mission im Allgemeinen, einen genauen und bestimmten Ausdruck zu geben. Ich ersuche daher das betr. Komite, in der nächsten Sitzung seine Beschlüsse vorzulegen.

Vertagung.

Cincinnati.

Nachdem die Editoren zur dritten Sitzung versammelt waren, ersuchte Präsident Politor den Sekretair Seiltänzer, die von dem betreffenden Komite ausgearbeiteten Resolutionen zu verlesen. Sie lauteten:

In Erwägung, daß es im Interesse der deutschen Mission nothwendig erscheint, die deutsche Presse in Amerika nach übereinstimmenden allgemeinen Grundsätzen zu organisiren;

in Erwägung, daß dieselbe nur dann als eine Macht auftreten und die Achtung der Welt gewinnen kann, wenn ihre Vertreter ein Beispiel der Achtungswürdigkeit, Einigkeit und Brüderlichkeit aufstellen;

in Erwägung, daß ihr materielles Interesse nicht minder, als ihr geistiges und moralisches, eine feste Richtschnur und ein würdiges, allgemein durchgreifendes Geschäfts-System erfodert —

haben die zur Besprechung und Erreichung dieser wichtigen Zwecke in Cincinnati versammelten Editoren Folgendes beschlossen und festgestellt:

1) Wenn auch nicht gradezu der Grundsatz durchzuführen ist, daß Derjenige der fähigste und würdigste Editor sei, der das meiste Bier trinken kann, da diese Fähigkeit hauptsächlich von der körperlichen Beschaffenheit abhängt, so soll doch Niemand in die Reihen der Editoren aufgenommen, oder als Editor anerkannt werden, der nicht ein enthusiastischer Lobredner des nationalen Getränks ist und mindestens täglich 12 Töpfchen Bier trinkt. Dispensationen sind nur statthaft im Falle bedeutender sonstiger Verdienste.*)
2) Es soll Niemand als Editor zugelassen oder anerkannt werden, der vom Galgen abgeschnitten ist, Eltern oder Kinder umgebracht hat und eine Brandmark auf der Stirne trägt, oder das A B C nicht versteht.
3) Anstand und Würde soll aufrecht erhalten und Persönlichkeiten sollen aus der Presse streng ausgeschlossen werden. Zur Erleichterung dieser Aufgabe wird hiermit der Holzkomment eingeführt. Beschimpfung, Herabsetzung und Verleumdung unver-

*) Dieser Zusatz wurde mit besonderer Rücksicht auf den Editor Kleckson eingeschaltet.

besserlicher Gegner ist nicht als Persönlichkeit anzusehen.

4) So wie mitunter bei Werbung einer Armee das praktische Mittel angewendet wird, den Rang der Officiere nach der Zahl der Rekruten zu bestimmen, die sie zusammenbringen, so soll auch die Qualität der Editoren nach der Zahl ihrer Abnehmer bestimmt werden, denn „Volkes Stimme ist Gottes Stimme".

5) Niemand soll als Mitglied der Presse zugelassen werden, der 6 Fuß lang oder noch länger ist. Deshalb Haß dem Langen und Längsten!

6) Eine Länge von 6 Fuß überschreitet den Maßstab der Wahrheit und Gerechtigkeit, hat also nur auf das Gegentheil Anspruch.

7) Wer den folgenden Bestimmungen sich nicht anschließt, soll auf alle Weise unschädlich gemacht werden.

8) Jeder Editor hat sich zum Schutz gegen widerspännstige oder untreue Abonnenten mit einem Fläschchen Laudanum, einem Revolver und einem Brennstoff zum Häuseranzünden zu versehen, nach dem Grundsatz: quod medicina non sanat, ferrum sanat; quod ferrum non sanat, ignis sanat. (Was Medizin nicht heilt, heilt das Eisen; was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer.)

9) Diese Mittel sollen übrigens nicht eher angewandt werden, als bis „Trieten", Betteln und moralische Nothzüchtigung sich als fruchtlos erwiesen haben.

10) Wenn in irgend einer Gegend das Publikum den Bemühungen Einzelner hartnäckig widersteht, sollen die Editoren der umliegenden Bezirke zu einem gemeinsamen Treibjagen auf Abonnenten zusammentreten und die Beute unter sich theilen.

11) Vergiftet, erschießt oder verbrennt ein Editor einen widerspännstigen Abonnenten, so sollen die übrigen Mitglieder des Bundes ihn bei Aufbringung der Prozeßkosten unterstützen.

12) Da es häufig vorkommt, daß die Editoren, Herausgeber und reisenden Agenten bei ihren zahlreichen Reisen sich einander auf der Straße über den Haufen rennen, wodurch das Ansehen der Presse leidet, so sollen dieselben, um sich zeitig erkennen und sich ausweichen zu können, als Abzeichen ein schwarzrothgoldenes Band im untersten Knopfloch tragen. Das Erkennungs- und Bruderwort ist: la bourse ou la vie. Das Ausweichen geschieht, wie beim Fahren, immer nach der rechten Seite.

13) Niemand soll einem Abonnenten länger als 50 Jahre borgen. Prämien zur Gewinnung von Abonnenten dürfen den zehnfachen Betrag des Abonnements nicht übersteigen.

14) Wenn ein Abonnent stirbt, soll ihm sein Blatt höchstens noch 10 Jahre nach seinem Tode zugesandt werden und weigern sich dann seine Erben zu zahlen, so verfallen sie dem rothen Hahn.

15) Jeder Editor soll Mitglied von mindestens 12 Vereinen oder Logen zu werden suchen.

16) Man soll aller Welt die Wahrheit sagen, nur nicht

dem Volk. Populus vult decipi, ergo decipiatur!

17) Es gibt kein Interesse, keine Zwecke, keine Wahrheit und keine Mission außerhalb der Partei, vorausgesetzt, daß dieselbe die geleisteten Dienste belohnt.

Als die Beschlüsse bis hierher verlesen waren, wurde es mir in der ohnehin sehr drückenden Luft des Saales zu schwül und ich zog in Selbstvergessenheit meinen rettenden Frack aus.

Zuvor muß ich bemerken, daß ich während der ganzen Dauer des Kongresses meinen Sitz am „Reporter"-Tisch, zwischen den Berichterstattern des „Journal des debats", der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", der „N. Y. Tribüne" u. s w., gehabt hatte. Niemand hatte mich erkannt, sogar die schwäbische Wittwe nicht, da ich beständig den Frack des Dichters Hildgard trug, der die Kraft besaß, mich unkenntlich zu machen. Als ich nun aber beim Verlesen der letzten Beschlüsse meinen Frack auszog und plötzlich in meiner ganzen unbeschützten Länge vor der Versammlung stand, wurde ich sofort erkannt und Alles stürzte unter dem Ruf „der Lange! der Längste!" auf mich zu. In demselben Augenblick aber stürzte aus dem Hintergrund die schwäbische Wittwe hervor, ergriff meine Hand und rief: „Theurer Freund Hecker, wie lang haben Sie auf sich warten lassen!"

D e r der Hecker? schrieen die Editoren. Dahinter steckt ein großartiger Betrug. Untersuchung, Untersuchung!

Das plötzliche Erscheinen der trefflichen Wittwe brachte mich aus der Fassung. Mich von ihr losreißend, eilte ich

zur Thüre hinaus und ließ die Bestürzte unter den wüthenden Editoren zurück, die sie mit Fragen über den vermutheten Betrug bestürmten.

Die Freundinn des Herrn Hecker war über das Benehmen der Editoren nicht wenig empört. Sie begriff nicht, wie man diesen allverehrten Mann so unwürdig behandeln könne, daß ihm der Anstand nicht mehr erlaube, in der Versammlung zu verweilen. Endlich aber, da sie selbst, als Freundinn des großen Mannes, sich mit Respekt behandelt sah, wurde sie für die Fragen der Editoren zugänglicher und erzählte ohne Umschweife, wann und wo sie den Volksmann Hecker kennen gelernt, daß er damals auf der Reise zum Editorenkongreß gewesen, daß er sie habe besuchen wollen u. s. w.

Aber irren Sie sich nicht? fragte der Editor Kleckfow. Wissen Sie gewiß, daß der Mann in Hemdsärmeln, den Sie so eben diese Versammlung verlassen sahen, der nämliche ist, der sich auf der Eisenbahn im Alleghanygebirge für Hecker ausgegeben?

Er ist der nämliche, sprach sie, er ist der leibhaftige Hecker.

Wovon hat er denn gesprochen? fragte Kleckfow weiter. Sprach er nicht von Revolution und ähnlichen Dingen?

Freilich. Er sagte, daß er eine Reise mache, um die Revolutionaire wieder auf die Beine zu bringen und dann den Editorenkongreß zu besuchen.

Gab er Ihnen keine Adresse an?

Allerdings. Seine Adresse ist: Fr. Hecker, care of K. Heinzen Esq , New-York.

Endlich haben wir ihn, jauchzte der Editor Moraſter.

Unbezahlbar, rief der Exeditor Haſendreck dazwiſchen. Der Betrug und der ganze Plan iſt offenbar. Um Vergebung, haben Sie ihm von Ihrem Vermögen geſprochen?

Auch davon war die Rede.

Meine Dame, ſprach Kleckſow mit Anſtand und Würde weiter, Sie ſind in die Hände eines der größten Betrüger gefallen. Der Mann, den Sie für den Volksmann Hecker halten, iſt ſein größter Feind. Sie erlauben, daß ich Sie begleite und zu Protokoll vernehme. Ich bin Detectchief-Editor.

Damit nahm er die erſtaunte Wittwe an die Seite und brachte ihre Ausſagen nebſt den erfoderlichen Zuſätzen zu Protokoll.

Unterdeſſen wählten die übrigen Editoren ein Unterſuchungskomite, deſſen Hauptmitglieder der Exeditor Haſendreck, der Drecksedítor Moraſter und der Klexeditor Kleckſow waren.

Das Komite erhielt eine ungeahnte Maſſe von kriminaliſtiſchem Material. Außer dem myſteriöſen Verhältniß zu der ſchwäbiſchen Wittwe, welches bald das Stadtgeſpräch bildete, und noch verſchiedenen anderen Thatſachen, kam auch das Renkontre mit dem Dichter Hildgard zur Sprache. Dieſer nämlich war mit meinen Hoops nach Cincinnati gekommen und da er ſeine Diana nicht finden konnte, geberdete er ſich ſo mythologiſch, daß man ihn als verrückt arretirte und einſperrte. In dem Frack nun, den ich im Saal des Editorenkongreſſes zurückließ und der ſofort unterſucht wurde, fand man mehrere Manuſkripte von Hildgard, welche zu ſeiner Vernehmung und dadurch zur

Entdeckung des Verbrechens führten, das ich an ihm begangen hatte.

Auf dem Tisch, woran ich gesessen, ließ ich in der Eile allerlei Notizen und Papierschnitzel mit Glossen zurück. Darunter fand man folgende Epigramme:

Journalistischer Rath.

Wenn du eine gute Feder führst,
So werde Ochsentreiber;
Wenn du einen Ochsen in dir spürst,
So werde Zeitungschreiber.

Teutsche Tonangeber in Amerika.

Teutschlands Vertreter wollt ihr sein?
O laßt euch diesen Irrthum nehmen!
Teutschlands Vertreter sind allein
Die Wen'gen, die sich eurer schämen.

Rache.

Hast du beleidigt die Gemeinheit,
So hilft dir keine Engelreinheit,
Du mußt dafür verleumdet werden,
Denn — „alle Schuld rächt sich auf Erden".

Strafe.

Je mehr du hohen Zwecken nachgesonnen,
Je mehr hast du's bei diesem Plebs verfehlt;
Bist du zur Noth dem Narrenthum entronnen,
Wirst du den Schurken sicher zugezählt.

Lumpenprätension.

Die Lumpen kann nichts mehr empören,

Als wenn sie von Verachtung hören.
Sie fodern — seltsames Begehren —,
Als Lumpen soll'st du sie verehren.

Differenz.

Ihr mögt mich nicht und ich noch wen'ger euch.
In dem Punkt steh'n wir ziemlich gleich,
Wir differiren nur in dem Betrachte,
Daß ihr mich haßt und daß ich euch verachte.

Das sind, rief der Exeditor Hasendreck, der die Epigramme vorlas, offenbare Anspielungen. Dieser freche Verräther!

Und Alle grinsten wüthend die nämliche Ueberzeugung.

Doch dabei blieb es nicht. Zufällig war auch die Dame in Cincinnati, welche ich zwischen New-York und Philadelphia kennen gelernt und bei welcher ich mich für einen reichen Importer ausgegeben hatte. Sie sah mich in meinem Gasthof und als sie von der, gegen mich eingeleiteten Untersuchung und meinen wahren Namen erfuhr, konnte sie sich vor Entrüstung über die ihrem hohen Stande widerfahrene Beleidigung nicht mehr halten, sie schrie laut über den ihr gespielten Betrug und man beeilte sich, sie ebenfalls zu Protokoll zu vernehmen.

Auch Das war noch nicht Alles. Man hatte von meinem Besuch in Milwaukee gehört und es kursirten seltsame Gerüchte über mein Verhältniß zu der schönen Mathilde Urania. Diese Gerüchte erhielten endlich ihren wahren Inhalt durch den Bericht eines in Cincinnati anwesenden „Demokraten" aus Milwaukee, der erzählte, ich sei von der Kriminalpolizei verfolgt worden u. s. w.

Nachdem das Untersuchungskomite alle Zeugen vernommen und alle nöthige Information eingezogen hatte, wobei der Editor Moraster als Hauptzeuge auftrat, stattete es in einer besondern Sitzung des Kongresses seinen Bericht ab und knüpfte daran den Antrag, mich verhaften zu lassen und vor Gericht zu stellen. Dieser Antrag, von dem Editor Moraster verfaßt, war folgender Maßen motivirt:

Es ist durch die genaueste Untersuchung und die glaubwürdigsten Zeugnisse konstatirt worden, daß der Lange und Längste, der schon seit Jahren der ganzen Presse durch seine verbrecherische Handlungsweise wie durch seine geistige Unfähigkeit zum größten Aergerniß und zur größten Schande gereicht hat, der aber trotz Alledem fortfuhr sich zur Presse zu rechnen, kürzlich sich folgender schändlichen Verbrechen schuldig gemacht hat:

1) Auf der Eisenbahn zwischen New-York und Philadelphia hat er sich einer reichen Kaufmannsfrau genähert unter der Maske eines vermögenden Importers aus Philadelphia und den, zum Glück durch die Wachsamkeit der Dame vereitelten Versuch gemacht, ihre Geldbörse zu stehlen. Als das Eisenbahnpersonal ihn festnehmen wollte, sprang er vom Wagen und entkam mit Hülfe seiner langen Beine.

2) Während seines Aufenthalts in Wahrheitsdorf trieb ihn der „Neid" über die dortigen Erfolge des Editors Moraster, der eben in Geschäften anwesend war, die Bürger durch Verleumdung gegen denselben aufzuhetzen und ihn verhaften zu lassen; als aber die Wahrheit an's Licht kam, mußte er vor der

Entrüstung der Bürger flüchten und entkam abermals mit Hülfe seiner langen Beine.

3) In Teutonia sollte eine Volksversammlung zu Ehren der Volksmänner Hecker und Struve abgehalten werden. Als der Neidhard davon hörte, beging er die Infamie, zwei wüthende Bären, die er von einem Jäger gekauft, in die Versammlung zu hetzen und dadurch die Demonstration zu hintertreiben.

4) Auf der Eisenbahn zwischen Harrisburg und Pittsburg hat er die Frechheit so weit getrieben, sich bei einer reichen Dame, deren Sympathien für Fr. Hecker er kannte, für diesen großen Volksmann auszugeben. Er machte den Versuch, sich ihr Vermögen, scheinbar zum Besten der Revolution, verschreiben zu lassen und hat ihr in Cincinnati ein Rendez-Vous gegeben mit dem Auftrag, ihm ihr baares Kapital hier für die Zwecke des Editorenkongresses auszuhändigen. Seine Absicht, diese Dame, welche Wittwe ist, um ihr Vermögen zu beschwindeln, ist vollständig erwiesen.

5) In Milwaukee hatte er sich bei dem Haupt des teutschen Hellenenthums, dem Billionair Domschke, und den ihm befreundeten Damen so weit einzuschmeicheln gewußt, daß er im Palast der schönsten, der Mathilde Urania, einquartirt wurde. Unter dem Vorgeben, den Park und die in demselben aufgestellten Kunstwerke besichtigen zu wollen, lockte er jene allgemein geachtete Dame, welche nichts Böses ahnte, in ein dunkles Gebüsch und hier versuchte das Ungeheuer, ihr Gewalt anzuthun, bei welcher Gelegenheit es ihr sogar die Hoops vom Leibe riß.

(Allgemeiner Ausdruck des „vollständigsten Ekels".) Zum Glück eilte auf das Geschrei der Angegriffenen die Polizei auf den Platz und rettete sie aus den Klauen des Unmenschen, der indeß abermals mittelst seiner langen Beine entkam.

6) Wie mehrere Jäger behaupten, hat er sich auch einer Mormonen-Kolonie anzuschließen gesucht, sich aber unter denselben so unsittlich betragen, daß sogar diese Unmenschen ihn aus ihrer Mitte ausstießen und zur Flucht nöthigten.

7) Auf der Reise hierher traf er im Urwalde unsern größten zisatlantischen Dichter, unsern amerikanischen Hölderlin oder Lenau, den Professor Hildgard. Er überfiel denselben meuchlings, setzte ihm das Pistol auf die Brust, nahm ihm alles Honorar ab, das er von der „Atlantis" für seine herrlichen Gedichte erhalten hatte, zog ihm seinen Frack aus, raubte ihm die darin enthaltenen Manuskripte mit der Absicht, sie unter seinem Namen zu publiziren, und ließ dem Entblößten nichts als die geraubten Hoops mit der Absicht, dadurch die Schritte der Verfolger gegen einen Unschuldigen zu lenken.

Nachdem wir diese schändlichen Verbrechen und Unmenschlichkeiten konstatirt haben, tragen wir darauf an, gegen den besagten Langen und Längsten eine Kriminaluntersuchung einleiten und ihn zu dem Zweck sofort arretiren zu lassen.

Der Antrag des Komite's wurde unverzüglich angenommen und ohne Zögern eine Deputation abgesandt, welche meine Verhaftung veranlaßte. Ehe ich Zeit hatte,

mir einen neuen Rock zu kaufen, wurde ich in Hemdsärmeln in die „Jail“ gebracht.

Unterdessen aber brach im Schooße des Editorenkongresses eine Revolution aus. Der Einzige, der gegen meine Verhaftung gestimmt hatte, war Asa Reckenloff; doch die Schnelligkeit der Verhandlungen und die rasche Ausführung der gefaßten Beschlüsse ließ ihm keine Zeit, sein abweichendes Votum zu motiviren. Das verdroß ihn sehr und nachdem die Verhaftungsdeputation sich entfernt hatte, ließ er sich in äußerster Wuth also vernehmen:

Ich stimme nochmals gegen diesen Schritt und sage mich feierlich los von Denen, welche ihn beschlossen haben. Nicht, als hätte dieser Lange und Längste nicht Alles verdient, was gegen ihn geschieht; vielmehr hätte man ihm ohne Weiteres die langen Beine ausreißen oder den nichtsnutzigen Schädel mit einem zwölfzölligen Balken spalten sollen. Aber die Motivirung der Beschlüsse war ungerecht, war prinzipiell falsch, war nicht radikal, war eine Beleidigung des Kommunismus. Der Lange und Längste wird beschuldigt, er habe eine Geldbörse stehlen wollen und einen Frack wirklich gestohlen. Als Kommunist weise ich diese Anschuldigung zurück, da ich nichts unterschreibe, was gegen mein Prinzip ist. Diebstahl kann nur existiren wo Eigenthum existirt; da ich aber kein Eigenthum anerkenne, kann ich auch keinen Diebstahl anerkennen. Nur Bourgeois und Feinde der Proletarier können entgegengesetzte Beschlüsse fassen und, bei Odin und Asa Thor, ich bin ein Kommunist! Wer dagegen muckst, dem bin ich bereit eine Lehre zu geben, daß seine Bour-

geoisgesinnung in der Form von Gehirnganglien die Wand dieses Saales tapezirt.

Trotz der Wuth Reckenloffs wagten einige Editoren Widerspruch zu erheben. Er aber war in jener heiligen Stimmung, welche das Leben für die Realisirung des Prinzips einsetzt, und, einen Sessel ergreifend, hieb er wie ein Simson ein in die Philister. Ein unbeschreiblicher Wirrwarr erfolgte. Alles schrie und stürmte nach der Thüre, sechs Editoren sprangen zum Fenster hinaus und Präsident Politor stürzte auf das os sacrum rücklings zu Boden.

Als ich in der „Jail" mich psychologisch untersuchte, fand ich, daß ich vom Kopf bis zur Zehe, von Innen und von Außen, aus lauter Schmerz bestand. Mein „ideales Innere" war gleichsam eine einzige moralische Wunde. Ein solches Ende meiner Erholungsreise und meiner Theilnahme an dem Editorenkongreß -- wer hätte das vorausgesehen! Wofür hatte ich nun so große Opfer gebracht und eine so große Tugend entwickelt? Warum war ich Thor nicht mit der schwäbischen Wittwe nach Schönthal gegangen, warum nicht in Pittsburg beim hochwürdigsten Bischof geblieben, warum nicht den Einladungen der Turner von St Louis gefolgt, warum endlich hatte ich die Zärtlichkeit der schönen Mathilde Urania in Milwaukee geflohen? Gibt es etwas Bittereres, als, solche Tugend zu üben und so dafür belohnt zu werden? Gern hätte ich nach Oben gerufen: Herr, vergib ihnen, den Editoren, denn sie wissen nicht was sie thun; aber ich dachte, sie wüßten es nur zu gut und sie hätten es darauf abgesehen, mir durch solche Verkennung und solche Schmach gradezu das Herz zu brechen.

Daß es am Brechen war, fühlte ich ganz deutlich, namentlich hatte die Wand zwischen der rechten und der linken Herzkammer einen Riß bekommen, so daß die rechten und die linken Gefühle sich dadurch belauschen konnten.

In diesem Zustand saß ich in der halbdunklen Zelle auf dem einzigen Stuhl, womit sie geziert war, und dachte mit Wehmuth über die Vergangenheit, mit Schwermuth über die Gegenwart und mit Schrecken über die Zukunft nach. Mein Blick fiel auf ein abgegriffenes Buch, das auf dem kleinen Tische lag. Es war die Bibel, die in diesem Lande nirgendwo fehlt. Ich fühlte einigen Trost bei diesem Anblick, aber ich hatte keine Kraft mehr, auch Vertrauen zu fühlen. Das Buch in die Hand nehmend, schlug ich einige Stellen auf, mit deren Hülfe ich in Pittsburg meine Frömmigkeit bewährt hatte, und las und redete und sprach:

„Der Geist und die Braut sprechen: Komm'!"

Freilich hatte der Geist und die Braut, die zu Schönthal wie die zu Milwaukee, gesprochen: „Komm'!" Aber ich hatte nicht gehorcht. Jetzt hat das Kommen ein Ende. Jetzt heißt es nicht mehr „komm'!", sondern: sitz'! Und wenn Jemand kommt, so sind es meine Ankläger, meine Richter und vielleicht meine Henker.

„Mit meinem Gott kann ich über die Mauer springen!"

Ja, es hat sich was über die vier Mauern zu springen, die oben einen Deckel haben. Mit meinem Gott kann ich es nicht und ohne ihn auch nicht. Gibt es keinen Turner, der mir den göttlichen Mauerschwung lehrt?

„Herr, läutere meine Nieren und mein Herz!"

Damit wird der Herr leichte Arbeit haben, denn meine

Nieren und mein Herz sind schon in vollster Läuterung begriffen und ich fühle, daß sie bald vollständig werden geläutert sein.

„Ich lobe den Herrn, der mir gerathen hat; auch züchtigen mich meine Nieren bei Nacht."

Den Herrn zu loben für den Rath, der mich hierhergebracht hat, fällt mir zwar schwer, aber da mein Religionslehrer „Far West" es vorschreibt, will ich es thun. Daß meine Nieren mich noch züchtigen, ist sehr überflüssig, denn ich bin schon gezüchtigt genug. Immer die Nieren!

„Herr, errette mich von den Einhörnern!"

Herr, erlaube mir bloß, eine Sylbe zu ändern, denn die mich hierher gebracht haben, sind Zweihörner.

„Auf, Herr, hilf mir, mein Gott, denn du schlägst alle meine Feinde auf den Backen und zerschmetterst der Gottlosen Zähne."

Ja, Herr, thue das, dann kommt für sämmtliche Zahnärzte der Welt das goldene Zeitalter. Ich werde dann durch mein Schicksal doch nach einer Seite zum Wohlthäter.

„Und sein Riechen wird sein in der Furcht des Herrn."

In diesem dumpfen Loch rieche ich freilich in der Furcht des Herrn, aber nicht die Prairiehühner zu Milwaukee und nicht den Blumengarten zu Schönthal. Ich fürchte, o Herr, daß es mit dem Riechen wie mit allem Andren zu Ende geht:

Mein Herz, was hast du noch zu hoffen? Sprich!
Du denkst an Brechen nur, wohlan, so brich!

Doch meinem Mangel an Vertrauen auf den Herrn und die Bibel war eine große Beschämung zugedacht,

denn kaum war mir der Gedanke an den Blumengarten zu Schönthal durch den Kopf gefahren, so öffnete sich die Thüre und herein trat — die schwäbische Wittwe.

Als ich sie gesehen, wandte ich das Gesicht halb ab und bat sie, mir acht Tage Zeit zu lassen.

„Wozu?“ fragte sie.

Damit mein Erröthen Zeit hat zu Ende zu gehen.

„Weshalb erröthen Sie denn vor mir so gewaltig?“

Weil Sie mich hier in Hemdsärmeln sehen. Meine Tugend —

„Bei uns auf dem Lande gehen die Männer immer in Hemdsärmeln, aber sie erröthen nicht darum.“

Im Grunde hätte ich mehr Ursache zu erblassen, als zu erröthen, denn ich kann mir denken, daß man Sie in großen Zorn gegen mich gebracht hat.

„Man hat das allerdings versucht und ich gestehe, daß ich Ihnen gezürnt habe, als ich über Ihre Täuschung aufgeklärt wurde; als ich dann aber erfuhr, zu welcher schändlichen Anklage man dieselbe benutzt hat, eilte ich hierher, damit Sie wenigstens wissen, daß ich keinen Antheil daran habe, und um das Meinige zu Ihrer Rechtfertigung beizutragen. Weshalb gaben Sie sich auf der Eisenbahn für Herrn Hecker aus?“

Ich erkannte, daß Sie eine treffliche Frau waren, die aber, wie manche andre, durch ihr Gemüth oder ihre Phantasie sich zu einem Interesse verleiten ließ, das ihr Verstand nicht rechtfertigen kann. Ich beschloß daher, Sie für Ihre Schwäche zu strafen, um Sie gelegentlich davon zu heilen. Sie haben sich, wenn Sie mir den Ausdruck erlauben, in einen Namen verliebt und eine verständige Frau sollte sich nur in eine Person verlieben.

„Aber der Name bedeutet doch etwas."

Allerdings, aber was? Die konfuse Romantik und die energielose Bummelei, die mit Hut und Stiefeln, Blouse und Bart renommirt, alle Marodeurs und Lakaien unter ihre Fahne sammelt und alle prinzipielle Kritik und alle Strenge der Verstandeszensur ausschließt. Damit macht man keine Revolution. Diese Heckerei mit ihrer rohen Renommisterei und ihrem ideenlosen Namen-Kultus hat der Revolution und der Freiheit viel geschadet und schadet ihr noch immer, indem sie bei Tausenden die Gedanken durch ein leeres Wort ersetzt. Ein amerikanisches Blatt in New-York berichtete vor einiger Zeit, Herr Hecker habe den Beinamen „der Hut". Dieses Mißverständniß wird zu einer sehr treffenden Satyre. Können Sie sich die Heckerei denken ohne Heckerhut? Der Hut des Herrn Hecker hat ihm mehr Namen gemacht, als sein Kopf. Bedauernswerther Ruhm, durch einen Hut zum großen Mann geworden zu sein! Sollte ich aber denken, oder den Gedanken ertragen können, daß eine aufgeweckte, liebenswürdige Frau sich in einen grauen Filzdeckel verliebt?

„Aber Sie trugen doch keinen, als ich Sie kennen lernte. Ich habe nach Ihrem Hut nicht gesehen, doch gefielen mir Ihre Worte."

Ich war aber nicht der Hecker.

„Es ist allerdings eine sonderbare Lage. Sie sind die Person, die ich gesehen und mit der ich korrespondirt habe und doch gab eine andre, ohne es zu wissen, den Namen dazu. Aber ich kann Ihnen nicht bös sein, weil Sie nicht einen andren Namen hatten und ein Andrer nicht

Ihre Person war. Sie waren nicht Der, den ich meinte, und doch kann ich keinen andren meinen."

Ich kann keine Freundschaft annehmen, die einem Andren bestimmt war.

„Werden Sie sie denn annehmen, wenn sie für Sie bestimmt ist?"

Bedenken Sie, was Sie sagen! Interessiren Sie sich nicht für einen Menschen, dessen Tage gezählt sind! Ich fühle, daß der Schlag, den ich hier erhalten, zu tief getroffen hat, als daß die Wunde geheilt werden könnte. Ich werde sterben am gebrochenen Herzen.

„Und ich müßte mir vorwerfen, daß ich die Schuld trage?"

Das nicht. Mein Schicksal wäre auch ohne Sie in Erfüllung gegangen. Je eher es zu Ende geht, desto besser.

Mein Geist ist geknickt und mein Herz ist gebrochen,
Es ruht nicht, bevor es hört auf zu pochen.

„Ich Unglückliche, thun Sie mir Das nicht an! Kommen Sie mit mir nach Schönthal, ich will Sie pflegen, ich will Sie aufheitern und die Bergluft und die Gegend werden das Uebrige thun. Ich habe Ihnen ja erzählt von meinem Wald und meinem Garten und meiner Laube und meinem Springbrünnele."

O wie oft habe ich daran gedacht!

„Woran?"

An Ihren Wald und Ihren Garten und Ihre Laube und Ihr Springbrünnele. Wie schön muß es da sein und welche erfrischende Kraft muß das einem kranken Gemüth zuführen!

„Was meinen Sie?"

Ihren Garten und Ihre Laube und Ihr Springbrünnele! Und wie schön muß sich da träumen lassen, wenn der stille Mittag seinen Schatten wirft oder der stille Abend seine Düfte sendet!

„Wo?"

In Ihrer Laube und an Ihrem Springbrünnele! Ja, wenn ich aufrichtig sein soll, ich mögte nirgends lieber sein.

„Als wo?"

Als an Ihrem Springbrünnele. Die Gipfel säuseln, die Vögel singen, das Wasser rauscht — welch ein poetisches Leben!

„Wo?"

An Ihrem Springbrünnele und in Ihrer Laube und in Ihrem Garten und in Ihrem Wald und in Ihrem ganzen Thal!

„Nun, so kommen Sie doch mit mir! Was hält Sie denn noch?"

Selbst wenn mein Herz nicht am Brechen wäre, würde ich doch nicht mit Ihnen gehen können, denn Julie vom Berg würde sich weigern, den „Pionier" länger zu redigiren, und er müßte aufhören zu erscheinen und alle Abonnenten schössen sich todt. Aber noch ein andres Hinderniß. Wer befreit mich aus diesem Kerker? Ich bin den Leuten hier in Cincinnati nicht „gut", deshalb will Niemand für mich bürgen. Trüge ich einen grauen Filzdeckel, so wäre ich sicher „gut" genug.

„Schweigen Sie, böser Mann! Wie viel Bürgschaft verlangt man?"

Zehntausend Dollar.

„Zum Glück habe ich so viel mitgebracht. Ich wollte es dem Hecker für die Revolution geben. Aber ich geb' es nicht für einen Filzdeckel."

Geben Sie es auch nicht für einen Sargdeckel! Sie würden mich bloß aus dem Gefängniß in das Grab bringen.

„Nein, nein! Ihr Herz muß wieder hergestellt werden. Sie waren früher so lustig und jetzt wollen Sie sterben. Wissen Sie denn nicht, daß Sie mir auf der Eisenbahn gesagt haben, ich solle Sie küssen?"

Allerdings, aber nur im Augenblick des Abschieds vom Leben, damit ich, wie ich Ihnen sagte, ohne Umweg in den Himmel komme. Ich bitte Sie nochmals: sobald ich sterbe, geben Sie mir einen Kuß

„Wann wollen Sie denn sterben?"

Ich denke, in 14 Tage längstens, Abends gegen 11 Uhr. Reisen Sie mit nach New-York!

„Sobald ich Sie befreit habe, reisen wir ab. Doch was ist Ihnen? Was krachte da?"

Es macht nichts. Eine Wand meiner linken Herzkammer ist eingestürzt.

In diesem Augenblick eilte der Gefängnißschließer herein und schrie: was machen Sie hier? Was krachte da? Wollen Sie ausbrechen?

Das nicht, erwiderte ich, aber mein Herz ist am Explodiren vor Weltschmerz. Nehmen Sie sich in Acht, machen Sie Platz, oder —

Ich habe viel gehört und gelesen von Leuten, die am gebrochenen Herzen gestorben sind, sowohl von solchen, denen „es just passiret", wie von solchen, welchen nie etwas passiret ist; aber ich hatte mir nie vorgestellt, daß dieß Brechen

eine so harte Arbeit sei. Ich dachte mir, das Herz wird springen wie ein Glas, etwa wie „das Glück von Edenhall", und dann ist's vorbei; aber nein, das geht Alles rißweise, sprungweise, stückweise, mauerweise, bis endlich die ganze Ruine zusammenbricht und die Seele halb zerquetscht sich aus den Trümmern in das Jenseits rettet. Es geht dann so, wie ein teutscher Dichter sagt:

Das arme Herz, hienieden
Von manchem Gram bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur wo es nicht mehr schlägt —

was so logisch und unbestreitbar ist wie etwas sein kann und mit andren Worten heißt: wer todt ist, lebt nicht mehr.

Das Brechen meines Herzens ging im Verhältniß zu dem Schmerz vor sich, der es brach, und es war daher kein Wunder, daß der Gefängnißschließer Reißaus nahm vor dem Getöse, das es verursachte, und mich mit der schwäbischen Wittwe aus der offen stehenden Thüre ohne „Bail" hinausgehen ließ.

Wer wissen will, was ein gebrochenes Herz heißt, der muß mein Schicksal erleben, nämlich aus dem Kreise der teutsch-amerikanischen Editoren ausgestoßen, gleichsam von der journalistischen Universität oder Fakultät cum infamia relegirt zu werden. Wer dieſen Fall gethan, was bleibt Dem noch übrig in dieser Welt? Auswandern in eine andre ist seine einzige Hoffnung.

Diese Wanderung antretend, schritt ich mit meiner trefflichen Begleiterinn aus dem Gefängnißthor auf die Straße. Kaum aber hatten wir die nächsten Häuser pas-

sirt, so sahen wir die Versammlung der Editoren, je zwei und zwei mit Stricken zusammengebunden und von Polizeidienern begleitet, an uns vorbei in das Gefängniß führen. Wir blieben erstaunt stehen und blickten ihnen nach. In diesem Augenblick entstand ein großer Lärm und Volksauflauf an der Ecke und Alles schaute lachend einem großen Hunde nach, der, ein rasselndes Ofenrohr an den Schwanz gebunden, in keuchender Angst vorbeirannte. Ich sah ihn wehmüthig an und sprach:

Dieser Hund ist ohne Zweifel sonst ein böses Thier, aber dieß alte Ofenrohr macht ihn zu einem Bilde der Angst. Wird er den Editoren nachrennen? Ich fürchte, diesem Thier wird noch der Schwanz brechen wie mir das Herz.

Als ich so gesprochen, näherte sich uns ein mir bekannter Freund des „Pionier". Ich fragte ihn nach der Ursache der Abführung der Editoren in's Gefängniß und er erzählte Folgendes:

„Nach der Schlacht, die der furchtbare Asa Neckenloff seinen Kollegen geliefert, waren diese in der entsetzlichsten Angst und Verwirrung aus einander gestoben. Auch der Präsident, nachdem er sich einiger Maßen von seinem Fall auf das sacrum os erholt, hatte sich davon gemacht und in einer Schweineschlächterei verkrochen, wo er beinah durch ein Versehen um das Leben gekommen und an den Hinterbeinen wäre aufgehängt worden. Nachdem er sich auch von dort gerettet, kam er endlich wieder zur Besinnung und gedachte der Pflichten seiner Stellung. Demzufolge berief er auf heute einen „Caucus", um zu versuchen, ob nach einer so gefährlichen Störung noch ein „Quorum" zusammenzubringen sei. Da er an die Losung erinnert

hatte „Haß dem Langen und Längsten", fand sich das Quorum wirklich ein.

„Von Allem genau unterrichtet, ging ich zum Richter und gab ein „Affidavit" darauf ab, daß sich im Saal des Kriminalgerichts eine Bande von Fälschern, Nothzüchtigern und Mördern versammelt habe, und darauf hin wurden sie alle verhaftet."

Aber, fragte ich diesen Freund, wie wollen Sie eine so schreckliche Anklage wahr halten?

„Ganz einfach, erwiederte er. Ich schwöre tausend Eide darauf, daß diese Kerle ein Gewerbe daraus machen, die Wahrheit zu fälschen — was schlimmer ist als Geldfälschen — und das Publikum zum Abonniren zu nothzüchtigen — was so gemein ist wie das Nothzüchtigen eines Weibes — und den guten Namen ihrer Gegner zu morden — was mitunter schlechter ist als das leibliche Morden."

Ich bezweifle nicht, sagte ich, daß Sie Zeugen genug finden werden, nahm Abschied von meinem Freunde und entfernte mich mit meiner Begleiterinn.

Indem ich ihr den Arm bot, bemerkte ich erst, daß ich noch in Hemdsärmeln war. Ich erröthete sanft, ging in einen Kleiderladen und kaufte mir einen neuen tugendhaften Rock.

Cleveland.

Wir haben hier einen Ruhetag halten müssen, da die Erschütterungen der Eisenbahnfahrt mich zu sehr angriffen und ich fürchten mußte, als Ruine in New-York anzukommen.

Es geht doch nichts über die Frauen. Das muß ich selbst in meinem jetzigen, schon halb herzlosen Zustand anerkennen. Mit welcher zarten Aufmerksamkeit, mit welcher treuen Sorgfalt hat meine schwäbische Freundinn mich während der Fahrt bewacht und aufrecht erhalten! Wie soll ich ihr Das vergelten, ihr, die mit Leib und Seele ein Weib dieser Welt ist, während ich schon halb zu jener gehöre!

Unterwegs hatten wir auch ein kleines Abenteuer. In einem schönen Walde zwischen Columbus und Cleveland waren die Schienen der Eisenbahn schadhaft geworden und mußten durch neue ersetzt werden. Den dadurch veranlaßten Aufenthalt benutzten die Passagiere, um auszusteigen und sich in dem Walde unter den schattigen Bäumen zu ergehen. Auch ich und meine Freundinn stiegen aus und schlenderten in den Wald hinein. In Gedanken vertieft, gingen wir weiter, als die übrigen Passagiere, und fanden uns zuletzt an einer Stelle, wo eine Auswahl der schönsten Bäume mit kerzengraden Stämmen ein herrliches Laubdach über einem grünen Rasen emporhielt. Meine Freundinn gerieth in Entzücken und rief:

„Wollen Sie jetzt einen annähernden Begriff von meinem Walde zu Schönthal haben, so schauen Sie an diesen Bäumen hinauf in die hohen Laubkronen und hinab auf diesen frischen Grasboden und diese schwellenden Moospolster.“

Ich beneide Sie um solchen Aufenthalt.

„Sie würden mich doch nicht beneiden, wenn Sie an meiner Stelle wären und sich eines solchen Aufenthalts allein erfreuen sollten.“

Aber wächst zu Schönthal auch dieses hübsche Kraut?

Es gehört zu den wenigen Naturerscheinungen, die uns hier durch heimische Erinnerungen erfreuen.

„Ich kenne es nicht.“

Es heißt Waldmeister. Wir Rheinländer wissen, was wir damit machen. Wir Botaniker aber nennen es asperula odorata. Es gehört zur Familie der Rubien oder Rubiaceae —

„Ich bitte Sie, verschonen Sie mich mit solchen lateinischen Familien. Ich denke an ganz andre Dinge.“

Ich auch. Vor Jahren besuchte ich einmal mit einer Freundinn die Abtei Heisterbach am Siebengebirge. Wir setzten uns an die kühle Quelle unter die schattigen Bäume, tranken zwei Flaschen Laubenheimer und aßen kalte Fische dazu. Dann fühlten wir uns beide begeistert, innerlich durch den trefflichen Laubenheimer und äußerlich durch die schöne Natur. Es war heiß, aber dieß war diejenige Hitze, in welcher das Gemüth mit der Natur zusammenschmilzt, und wir beschlossen, trotz der Hitze zu Fuß über das Siebengebirge zu klettern, um uns in dem Gasthof auf dem Drachenfels wieder auszuruhen. Als wir den Petersberg hinankletterten, kamen wir in einen herrlichen Wald, so schön wie dieser, mit frischem Grasboden und schwellenden Moospolstern. Es wurde uns ganz sagenhaft zu Muth, zumal da die dortige Gegend sehr mythisch ist und von Drachen, Geistern und Gnomen wimmelt. Ich führte meine Freundinn an der Hand, um ihr bei dem mühsamen Klettern behülflich zu sein, die Vögel sangen überall da capo und wir machten Witze dazu wie Kobolde und lachten dazu wie emanzipirte Teufel. Plötzlich verstummte ich, stand still, stierte auf einen Fleck mit dem ganzen Ernst meiner ergriffenen Seele und fragte

meine Freundinn mit dem lispelnden Tone der gelähmten Angst: siehst Du ihn dort? Sie erblaßte und sagte: „nein!" So folge mir, sprach ich lauter, hier heißt es vorwärts und zugegriffen! „Aber was ist es denn?" Es ist, antwortete ich feierlich, der — Meister des Waldes, auch Waldmeister genannt, oder asperula odorata, gehörend zur Familie der Rubien oder Rubiaceae –

„Und was thaten Sie dann?"

Wir pflückten einen ganzen Schooß voll, stiegen auf den Drachenfels, machten dort Maiwein und lachten, daß uns alle Fremden für verrückt hielten.

„Es scheint, Sie sind nur lebensfroh, wenn Sie an die vergangene oder an eine zukünftige Welt denken. Ich aber will in der gegenwärtigen leben. Dieser dichte Wald, diese traulichen Bäume mit ihrem säuselnden Laube, dieses frische Grün, diese verstohlenen Töne unsichtbarer Vögel, dieses ewig thätige, summende und schwirrende Weben und Leben der Natur rings umher — es macht auf mich immer einen mir unerklärlichen, aber mächtigen Eindruck. Es pocht mir in den Adern, mein Herz wird so voll, mein Kopf so aufgeregt — ich mögte mich dieser ganzen Natur mittheilen, mit ihr Eins werden oder mich einem Wesen an die Brust werfen, das mit mir gleich empfindet und gleiche Bedürfnisse hat. Was haben diese Bäume, was hat die ganze Natur mit der Liebe zu thun? Und doch kann ich es nur Liebesdrang nennen, was eine solche Umgebung mir einflößt. Wald und Liebe sind für mich fast gleichbedeutende Worte. Trete ich in einen Wald, so ist es mir, als trete ich in einen lebendigen Tempel der Liebe und was fromme Leute Andacht nennen, das ist bei mir Sehnsucht. Wem aber kann man das Alles sagen,

ohne von der Beschränktheit und Gemeinheit mißverstanden und zurückgestoßen zu werden? Ich habe nur eine Freundinn gefunden, die aufrichtig genug war, mit mir ganz übereinzustimmen und muthig genug, ihre Gefühle nicht zu verleugnen. Einen Freund aber — wie selten findet ein freies und aufrichtiges Weib einen Freund, der Vernunft genug hat sie zu begreifen und Gemüth genug ihr Vertrauen zu erwiedern! Die Weiber suchen sie nur zu verketzern und die Männer sie nur zu mißbrauchen. Ich bin schon glücklich, einen Freund gefunden zu haben, bei dem ich über die Liebe wenigstens unverholen mich aussprechen kann."

Obschon in meinem Herzen Ihre Sprache wiederklingt wie die Töne in einem zerschlagenen Instrument, seien Sie doch versichert, daß es Sie ganz versteht und zu würdigen weiß. Ich verabscheue die Weiber, welche unter verständigen Menschen mit der Liebe Versteckes spielen oder Heuchelei treiben. Sie sind entweder Koquetten, die kein Gefühl haben, oder Philisterinnen, die es für eine Schande halten. Natur und Offenheit — das ist es, was ein freies Weib verräth und ziert, wenn sie Verstand genug hat zu wissen, wem sie sich offenbart. Wer sich seiner Natur zu schämen hat, der hat keine schöne Natur zu offenbaren.

„Ich kann verwirrt im Verstande werden, wenn ich mir zu erklären suche, warum die Menschen sich ihrer Natur schämen und warum sie aus Gefühlen ein Geheimniß machen, ohne die sie gar keine Menschen sein könnten. Wenn mir ein Baum, oder ein Thier, oder eine Gegend gefällt, so soll ich es sagen dürfen, und wenn mir ein Mann gefällt, so soll es ein Verbrechen sein es ihm zu ge-

stehen. Wenn ich Durst empfinde, so soll ich trinken dürfen, und wenn mein Herz vor Sehnsucht nach einem Manne glüht, so soll ich ihn fliehen müssen. Wer macht mir einen Reim zu diesem Vers? Wer rechtfertigt mir diese Heuchelei? Wer erklärt mir diese Tyrannei? Ich will und werde mich ihr nicht unterwerfen. Ich will meine Natur nicht unterdrücken und mein Menschenthum nicht verleugnen. Ich scheue mich nicht, es dieser ganzen verheuchelten Welt offen zu erklären, daß ich nicht leben kann und mag ohne Liebe, und wenn ich einen Mann liebe, so gibt es für mich nur eine einzige Frage in der Welt, nämlich: ob er mich wieder liebt."

Wenn er Ihre Liebe aber nicht erwiedert?

„So kann er mir doch nicht feindlich sein und ich suche mich dann als seine Freundinn zu entschädigen, so weit sein Vertrauen und seine Sympathie es mir gestattet. Ich will lieber vergeblich lieben, als gar nicht."

Würden Sie in einem umgekehrten Fall Ihrerseits das Nämliche gelten lassen?

„Ganz gewiß, wenn ein Mann sich darein fügte."

Das mag eine Zeit lang angehen in der Entfernung, aber beim persönlichen Verkehr wird ein Ausweg aus solchem Verhältniß gesucht werden. Ein Mann würde es nur aushalten, wenn sein Herz vollständig gebrochen wäre.

Als ich diese Worte sprach, ertönte das Signal der Lokomotive, das die im Wald zerstreuten Passagiere an das Einsteigen mahnte. Meine Freundinn schien noch Manches auf dem Herzen zu haben. Sie fügte sich aber mit leichtem Sinn in die unumgängliche Unterbrechung

und sprach, indem sie eine Hand voll Waldmeister pflückte und mir lächelnd überreichte:

„Zum Andenken an unsre heutige Unterredung an diesem schönen Platze schenke ich Ihnen den Meister des Waldes, auch Waldmeister genannt oder asperula odorata, gehörig zur Familie der Rubien oder Rubiaceae."

Ich drückte ihr dankend die Hand mit den Worten: daß ein Freund ein seltner Schatz sei, haben von jeher die Prosaiker wie die Poeten behauptet; aber eine Freundinn ist mir stets noch lieber gewesen, denn eine Freundinn kann ein Freund, aber kein Freund kann eine Freundinn sein.

Als wir die Eisenbahn erreichten, war Alles schon eingestiegen und der Zug schon in Bewegung, so daß ich auf ein Haar in die Gefahr gerathen wäre, mit meiner trefflichen Begleiterinn bei der asperula odorata übernachten und das Gespräch über die Liebe mit gebrochenem Herzen fortsetzen zu müssen.

Buffalo.

Die Fahrt nach Buffalo war wieder sehr angreifend. Um das Auseinanderfallen meines Herzens zu verhüten, war meine sorgsame Freundinn genöthigt, mich während der halben Fahrt zu umarmen und zusammenzudrücken. Bei der Ankunft in Buffalo ließ ich sogleich einen Schmied kommen und mir ein Paar eiserne Reifen um die Brust legen, die mich hoffentlich bis zur Stunde der Auflösung zusammenhalten werden. Sie kosteten $5. Wenn die Editoren gewußt hätten, welche Arbeit und Kosten sie

mir durch das Herzbrechen verursachten, sie würden, glaube ich, doch gnädiger mit mir verfahren sein und wenigstens einen kürzern Weg zu meiner Zerstörung gewählt haben.

Nachdem ich durch die Eisenreifen einstweilen wieder in Stand gesetzt war, eine kleine Herzensstrapaze auszuhalten, begann meine Freundinn die gestern abgebrochene Unterredung über die Liebe fortzusetzen. Wir gingen in der Stube des Gasthofs auf und ab und unterhielten uns wie folgt:

Sie. Wenn Ihr Zustand es erlaubte, hätte ich einen kleinen Ausflug nach dem Niagarafall vorgeschlagen.

Ich. Die Gefahr wäre für uns beide zu groß. Mein Freund Christian Esselen — nicht zu verwechseln mit dem beinah gleichnamigen Eselen, der zum Editorenkongreß gehört — hat mir versichert, daß man am Niagarafall vom Dämon versucht wird, und unter dem Dämon kann ich mir nichts Andres denken als die Liebe.

Sie. Ist also der Esselen auch so eine naturpoetische Seele?

Ich. Er ist ein vollendeter Mann, aber mit einem fast weiblichen Herzen. Er hat grade das rechte Maß von weiblicher Beimischung, welches dem Mann die versöhnende Milderung und ästhetische Vollendung gibt, die ihn zum Ideal macht. Wenn Sie ihn sehen, werden Sie es nicht glauben, denn seine Männlichkeit streift anscheinend hinüber in's Wilde und er hat beinah ein sogenanntes Banditengesicht, aus dem eine blutrünstige, blatternarbige Seele zu sprechen scheint. Aber sobald Sie ihn näher betrachten und sich mit ihm unterhalten, ent-

decken Sie sofort Dasjenige, was ich die männliche Weiblichkeit oder weibliche Männlichkeit nennen mögte.

Sie. Sie machen mich in der That neugierig. Haben Sie denn, als Sie früher den Niagarafall besuchten, nichts vom Dämon gespürt?

Ich. Freilich, aber nicht an dem Wasser, sondern in einem benachbarten Walde. Diese fallende Wassermasse macht nun einmal auf mich keinen andren Eindruck, als den eines großen Rinnsteins. Es ist kein Geist und kein eigentliches Leben darin — sie fällt bloß und dann ist's am Ende. Ein durch den Wald über Gestein rauschender Bach hat Leben und auch ein brausendes Meer, das immer wieder Sturm läuft auf die Felsenküste, aber solch ein eintöniger Wassersturz mit seiner Schaumfabrik ist, zumal zwischen diesen flachen Ufern, ein bloßes „Accident", ein schlechter Witz der Natur, dem ich keinen Geist abgewinnen kann. Ragten an beiden Seiten die wilden Pfeiler eines 10,000 Fuß hohen Felsenthors empor, durch welche der Strom sich seine Bahn gebrochen, dann wäre ein Verhältniß, dann wäre Harmonie in dieser Szene. Ein Wasser, an sich ein geistloses Element, kann seinen Reiz nur durch seine Umgebung, seine Ufer erhalten und darf dieselben nicht an Bedeutung übertreffen wollen. Deshalb ist auch ein Land, von Wasser umgeben, nämlich eine Insel, immer unpoetischer, als ein Wasser, von Land umgeben, nämlich ein See. Und nun sollte ich gar den Dämon der Liebe in diesem großen Waschkübel oder Barbierbecken rumoren hören! Es kann mir gar nicht einfallen, ihm den pflichtschuldigen Enthusiasmus zuzuwenden, womit jeder Geck sich dort breit macht, als hätte ihn ein Geist erfüllt, von dem kein Genie eine Ahnung hat. Aus dem

Schaum des Niagarafalls ist keine Anadyomene emporgetaucht. Aber in einem benachbarten Wald ist sie mir begegnet. Die Bäume standen da wie lebendige Sonnenschirme und unten auf dem frischen Rasen saß, an den Stiel eines solchen Schirms gelehnt, ein Weib wie —

Sie. Ich weiß schon, was Sie sagen wollen Wahrscheinlich wuchs in der Nähe auch wieder der Meister des Waldes oder asperula odorata. Ich lasse die Botanik lieber in der Natur auf mich einwirken, als ich Vorlesungen darüber höre. Wollen Sie mir aber eine Vorlesung über die Liebe halten, so will ich gern Ihre Schülerinn sein.

Ich. Sie denken wahrscheinlich, daß ein Mensch wie ich, welcher von der praktischen Sphäre durch den Bruch seines Herzens getrennt ist, um so mehr in der Theorie zu Hause sein müsse. Ich glaube aber, daß ich auch darin so gut von Ihnen lernen kann wie Sie von mir. Nur in Bezug auf einen Punkt haben Sie mich im Dunkeln gelassen.

Sie. Und der wäre?

Ich. Sie sprachen von dem Fall, wo ein gefühlvolles Weib einem Mann seine Liebe gesteht und er das Unglück hat, sie nicht erwiedern zu können. In solchem Fall, sagen Sie, würden Sie sich begnügen, seine Freundinn zu sein, so weit er es gestatte. Ich nun habe das Bedenken, daß ein solches Verhältniß auf die Dauer nicht möglich sei, da ein liebendes Weib sich mit der bloßen Freundschaft nicht begnügen kann und es nicht in der Macht eines Mannes liegt, ihr auf die Dauer eine Schranke zu ziehen.

Sie. Was den letzten Punkt betrifft, so kann ich

darüber nicht urtheilen. Ueber die andre Frage aber glaube ich mir klar zu sein. Die Liebe besteht, nach meinem Gefühl, aus zwei Elementen: erstens aus der Leidenschaft oder dem Bedürfniß, das durch die geliebte Person befriedigt sein will, und zweitens aus dem Wohlwollen, das von der liebenden Person ausgeht. Das erste ist, wie man es nennt, egoistisch, das zweite aufopfernd. Das zweite ist durch das erste in so fern bedingt, als ich das Wohlwollen der Liebe nur dem Manne zuwenden kann, der auf mich den Eindruck macht, daß er mein Bedürfniß der Liebe zu befriedigen geeignet sei, aber es folgt daraus nicht, daß eine wirkliche Befriedigung dieses Bedürfnisses Statt finden müsse, um das Wohlwollen zu unterhalten. Ich verlange von dem Mann, den ich liebe, Austausch der Gefühle, ich verlange ihn zu sehen, in seiner Gesellschaft zu sein, ihn zu küssen, ihn zu umarmen, ihn zu besitzen, kurz mein Leben mit dem seinigen zu verschmelzen — das ist mein egoistisches, natürliches und nicht zum Schweigen zu bringendes Bedürfniß; aber kann ich daraus folgern, daß das Wohlwollen, welches ich ihm zuwende, bloß weil er mir zusagt, dann schwinden müsse, wenn ich den mir zusagenden nicht besitzen kann? Wird er dadurch verändert? Mein Wohlwollen wie das Wohlgefallen bleibt das nämliche, wenn ich auch mein Bedürfniß ganz oder theilweise unterdrücken muß. Sie werden sagen, das sei ein Zustand ewiger Qual. Allein er ist es beim Weibe, wie ich glaube, weniger als beim Manne. Ich denke mir, das Wohlwollen kann durch Uebung bei uns so vorherrschend werden, daß das Bedürfniß seine störende Macht verliert. Dann aber stellen Sie sich die Frage: muß jedes Bedürf-

niß im Leben befriedigt werden? Sind es nicht grade unsre liebsten Wünsche, auf deren Erfüllung wir so oft verzichten müssen? Spielt nicht im Leben der meisten Menschen die Hoffnung eine größere Rolle, als ihre Erfüllung? Wie viel Menschen gibt es denn, die Alles erreichen, wonach sie streben? Der Eine findet sein größtes Glück im Geldbesitz und kämpft sein Leben lang mit der Noth. Der Andre bestrebt sich unablässig berühmt zu werden und bleibt eine unbekannte Größe. Der Dritte hat sein Leben an den Sieg der Revolution gesetzt und nachdem er Jahrzehnte lang darauf gehofft, stirbt er als Verbannter auf fremdem Boden. Sie alle trösteten sich mit der Hoffnung und fanden darin annähernd ihr Glück. Sollte da nicht auch ein Weib sich in das Schicksal ergeben können, das Bedürfniß der Liebe durch ihr Wohlwollen abzufinden? Und ist die Ausübung dieses Wohlwollens nicht ebenfalls die Befriedigung eines Bedürfnisses? Ist es nicht mein Glück, zum Glück eines geliebten Mannes beitragen zu können? Ich kann mir ganz gut denken, daß es unter Umständen ein eben so großes Glück ist, sich für einen Geliebten zu opfern wie ihn zu besitzen.

Ich. Sie sind ein kerngesundes, naturfrisches Gemüth und deshalb wundre ich mich, Sie auf dem Weg solcher krankhaften Sophistik zu finden, die zu Ihrer gestrigen Expektoration in dem schönen Walde durchaus nicht paßt. Ich verkenne nichts von dem edlen Triebe, der Sie leitet, indem Sie sich eine solche Liebestheorie zurechtmachen; dennoch muß ich erklären, daß sie unhaltbar, weil im Widerspruch mit der Natur ist. Da Sie Ihr Bedürfniß nie durch Ihr Wohlwollen verdrängen oder ersetzen können, werden Sie auch nie auf seine Befriedigung verzichten.

Die Hauptsache aber ist dabei, daß Sie ein Recht auf diese Befriedigung haben. Wäre das Bedürfniß eine Verirrung, oder eine Willkürlichkeit, so könnte ich Ihre Theorie nicht verwerfen; aber es ist Natur und Nothwendigkeit, deshalb kann die Verzichtleistung, wie edel auch ihre Motive sein mögen, nicht zu einem vernunftgemäßen Ende führen. Welche Begriffe aber bilden Sie sich bei Ihrer Theorie von uns Männern? Sie irren sich, wenn Sie einen Mann, der Liebe verdient, für fähig halten, von einem liebenden Weibe, das er nicht verabscheut, das Opfer des Wohlwollens bloß mit unbefriedigter Sehnsucht zu bezahlen. Wie ich Ihnen schon in jenem Walde sagte, ein Mann würde ein solches Verhältniß nur aushalten, wenn sein Herz vollständig gebrochen wäre. Deshalb hat das Schicksal — doch was höre ich? Die sonore Stimme meines Freundes Esselen. Sollte Der vielleicht bestimmt sein, Ihre Sehnsucht —

Wir liefen an das Fenster, um auf die Straße zu sehen, von wo die Stimme sich hören ließ. Daß es dunkel geworden war, hatten wir im Eifer unseres Gesprächs nicht bemerkt. Jetzt sahen wir es an der Beleuchtung, die von der Straße heraufschien und uns unten die hellenische Gestalt meines verehrten Freundes zeigte. Sein Gesicht konnten wir leider noch nicht sehen, da es durch einen großen Heckerhut verdeckt war. Er stand gelehnt an eine goldglänzende Harfe, mit deren Akkorden er folgenden Trauergesang begleitete:

Dem auserkorenen,
Doch ach! verlorenen,
Weil herzgebrochenen

Und bosheitspfeildurchstochenen,
Dem mir an's Herz geschmiedeten,
Doch jetzt verabgeschiedeten,
Dem über All' um einen Kopf erhabenen,
Doch jetzo bald begrabenen,
Dem ach! so viel geschändeten,
Doch jetzo bald vollendeten,
Dem nicht mehr zu bewahrenden,
Doch jetzo himmelfahrenden,
Dem heißgeliebten Freunde
Sing' ich dieß Lied zum Hohne seiner Feinde.
Er hat für Liebe stets gestritten
Und doch durch Haß so viel gelitten,
Er hat für Wahrheit nie geschwiegen
Und muß der Lüge doch erliegen,
Er hat so viel für's Glück gedenket
Und ward durch's Unglück todt gekränket,
Er hat so viel für's Recht gesprochen
Und wird vom Unrecht so zerbrochen,
Er that die Deutschen immer ehren
Und dennoch thun sie ihn verheeren,
Er wollt' Verstand zu Ehren bringen
Und doch muß Dummheit ihn bezwingen,
Er dient' dem Volke bis zum Neger
Und dennoch schmäh'n ihn die Plebejer,
Er wollt' der Presse Interesse
Und doch erdrückt ihn jetzt die Presse,
Er liebte sehr die Editoren
Und dennoch sind sie jetzt verschworen
Ingrimmig und von allen Seiten,
Um ihm sein Ende zu bereiten.

Ich war sein Freund zu allen Zeiten,
Drum greif' auch jetzt ich in die Saiten,
Um bis zum Tod mit ihm zu streiten
Und ihn zum Grabe zu begleiten.
Hab' ich ihm das Geleit gegeben,
So will auch ich nicht länger leben,
Ich gehe dann zum Niagarafall
Und stürze mich transszendental
Mit meinem Schmerz und meiner Qual
Hinunter in den Schaum und Schwall
Und kämpfe noch mit den Dämonen,
Die in dem nassen Wasser wohnen,
Bis mich der Tod auch hat erlöset
Von Allem was mich hier verböset,
Bis er mich endlich hat befreiet
Von Allem was mich hat kasteiet,
Bis er vollständig mich gereinigt
Von Allem was mich hier gepeinigt,
Bis er hat gründlich mich kuriret
Von Allem was mich hier krepiret,
Vexiret
Und ennühiret,
Ja kritisiret
Und persifliret.

Als mein Freund diesen rührenden Trauergesang vollendet hatte, sah ich in der umstehenden Menge überall sich Schnupftücher erheben, womit die Mitfühlenden ihre Thränen abtrockneten. Ich will nicht sagen, daß sie mit m i r sympathisirten, aber sie sympathisirten mit meinem Freunde und konnten ihm diejenige Achtung und Theil-

nahme nicht versagen, welche wahrer, ächter Schmerz überall einflößt. Auch meiner Freundinn wurden die Augen naß, sie schluchzte heimlich und blickte mich mit verstohlenem Schmerz von der Seite an, als sähe sie schon den Augenblick nahen, wo sie mir den verhängnißvollen Kuß zu geben habe. Zum Glück ließ uns mein Freund Esselen nicht lang allein. Er kam in das Zimmer geeilt, umarmte mich und sprach: „obschon ich hier bin um mich für ewig von Ihnen zu verabschieden, muß ich Sie doch vorher fragen, ob es Ihnen auch Ernst mit der Sache ist?“ Ich schwieg so ausdrucksvoll wie ein Mensch nur schweigen kann und deutete auf die Eisenreifen um meine Brust.

Plötzlich erhob meine Freundinn, die den Sänger sehr aufmerksam betrachtet hatte, einen lauten Schrei, stürzte sich auf das Sopha und rief: „Lassen Sie uns allein, lassen Sie uns allein!“

Mein Freund, von Staunen ergriffen, verließ das Zimmer und ich eilte der Leidenden zu Hülfe. „Wer hätte es gedacht, sprach sie, daß ein Mann mit gebrochenem Herzen so boshaft sein könnte! Sagten Sie nicht, dieser Mann werde meine Sehnsucht stillen? Wahrlich, er wäre im Stande, sie für immer zum Schweigen zu bringen. Haben Sie die Gefälligkeit, eine Flasche Rheinwein zu bestellen, aber guten, und ein Stück Braten dazu. Ich bin bis in's Innerste ergriffen und muß mich gründlich restauriren.“

Das Zartgefühl erlaubte mir nicht, den Sinn dieses Ausbruchs der Leidenschaft näher zu erforschen. Ich bestellte, was mir aufgetragen war. Vor der Abreise aber schrieb ich meinem Freunde folgende Zeilen:

Theuerster der Theuren!

Aus Ihrer rührenden Nänie vom gestrigen Abend entnahm ich, daß Sie ebenfalls Abschied vom Leben nehmen wollen. Ich beschwöre Sie, Ihren Entschluß zurückzunehmen. Meine Aufgabe ist beendigt, aber die Ihrige beginnt erst. Sie sind berufen, in diesem unpoetischen und unwissenschaftlichen Lande Poesie und Wissenschaft zu verbreiten und vor allen Dingen den Idealismus aus den Klauen des Materialismus zu retten. Den süßesten Beweggrund, der Sie außerdem an Ihre Aufgabe fesseln kann, füge ich hinzu durch Mittheilung eines Geheimnisses, das Sie schwerlich geahnt haben. Sie haben nämlich auf meine liebenswürdige Freundinn einen so tiefen, unauslöschlichen Eindruck gemacht, daß sie Sie nie vergessen wird. Mehr kann ich, an der Schwelle der Ewigkeit stehend, Ihnen nicht sagen und überlasse Sie scheidend Ihrem gütigen Geschick.

Am Niagarafall.

Niemand kann seinem Schicksal entgehen und wenn wir es nahen sehn oder seine mögliche Annäherung ahnen, wird oft grade die Bemühung, ihm auszuweichen, ein Mittel, uns ihm in die Hände zu treiben. Nachdem ich den Brief an meinen Freund Esselen abgesandt hatte, eilten wir zum Bahnhof, um nach New-York zu fahren. Unwillkürlich beschäftigte ich mich in Gedanken fortwährend mit dem Niagarafall und dem Dämon, ohne in dieser Zerstreuung zuzusehen, in welchem Wagen wir Platz genommen. Erst nach einiger Zeit merkte ich, daß wir auf dem verkehrten Zuge waren und wenig Minuten später hielt derselbe schon zu — „Niagara Falls".

Meine Freundinn war durch diese Verirrung sehr angenehm überrascht. Sie war unterwegs etwas nachdenklich und trübsinnig gewesen; jetzt aber war sie plötzlich munter und lachte mich auf eine neckische Weise aus. Mir blieb nichts übrig, als meine Freude darüber auszudrücken, daß ein Zufall die Erfüllung ihrer Wünsche herbeigeführt hatte. Eine geheime Angst, die mich plagte, suchte ich so viel wie möglich zu verbergen und wir schlugen sofort den direkten Weg zu der Insel an dem großen Falle ein.

„Das nennen Sie einen Rinnstein?" rief die Wittwe voll Erstaunen aus, als sie in den wallenden Kessel hinuntersah.

Mir erscheint es so, antwortete ich. Es läßt mich gleichgültig und das Rauschen Ihres Springbrünnele würde ich lieber hören, als das Brausen dieser brutalen Wassermasse.

„Sie scheinen also überhaupt das Wasser nicht in Masse zu lieben?"

Die Masse an sich macht es nicht aus, aber sie muß immer in einem untergeordneten Verhältniß zur Landmasse stehen. Eine schöne Gegend ohne Wasser läßt sich so wenig denken, wie eine schöne Gegend ohne Berg und Wald; aber das Wasser muß immer nur dem Lande zur Zierde, zur Beigabe, zur sogenannten Staffage dienen, nicht die Hauptrolle oder eine Rolle für sich spielen wollen. Wie wichtig und wie mächtig auch das Wasser überall in der Natur sein mag, ich begreife den Lärm nicht, den die Menschen und namentlich die Poeten immer vom Wasser und zwar dem massenhaften Wasser gemacht haben. Schwärmt nicht Alles für das Meer? Und was ist das Meer? Eine endlose, ungastliche, unbewohnbare und

unkultivirbare Wüste von Brutalität und Langeweile, deren Romantik der Wind und deren Abwechselung die Seekrankheit liefert. Wo steckt denn der Geist, dem die Phantasie auf dieser Wassermasse nachjagt? Soll ich ihn in den versenkten Schiffsräumen suchen, in denen sich glotzäugige Fische mit zernagten Gerippen umherbalgen? Oder in den schwimmenden Behältern, in welchen die Habsucht ihre Waaren holt, oder gar halbtodte Sklaven in die Gewalt zivilisirter Barbaren schleppt? Für Wissenschaft und Handel mag die See ihr Interesse behalten; für Phantasie und Poesie hat sie es verloren. Sie hatte nur so lang einen Reiz, als ihre Gebiete noch nicht erforscht waren; dieser Reiz schrieb sich aber nicht von dem Wasser her, sondern von den unbekannten Ländern, zu denen es als Brücke diente. Wer jetzt noch für das Meer schwärmt, der muß es nicht kennen gelernt haben. Wenn ich an seine Küste komme, erweckt es in mir nur die Erinnerung an alle die Langweile und Rohheit, die ich bei den Fahrten durch diese große Wüste kennen gelernt habe. Ich rufe nicht „Thalatta", „Thalatta", sondern: Land, Land! und freue mich des Dampfes, der uns schneller über diese salzige Hippokrene verirrter Dichterphantasien hinweghilft. Alles, was Geist, Leben, Schönheit, Poesie heißt, das finde ich auf dem Lande und höchstens in demjenigen Wasser, das übersichtlich und hübsch eingerahmt von entsprechenden Ufern umschlossen ist. Ein schweizerischer See, ein rheinischer Bach und ein Springbrünnele zu Schönthal — das sind Wasser, wobei sich menschlich phantasiren läßt, nicht aber die salzige Wohnung der Haifische und diese brüllende Wohnung des „Dämons".

„Sie kommen also doch wieder auf den Dämon zurück

und sonderbarer Weise dachte ich eben auch wieder daran. Es scheint mir aber nicht passend, darunter die Liebe zu verstehen, denn die Liebe hat doch nichts Dämonisches."

Für Den allerdings nicht, der überhaupt noch keinen Dämon in sich gespürt hat; wer aber diesen Drachen in seinem idealen Innern beherbergt, der kann von Glück reden, wenn er sein Ende erreicht ohne sich oder die Welt ruinirt zu haben. Ein Mensch, der einen Dämon im Leibe hat, oder, was das Nämliche bedeutet, zu viel Bier mit Kockelskörnern trinkt, der denkt nur an Ruin und Unheil, Hölle und Kriminalia. Wenn er Brod schneidet für ein Butterbrod, so fühlt er gleich eine Versuchung zum Gurgelabschneiden; wenn er ein Schwefelholz nimt, um sich eine Pfeife anzuzünden, so sieht er sich gleich unwillkürlich nach Häusern um, die er in Brand stecken könnte; wenn er eine Blume pflückt, die er seiner Liebsten schenken will, so denkt er: wäre es doch eine Giftblume, damit sie, wenn sie daran riecht, in meinen Armen verscheiden könnte; wenn er seinem Weib einen Kuß gibt, so muß er sich die äußerste Gewalt anthun, um ihr nicht bei der Gelegenheit die Nase abzubeißen; wenn er sein Kind auf den Arm nimt, zuckt es ihm in den Fingern vor Lust, es zum Fenster hinauszuwerfen, und wenn er hier an diesem Rinnsteine steht, packt ihn eine unwiderstehliche Versuchung an der hintern Hosennath, sich kopfüber hinabzustürzen, die Beine lichterloh gen Himmel gestreckt, die Absätze geschlossen wie ein preußischer Rekrut, die Fußspitzen auswärts, die kleinen Finger an die Hosennath gepreßt, und nur der einzige Gedanke beschäftigt seinen krampfhaft arbeitenden Geist: hättest du doch einen Schwanz wie ein Mastbaum, der als Wahrzeichen für die bewundernde

Nachwelt aus dem Wasser hervorragen bliebe, während du da unten in der Tiefe mit der Nase festgeankert wärest und dämonisch in die Steine bissest wie eine Bulldogge!

„Das scheint ja ein schreckliches Thier zu sein, dieser Dämon. Dabei wird Einem angst und bange. Ich mögte doch keinen Mann haben, der einen Dämon bei sich trägt. Aber wo sitzt dieß Thier denn eigentlich?"

Sitzen? Es sitzt nirgendwo, sondern ist immer in Bewegung. Es reitet fortwährend auf dem Nervensystem herum, gehört zum Geschlecht der Elektrizität und ist verwandt mit dem delirium tremens. Wenn es aber müde wird, so setzt es sich allerdings und zwar auf das Gehirn und dann ist der Mensch verrückt. Wenn z. B. Menschen, die sich zu viel einbilden, den Eindruck machen, daß sie am Verrücktwerden sind, kann man annehmen, daß der Dämon müde ist und Anstalten macht sich zu setzen. Man pflegt dann solchen Leuten einen derben Schlag auf das Gehirn zu geben. Dieß Mittel hilft ziemlich sicher und bringt den Dämon wieder in Zirkulation.

„Wunderbar! Aber sagten Sie nicht, auch Herr Esselen habe den Dämon gespürt? Doch über Den darf ich nichts Nachtheiliges sagen und ich werde traurig, wenn ich an ihn denke."

Warum denn?

„Er hat eine Zeit lang mein Vertrauen auf Sie erschüttert. Sie haben mir in dem Walde zwischen Columbus und Cleveland gesagt, eine Freundinn sei Ihnen lieber, als ein Freund, und in Buffalo habe ich mich überzeugt, das Sie Ihren Freund Esselen mehr lieben, als Sie eine Freundinn lieben können. Wenn ich auch den

Glauben an Sie verlieren soll, habe ich gar keinen Halt mehr in der Welt."

Ich bitte Sie, weinen Sie nicht. Sie haben mein Verhältniß zu meinem Freund Esselen verkehrt aufgefaßt. Unsre Freundschaft ist eine rein geistige und thut meinem Gefühl für Sie keinen Eintrag. Sie müssen nämlich wissen, daß wir Streiter des Geistes einen geheimen Orden gestiftet haben, welcher sich die Loge der Karbonari's der Idee nennt. Die Mitglieder dieses Ordens haben sich verschworen, unsterblich zu werden, aber nur unter der Bedingung, daß es ihnen „Ernst mit der Sache ist". Freund Esselen ist der Großmeister des Ordens und hat die Zeugnisse für die Unsterblichkeit auszustellen. Er hat daher die Mitglieder bei ernsten Veranlassungen, namentlich beim herannahenden Tode, zu examiniren, ob es ihnen Ernst mit der Sache sei, und dann führt er sie in die Unsterblichkeit ein. Diejenigen aber, die das Examen nicht bestehen, verdammt er zur geistigen Vernichtung. Jetzt werden Sie seinen Abschied von mir zu deuten wissen.

„Jetzt fühle ich mich beruhigt. Doch mich ermüdet das Stehen auf diesen Felsen. Wollen wir uns nicht dort in den Schatten setzen?"

Wir setzten uns auf eine Bank an einer schattigen Stelle der Insel, wo uns das Rauschen des Wassers nicht störte. Nachdem wir eine Weile gesessen, hörte ich meine Freundinn seufzen und fragte sie, was ihr fehle.

Sie blickte mich eine Zeit lang halb forschend, halb leidend an und sprach:

„Früher bin ich immer nur den augenblicklichen Eingebungen meines Gefühls und meiner Phantasie gefolgt.

Seit einigen Tagen aber beschäftigt mich fortwährend das Denken. Ich denke jetzt in einem Tage mehr nach, als früher in einem Monat, und das habe ich den Erfahrungen der letzten Zeit und unsern Gesprächen über die Liebe zu verdanken. Ich glaube, daß ich dadurch einen Fortschritt gemacht habe; zugleich aber bin ich dadurch in den Zustand größerer Ungewißheit gerathen. Das Denken ist für mich noch ein zu neues Feld und nach jedem Schritt frage ich mich immer, ob ich nicht einen verkehrten Weg einschlage. Sie sind mein Führer, aber eben diese Führerschaft, die mich im Gehen unterrichtet, macht mich dadurch abhängiger, als ich früher war, wo ich nicht ging, sondern gleichsam nur hüpfte. Was für abhängige Geschöpfe sind doch wir Weiber! Wenn ich jetzt, nachdem wir so viel über die Liebe gesprochen haben, mir Rechenschaft zu geben suche, ob meine Ansichten richtige oder falsche seien, so weiß ich mich nicht zurecht zu finden. Auf der Eisenbahn im Alleghanygebirge sagten Sie mir sogenannte Schmeicheleien und wünschten von mir geküßt zu sein. In Cincinnati erklärten Sie, dieser Wunsch beziehe sich nur auf einen Abschiedskuß. In dem Walde zwischen Columbus und Cleveland gaben Sie mir Recht in dem Verlangen, zu lieben und geliebt zu werden, und meinten, nur ein Mann mit gebrochenem Herzen werde diesem Verlangen widerstehen können. In Buffalo gaben Sie mir Unrecht in dem Versuch, das Bedürfniß der Liebe auf die Uebung des Wohlwollens zu beschränken in dem Falle, wo ein Mann sie nicht erwiedern könne; gleichzeitig aber erklärten Sie, ich habe ein Recht auf diese Erwiederung. Durch diese Widersprüche habe ich vollständig den Faden verloren, dem ich bei meinen Denkübungen zu

folgen suchte. Namentlich aber kann ich nicht über diese Frage hinwegkommen: ich soll nicht bloß wohlwollend, sondern auch verlangend lieben und zwar einen Mann, der mich nicht wieder liebt; wozu aber mein Verlangen berechtigen, wenn es sein Recht nicht geltend machen soll und kann? Ich will für den Augenblick absehen von meiner Person und mögte nur einen allgemeinen Grundsatz ausfindig machen, unter den mein Fall gehört. In den früheren Nummern Ihres Blattes, die Sie mir zu lesen gegeben, finde ich Andeutungen über den Plan, eine „Kolonie der Verzweifelnden" zu gründen. Ich dachte dabei gleich an meine Besitzung. Sie besteht, Wald und Berge mitgerechnet, aus 4000 Ackern und ich kann, sobald ich will, ein gleiches Gebiet dazu kaufen. 8000 Acker guten Landes würden sicher genügen, einen Versuch mit dem Projekt zu machen, und ich würde sie gern dazu hergeben. Ich denke mir, nur durchaus freie Weiber wie Männer würden Theil nehmen können. Nun aber frage ich mich, wie würden sie es zu halten haben in Bezug auf die Liebe und was würde z. B. ich thun müssen, um Ihren Anfoderungen zu entsprechen?"

Ich maße mir nicht an, Ihr Gesetzgeber sein zu wollen, und wiederhole, daß in Dingen der Liebe die Weiber sicher so gute Beurtheiler sind wie wir. Meine individuellen Gedanken über den Punkt, über den Sie mich befragen, sind folgende. Die Liebe ist souverain. Das wäre der erste Artikel, den ich für eine Konstitution der Liebe vorschlagen würde. Ihrer Souverainetät gemäß hat die Liebe nur ihre eignen Motive und Zwecke zur Richtschnur zu nehmen; aus demselben Grunde aber kann und soll sie auch keine andre Erwiederung verlangen, als eine aus den

nämlichen Motiven hervorgehende. Findet sie eine solche Erwiederung nicht, so ist sie zwar ihrer Souverainetät gemäß immer noch berechtigt in ihren Wünschen und in ihrem Ausdruck derselben, aber es muß dann von der geliebten Person abhangen, wie weit und in welcher Weise jene Berechtigung geltend gemacht werden soll. Dann mag die liebende Person die gestellten Bedingungen eingehen oder sie mag sich nach einem andren Gegenstand ihrer Neigung umsehen — das muß ihr überlassen bleiben. Die Art der Bedingungen würde dieß entscheiden. Wenn mich z. B. ein Weib liebte, dessen Neigung ich nicht erwiedern könnte, und dieß sie nicht zurückschreckte, so würde ich ihr die Zumuthung machen, ihre Liebe in einer Weise zu zeigen, die meinem s. g. Egoismus am Wenigsten zu gut käme, sie also z. B. durch Betheiligung an meinen geistigen Bestrebungen zu bethätigen. Erklärte sie sich dadurch für befriedigt, so würde ich nichts dawider haben; wenn sie aber, was wahrscheinlich ist, nicht befriedigt wäre, so —

„So müßte das gebrochene Herz aus der Verlegenheit helfen. Aber nun beschwöre ich Sie beim Geist der Sappho, seien Sie einmal ganz aufrichtig und sagen Sie mir, was Sie thun würden, wenn Ihr Herz *nicht* gebrochen wäre und ein liebendes Weib, das Sie nicht verabscheuten, ihr Glück von Ihnen abhängig machte, von Ihnen erhoffte, von Ihnen erwartete, von Ihnen erflehte" —

Bei diesen Worten stand sie hastig auf, sah mich mit einem ganz seltsamen, forschenden Blick an und fragte: „Nun?" Ich stand ebenfalls auf, blickte ihr fest in die Augen und sprach: ich bin ein Mensch so gut wie Sie und

schäme mich meiner Natur so wenig wie Sie. Deshalb will ich ganz offen sein und ohne Umschweif erklären, was in dem Fall zu erwarten wäre, den Sie voraussetzen.

„Nun, was denn?"

Nun, es wäre dann eben der Teufel los.

„Der Teufel?"

Oder der Dämon, wie Sie wollen. Fürchten Sie sich vor dem Dämon? Oder glauben Sie, ich fürchte mich? Was? Ich mich vor dem Dämon fürchten? Nimmermehr! Ich nehme es mit ihm auf, wo und wer er auch sei.

Damit streifte ich kampfesmuthig die Aermel in die Höhe und stellte mich in Boxerpositur. Meine Freundinn, die sofort die Rolle des Dämons übernahm, that das Nämliche, sie entblößte ihre blendend weißen, runden Aermchen und ballte ihre niedlichen Händchen zu allerliebsten Fäustchen. Gleichzeitig stellte sie ihr linkes Füßchen so weit vor, daß man den Anfang eines untadelhaften Beinchens sehen konnte. Mit ihren verliebten Augen sah sie mich an wie ein kleines Teufelchen und ihr Mund lächelte so schelmisch, daß es mir angst und bange wurde. Niemals sah man eine so siegesgewisse Boxerinn. Allein ich nahm allen Muth zusammen und indem ich mit dem linken Ellenbogen parirte, that ich mit der rechten Faust einen verzweifelten Stoß, der berechnet war, den Dämon in den Strudel des Niagara hinabzuschleudern, aber leider an der Seite vorbei in die Luft ging. In dem nämlichen Augenblick that meine Gegnerinn mit großer Gewandtheit einen Nachstoß und traf mich — grade auf das Herz.

Trotz den eisernen Reifen stürzte mit einem gewaltigen Krach beinah meine ganze linke Herzkammer zusammen und ich fiel kraftlos der Länge nach in das Gras.

Als die Dämoninn mich fallen sah, stieß sie einen lauten Angstschrei aus und stürzte halb ohnmächtig an meiner Seite nieder.

Das war das Werk des Dämons. Erst nach einer halben Stunde hatte ich mich so weit erholt, daß wir mich nach dem Bahnhof schleppen konnten.

Albany.

In ununterbrochener Fahrt eilten wir von Buffalo hierher, wo ich nothgedrungen einige Zeit verweilen mußte, da meine hiesigen dreitausend Abonnenten die Eisenbahn verrammelten und mich nicht wollten passiren lassen, ohne mich zu sehen und von mir Abschied zu nehmen.

Ich bin jetzt so erschöpft, daß ich voraussichtlich New-York kaum lebend erreichen werde. Jedenfalls ist dieß mein letzter Beitrag zu der editoriellen Korrespondenz und ich muß die Fortsetzung meiner Nachfolgerinn Julie vom Berg überlassen.

„Editorielle" Korrespondenz,

fortgesetzt von Julie vom Berg.

New-York.

Herr Längst ist sehr angegriffen hier angekommen. Er war kaum wiederzuerkennen. Das Nächste, worauf Be-

dacht genommen werden mußte, war ärztliche Hülfe. Dr. Schwert, Dr. Säbel, Dr. Pike, Dr. Hobel, Dr. Zange, Dr. Lanze, Dr. Beil, Dr. Messer, Dr. Säge, Dr. Feile, Dr. Ambos, Dr. Hammer, Dr. Beißel, Dr. Schraube, Dr. Bohrer und Dr. Nagel, sämmtlich „demokratische" Aerzte, wurden gerufen, um ihr Gutachten abzugeben. Sie gingen durchaus unparteiisch zu Werke und zur Sicherung einer richtigen Diagnose schnitten sie dem Patienten die linke Seite auf, sägten ihm einige Rippen heraus und hatten dann in der That das Herz offen vor sich liegen. Es fand sich, daß die linke Kammer beinah vollständig eingestürzt und die rechte sehr baufällig war. Unter den Trümmern fand man mehrere ziemlich gut erhaltene Portraits und einen zerbrochenen Rocking-Chair, auf welchem sich die Erinnerung früher zu schaukeln pflegte. Hinsichtlich des Heilverfahrens waren die Meinungen getheilt. Mehrere der Aerzte meinten, die beste Kur werde ein neuer Aufbau des Herzens sein, allein in allen Apotheken, in denen nachgefragt wurde, sogar in der des Herrn Ferkle, fehlte das nöthige Material. Die Majorität hielt es für das Sicherste, einige Neger zu schlachten und aus ihren Herzen ein neues zusammenzusetzen; allein der Patient wollte kein fremdes Herz im Leibe haben. Man beschloß daher, die noch erhaltenen Theile des gebrochenen Herzens mit ihrem unschätzbaren Inhalt durch äußere Mittel wenigstens so lang wie möglich zu konserviren. Zu dem Ende wurden mehrere eiserne Stützen untergestellt, welche mit widerhakigen Spitzen im Rückgrat befestigt waren. (Bei dieser Operation begann der Patient ein wenig zu phantasiren und sprach fortwährend: „auch züchtigen mich meine Nieren bei

Nacht.") Sodann wurden durch das sternum*) seu Brustbein mehrere eiserne Kloben hinabgetrieben, an deren unterem Ende das Herz theilweise aufgehängt wurde. Endlich wurden mehrere lange Schrauben vom obern Theile des Rückens durch vorher gebohrte Löcher hinabgelassen, wodurch der hintere Theil des Herzens befestigt und das Einstürzen nach vorn verhindert wurde.

Mit diesen Operationen beschloß man sich einstweilen zu begnügen, da sie den Patienten einigermaßen angegriffen und zu erwarten stand, daß, wenn sie wirkungslos blieben, auch keine andre ausreichen würden.

Das ärztliche Verfahren bot Gelegenheit zu interessanten physiologischen und psychologischen Entdeckungen. Es fand sich, daß der Patient alle diejenigen Neigungen eingebüßt hatte, welche man auf das Gefühl zurückführt, z. B. Geschlechts-Liebe, Neigung zur Musik, Menschenhaß und Reue u. s. w. Dagegen waren alle diejenigen Neigungen ungeschwächt erhalten, welche mehr unter dem Einfluß der intellektuellen Fähigkeiten stehen, z. B. Liebe zur Freiheit, Tyrannenhaß u. s. w. Es wurde daraus geschlossen, daß die linke Herzkammer vorzugsweise von den natürlichen Gefühlen bewohnt wird, in der rechten aber die Kulturgefühle logiren.

Eine andre interessante Erscheinung ist folgende. Mit der linken Herzkammer hat der Patient gänzlich das Gleichgewicht verloren, so daß er immer mit dem rechten Fuß vorangeht und sich immer rechts herumdreht. Dieß ist auch beim Liegen der Fall, so daß er, wenn er

*) Bei dieser Gelegenheit wurde der musculus sterno-cleido-mastoideus einiger Maßen verletzt, was aber auf das Heilverfahren weiter keinen Einfluß übte.

sich mit großer Anstrengung auf die linke Seite gelegt hat, immer wieder auf die rechte hinüberschnappt. Die Aerzte schließen daraus, daß er, wenn nicht auch die rechte Herzkammer einstürzt, sich stets im Kreise herumdrehen wird und, obgleich todt, im Sarge festgebunden werden muß, damit er auf dem Kirchhof nicht zu viel Lärm mache. Ich hörte schon die Vermuthung aussprechen, daß, wenn ein Yankee dieß erführe, er ihn sicher ausgraben würde, um ihn zu irgend einem mechanischen Zweck zu benutzen. Um diese Gefahren zu vermeiden, schlugen die Aerzte vor, nach dem Tode des Patienten die rechte Herzkammer mit Pulver zu sprengen. Dagegen protestirte aber seine schwäbische Freundinn, die ihn lieber im Grabe festbinden und an demselben Wache halten will.

Diese Frau kommt nicht von seiner Seite. Sie ist ein seltsames Weib. Ursprünglich nur für den Lebensgenuß disponirt, ist sie der höchsten Aufopferung fähig und ihre ganze Erscheinung hat etwas, ich mögte sagen, Verklärtes angenommen. Sie schreibt die Hauptschuld des Unglücks ihres Freundes sich zu. „Ich war es, sagte sie, welche den Haß seiner Feinde entfesselte, und ich war es, welche ihm den Todesstoß gab. Nicht mein Wille, sondern nur das Unglück hat mich zur Schuldigen gemacht, aber ich will meine Schuld so abbüßen, als hätte ich sie wissentlich auf mich geladen.“ Wenn ich in Herrn Längst einen Christus erblicken könnte, würde ich dieß Weib eine Magdalene nennen. Sie macht ganz diesen Eindruck und ich weiß in der That nicht, welches biblische Ende diese Geschichte noch nehmen wird. Grabfahrt, Auferstehung, Himmelfahrt — kurz allerlei christliche

Reminiszenzen kommen mir in den Kopf, wenn ich diese Szene betrachte, den blassen Patienten mit der Wunde in der Seite und an seinem Bette die Wittwe mit aufgelöst'tem Haar.

Ob er religiös geworden, weiß ich nicht. Der Herr Erzbischof Jux hat anfragen lassen, ob und wann er ihm die letzte Oelung ertheilen solle, und er hat ihn nicht zurückgewiesen. Auch spricht er davon, sein Testament machen und die Teutschen im Allgemeinen und einzelne ausgezeichnete Personen insbesondre als seine Erben einsetzen zu wollen. Ob er zu Beidem noch Kraft genug haben wird, scheint mir fast zweifelhaft zu sein. So eben hat er stark gehustet und es kam ein Klumpen Herz heraus wie ein Trümmerstück von einer Burgruine.

In der Stadt herrscht große Aufregung. Sobald die Nachricht sich verbreitete, daß Herr Längst todtkrank hier angekommen sei und am Sterben liege, wurden in allen teutschen Quartieren Freudenschüsse abgefeuert und die Fenster illuminirt. Ob sie das thun aus Freude darüber, daß Herr Längst endlich aus dieser New-Yorker Welt erlöst'st wird, weiß ich nicht.

Auch kursiren allerlei seltsame Gerüchte. So sollen sämmtliche Editoren, aus dem Gefängniß in Cincinnati entlassen, hier angekommen sein, und zwar, wie die Einen sagen, um Herrn Längst zu verfolgen oder, wie Andre behaupten, mit der Absicht, der reichen und schönen Wittwe aus Schwaben Anträge zu machen. Heute war auch ein Herr aus Buffalo hier, ein sehr interessanter junger Mann, der sich angelegentlich nach ihr erkundigte, aber nicht zugelassen wurde. Ich weiß nicht, was ich daraus machen soll.

New-York.

Es ist wirklich so, wie man gesagt hat. Die Editoren von Cincinnati sind sämmtlich hier, sogar der schreckliche Asa Neckenloff, der sich durch die Zusicherung wieder hat versöhnen lassen, daß keiner seiner Kollegen jemals ein Wort gegen den Kommunismus sagen werde. In Cincinnati war das Gerücht verbreitet, daß Herr Längst aus dem Gefängniß ausgebrochen sei und die schwäbische Wittwe, deren Vermögen auf $200,000, von Andren sogar auf $500,000 veranschlagt wurde, gewaltsam entführt habe, um sie zu berauben. Sämmtliche Editoren — für welche die Patrioten über dem „Kanal" $200,000,000 Bürgschaft in zwei Tagen aufgebracht — waren sofort nach ihrer Freilassung den Flüchtlingen nachgesetzt. In Buffalo vernahmen sie, daß dieselben nach Niagara Falls gereis't seien, und dort erfuhren sie durch Indianer die schreckliche Nachricht, ein fremder, langer Mann habe eine kleine, hübsche Frau in den Wasserfall hinabgestürzt. Es war unzweifelhaft, daß hier wieder ein schauderhaftes Verbrechen vorlag, ein um so größeres, da es an einer reichen und hübschen Wittwe war begangen worden, auf welche 200 teutsche Editoren ihr Auge gerichtet hatten. Die Verfolger kamen in aller Hast in New-York an und besetzten sofort alle Zugänge zu den europäischen Dampfschiffen, um dem Verbrecher die Flucht abzuschneiden. Sie waren daher nicht wenig erstaunt zu vernehmen, derselbe sei als Patient hier angekommen und werde von der schwäbischen Wittwe gepflegt. Das ging jeden Falls auch nicht mit rechten Dingen zu; sie beschlossen aber, von weiterer Verfolgung abzustehen, da sie

von den „demokratischen" Aerzten die bestimmte Versicherung erhalten hatten, daß der Patient nur noch einige Tage zu leben habe.

In Erwartung dieses erfreulichen Ereignisses gaben sie sich unterdessen schon alle mögliche Mühe, sich dem Gegenstand ihrer Hoffnung bemerkbar zu machen. Vorgestern erhielt Magdalene, wie ich die schwäbische Wittwe von jetzt ab nennen will, 150 Briefe des schmeichelhaftesten Inhalts, von denen sie später vielleicht einige veröffentlichen wird. Ich bemerkte scherzweise, sie könne ihren Freund Längst in den Blättern seiner sämmtlichen Feinde verherrlichen lassen, wenn sie dieß zur Vorbedingung einer Werbung um ihre Gunst mache. Sie hielt meine Worte für Ernst und war sehr entrüstet darüber.

Herr Längst ist in einem kritischen Zustand. Er beginnt sehr nervös zu werden, so daß die Aerzte einschläfernde Mittel für nöthig hielten. Sie verordneten ihm daher zehn Maß Lagerbier; allein seitdem die Editoren hier sind, ist keins mehr zu haben.

New-York.

Auf wiederholte Anfrage des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs Jux, dem der Gedanke keine Ruhe ließ, daß die Seele des Herrn Längst könnte verloren gehen, erklärte der Patient sich bereit, die letzte Oelung zu empfangen, doch war ihm sehr ängstlich zu Muth, als der hohe Prälat in's Zimmer trat.

„Was ist dir, Sohn in Christo," fragte der Erzbischof, „daß du also erzitterst?"

Ich fürchte, daß Sie mich essen werden.

„Dich essen? Allerdings könnte ich bildlich sagen, daß deiner Seele eine Umwandlung, gleichsam eine Verdauung bevorstehe, welche sie von den irdischen Schlacken reinigt. Deinen Körper aber wird bloß das Grab verschlingen, nicht die Kirche."

Ich esse gern Salat und Heringe und Sardinen. Ach, Herr Erzbischof, wofür sehen Sie mich an?

„Wofür ich dich ansehe? Für einen sündigen und verirrten Erdensohn, der im letzten Augenblick auf den Pfad des Heils und der Wahrheit zurückkehrt. Doch der Herr nimt den reuigen Sünder mit gleicher Vaterliebe in seine Arme auf, wie seinen makellosesten Diener."

Dennoch kann ich die geheime Angst nicht los werden, daß Sie mich für einen Hering oder eine Sardine ansehen und daß Sie mich essen wollen.

„Beruhige dich, mein Sohn in Christo. Wie kommst du auf so seltsame Gedanken?"

Wenn man aus Heringen Salat machen will, gibt man ihnen ebenfalls die letzte Oelung und dann ißt man sie. Um Gottes Willen, Herr Erzbischof, machen Sie keinen Salat von mir! Nein, beim ewigen Erbarmen, keinen Heringsalat und essen Sie mich nicht!

„Der arme Kranke ist im Zustande des Delirirens. Die ungewöhnte Anstrengung, seine Gedanken zu Gott zu erheben, hat ihn zeitweise der Besinnung beraubt. Vielleicht kehrt sie zurück, wenn ich ihn mahne, die Rechnung seiner Seele abzuschließen. Mein Sohn in Christo, bist du bereit, das letzte Bekenntniß deiner Sünden abzulegen?"

Freilich bin ich bereit und nur die Schwierigkeit, sie alle aufzuzählen, könnte mich bedenklich machen. Doch habe

ich nur Unterlassungssünden zu beichten, denn die Begehungssünden habe ich bereits in den Busen des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs zu Pittsburg deponirt.

„So laß hören, mein Sohn, welche Handlungen du sündhafter Weise unterlassen hast."

Ach, ich habe so viel unterlassen, daß ich fast sagen mögte, mein halbes Leben sei eine einzige Unterlassungssünde. Ich kann aber in Wahrheit hinzufügen, daß die Hauptschuld an den Verhältnissen lag, denn am guten Willen hat es nie gefehlt, sondern nur an Dem, was die größten Schurken und Dummköpfe in Ueberfluß zu haben pflegen: Macht und Geld. Ja, Herr Erzbischof, hätte ich Geld und Macht gehabt, es würde mich keine Unterlassungssünde drücken und Ihnen würde die Möglichkeit erspart sein, sie anzuhören.

„Aber, mein Sohn in Christo, wir dürfen die Tugend nicht so abhängig von den irdischen Verhältnissen machen, daß wir sie ohne deren Hülfe nicht üben zu können erklären. Beschränke dein Bekenntniß daher auf diejenigen Sünden, welche durch eine tugendhafte Handlung zu vermeiden in deiner Macht und deinem Willen gelegen hätte. Beginne mit der größten, deren du dich entsinnest."

Ach, Herr Erzbischof, ich weiß eine, die so groß ist, wie alle Sünden New-Yorks zusammengenommen und schwerer als der Chimborasso. Sie drückt mich, daß mir der Athem auszugehen droht. Wenn ich aufrichtig mich selbst prüfe, muß ich gestehen, daß ich sie hätte vermeiden können, denn ich habe Anstalten getroffen, sie noch auf meinem Todbette nicht bloß zu beichten, sondern auch wieder gut zu machen. O, es ist eine unverzeihliche Unterlassungssünde!

„So bekenne sie, mein Sohn, auf daß ich entscheiden kann, ob sie dir zu vergeben sei."

Meine einzige Hoffnung beruht darauf, daß diese Sünde so allgemein ist, da fast alle Menschen sie begehen. Es ist daher auch kein Wunder, daß das Menschengeschlecht so unsinnig und unglücklich ist.

„Ja, mein Sohn, das ist es und das hat es allerdings der Sünde zuzuschreiben."

Ja, Herr Erzbischof, hauptsächlich der Unterlassungs-Sünde, die ich zu beichten habe. Und doch ist diese Sünde so leicht zu vermeiden.

„Verursacht es also vielleicht große Kosten?"

Auch das nicht: es gehört nichts dazu, als ein starker Nagel und ein wenig Hanf. Mit 10 Cents ist die ganze Sache abzumachen.

„Wie versteh' ich Das, mein Sohn in Christo?"

Sie werden es sogleich besser verstehen, hochwürdigster Herr Erzbischof. Ich werde Alles aufbieten, es Ihnen verständlich zu machen, denn zu Ihnen fühle ich mich jetzt am Meisten hingezogen, und vielleicht wird auch bald das Umgekehrte der Fall sein. Ach, Herr Erzbischof, ich mögte Sie mit einem Band umschlingen, das Alles, sogar das Leben überdauert. Es gibt allerlei Bänder im Leben, das Band der Freundschaft, das Band der Liebe, das Band der Treue, das Band der Furcht, das Band der Ordnung, das Band der Interessen, aber das Band der Bänder ist dieses —

(Dabei zog der Patient einen Strick von Hanf unter der Decke hervor und zeigte ihn dem Herrn Erzbischof, welcher ausrief:)

„Aber, mein Sohn, wir kommen von unserer heiligen Aufgabe auf profane Dinge. Laß sie bei Seite, besinne dich auf deine Lage, bedenke, daß du bald vor deinem höchsten Richter erscheinen sollst, und bekenne mir die größte Unterlassungssünde deines Lebens!"

Die Sünde heißt: ich habe noch nie einen Pfaffen aufgeknüpft! Doch jetzt will ich meine Sünde abbüßen. He! Johann, Heinrich, Wilhelm, packt diesen schurkischen, heuchlerischen, verdammten, verfluchten, vermaledeiten Pfaffen beim Schopf und hängt ihn mit diesem Strick an den großen Nagel über meinem Bette, damit ich im Bewußtsein einer guten That von dieser Welt Abschied nehme!

Im Nebenzimmer hörte man eilige Fußtritte. Der Herr Erzbischof war erblassend von seinem Sitz aufgesprungen und suchte einen Ausweg. Als er die Männer sich nähern hörte und den bereitgehaltenen Strick sah, riß er plötzlich die Thüre auf, stürzte hinaus in eine dort stehende gefüllte Badewanne und eilte dann Hals über Kopf die Treppe hinunter.

Magdalene, sprach Herr Längst feierlich, nachdem der Lärm sich gelegt hatte, du wirst erkannt haben, daß ich in die Fußstapfen des Herrn trete. Doch bin ich der Salber und nicht der Gesalbte und es duftet hier etwas zu stark nach Chrysam oder Chrisma. Das Nervensystem meiner Nase sehnt sich nach den Wirkungen eines Gegenmittels, denn der schurkische, heuchlerische, verdammte, verfluchte, vermaledeite Pfaffe hat das ganze Haus mit derjenigen Eigenschaft erfüllet, welche man verpestet nennt. Setze deinen linken Fuß vor den rechten und bewege deine angenehme Gestalt bis zu jenem Kamin, allwo du einige

Opferwerkzeuge finden wirst, so man Räucherkerzen nennet. Salbe nicht deinem Herrn die Füße, welche keine Nase haben, sondern zünde unter seiner Nase zehn Räucherkerzen an, damit er sich erhole von dem Duft des schurkischen, heuchlerischen, verdammten, verfluchten, vermaledeiten Pfaffen.

Und Magdalene ging und that wie ihr geheißen und sprach: Herr, wenn du nicht der Gesalbte bist und doch sein Nachfolger, mit welchem Namen soll ich dich denn benennen?

Nenne mich nicht Christus, auch nicht Jesus, sondern nenne mich Juses!

Und Magdalene blickte zur Erden und sprach: Gelobt sei'st du, Herr Juses! Amen!

New-York.

Endlich erlös't, nämlich ich selbst! Erlös't endlich von der langweiligen Aufgabe, Berichte am Krankenbette und zwar eines Patienten zu schreiben, der an einer so langweiligen Krankheit stirbt. Ich will lieber Einen am gebrochenen Genick sterben sehen, als am gebrochenen Herzen. Auch soll dabei das Krachen nicht diesen infernalischen, gequetschten Ton haben. Er hört sich an, als ob die Seele beim Herausschlüpfen zwischen die Thüre geklemmt würde und der verhaltenen Pein eines ganzen Lebens in einem einzigen Ton Luft machte.

Genug, Herr Längst ist todt. Er starb unter folgenden Umständen. Am Tage nach der letzten Oelung erließ der hochwürdigste Herr Erzbischof gegen ihn eine zweite Auflage des berühmten Fluchs des Bischofs Ernulfus, worin er

ihn nicht bloß, wie dieser, „beim Essen, beim Trinken, beim Riechen, beim Aderlassen“ u. s. w., sondern sogar beim Speien, beim Seufzen, beim Husten, beim Röcheln verfluchte. Die Nachricht von diesem Ereigniß wirkte auf den Patienten sehr erschütternd, zumal da sie ihn traf, als er eben sein Testament machte (welches er, beiläufig bemerkt, erst nach seinem Tode wollte publizirt wissen. Der Kirche soll er alle seine liegenden Grundsätze oder Immobilar-Prinzipien vermacht haben.) Das Testamentmachen hatte ihn schon sehr angegriffen, da es in ihm die Erinnerung an alle die Freuden, Erfolge, Herrlichkeiten und Gunstbezeugungen wieder wach rief, welche ihn in Amerika wie in Europa beglückt hatten, und ihm daher das Scheiden bedeutend erschwerte. Der Zusammenstoß dieser beiden Eindrücke, nämlich des Schmerzes über den Zorn seines Seelsorges und über sein Scheiden von den amerikanischen Freuden, brach seine letzte Kraft. Die Scheidewand zwischen der linken und der rechten Herzkammer begann erst mit einem leisen Pochen, wie von Klopfgeistern, zu präludiren, dann hörte man ein Gerassel und endlich stürzte sie mit einem infernalischen, ich mögte sagen, immoralischen Krach zusammen, daß die ganze Umgebung erbebte. Als der Patient das Herannahen dieser Katastrophe fühlte, gab er Magdalenen ein Zeichen für den verabredeten Kuß. Sie stellte sich mit gespitzten Lippen in Bereitschaft, den entscheidenden Krach erwartend. Sobald er aber erfolgte, drehte sich der Sterbende, wie die „demokratischen“ Aerzte vorhergesagt hatten, gleich einer Walze um seine eigene Axe herum, so daß der Kuß der Schmachtenden nicht auf seinen Mund, sondern, wie Börne sich ausdrückt, auf sein „elfenbeinernes Genick“

traf. Man band ihn schnell fest und legte ihn in den Sarg. Der Coroner hielt eine post mortem Examination, deren Resultat das Verdikt war: „Gestorben an einem Herzen, welches durch mehrere auf einander folgende Stöße des Schicksals und seiner Gehülfen gebrochen wurde."

Da lag er nun, zum ersten Mal ruhig seit den unzähligen Jahren, die er auf dieser Erde zugebracht hatte. Magdalene schluchzte heftig und rief: Herr Juses, warum hast du mich verlassen!

Das Gesicht des Todten hatte den Ausdruck eines Weltschmerzes, der weit über die Grenzen des Universums hinausging. Wenn Herr Heine behauptet, „der Riß der Welt sei durch sein Herz gegangen", so konnte man von Herrn Längst sagen, auf dem Globus seines Gesichts sei die Astronomie des Weltschmerzes ausgeprägt gewesen. Ich habe ein Daguerreotyp davon machen lassen, das Niemand ansehen kann ohne Thränen der Unendlichkeit zu vergießen.

Alles Dieß rührte aber seine Feinde, die ihn durch ihre Ungnade getödtet hatten, nicht im Mindesten. Als sie die Nachricht von seinem Tod erhielten, begann ein allgemeines Jubiliren und Zechen. Da die Editoren alles Bier von New-York ausgetrunken, hatten sie sich schon mit Branntwein begnügen müssen und jetzt sanken sie bis zum Wein herab. Einige zwangen sich sogar zum Champagnertrinken, um nur das erfreuliche Ereigniß mit feiern zu können.

Nachdem man hinreichend getrunken hatte, wurde eine Massenversammlung berufen. Es wurde beschlossen, das Begräbniß durch einen großartigen Triumph-Zug zu

feiern und dabei durch einen geeigneten Volksmann eine Beglückwünschungsrede halten zu lassen. Zu dem Zweck ernannte man ein Komite von 600 Volksmännern, welches aus seiner Mitte den Festredner auswählen sollte.

Die Wahl schwankte lang zwischen den Würdigsten, unter welchen folgende eine gleiche Zahl von Stimmen erhielten:

Moraster,
Reckenloff,
Leichenhoff,
Dickler,
Mörtel,
Hasendreck,
Kleckson.

Diese Auserwählten hatten wieder unter sich zu wählen und da sie der Meinung waren, der radikalste und zugleich eleganteste Geist unter ihnen sei bei dieser Gelegenheit der passendste, wählten sie Reckenloff, genannt Asa, von jetzt ab Nasa.

Am Tag des Begräbnisses wälzte sich ein Zug von 3,500,000 Teutschen nach Greenwood Cemetery. Alle waren in der freudigsten Stimmung. Nur eine kleine Gruppe stand neben der Straße und weinte verstohlene Thränen. Es waren die sechs New-Yorker Abonnenten des „Pionier" und die Mitglieder des Frauenkongresses zu Frauenstadt.

Mittelst einer besonderen Vorrichtung wurde der Sarg in das Grab geschoben, „6 bei 40". Wie gewöhnlich nach dem Tode, war auch Herr Längst noch bedeutend

länger geworden und sein Sarg war ein 40 Fuß langer Kasten von Ahornholz, den Magdalene aus einem Baum hatte machen lassen, welchen sie eigens von Schönthal verschrieben. Als der Sarg unten war, trat Rasa Reckenloff auf die errichtete Tribüne und rief einen Salamander mit Tokaier — sie waren schon bis zum Tokaier herabgekommen —, worauf Reckenloff Rasa also sprach zu der lautlos harrenden Menge:

Theuerste Mitbewohner dieses Bischens Erde! Als Auserwählter der westhemisphärischen Nation der Denker und Repräsentant der Gesammtfortschrittsintelligenz im Durchschnitt habe ich für diese Gelegenheit meinem Geist ein besonderes Klistier gegeben mit der Spritze der Begeisterung für Wahrheit und Wissenschaft und schütte jetzt die Wirkung über eure Häupter aus.

Dank dem Fortschritt der Naturwissenschaft, welche der Radikalismus in seinen Dienst genommen, sind wir im Stande, den Gegenstand, nein das Phantom, das wir eben hier versenkt haben, in seinem wahren Licht, das ist, in seinem Nichts zu betrachten. Dieses in einem 40füßigen Kasten verscharrte Phantom war, im rechten Licht betrachtet, ein Nichts, ein reines Nichts. Sie wundern sich? Sie wollen es bewiesen haben, daß all der Lärm, den Sie um dieß Phantom gemacht haben, ein bloßer „Lärm um Nichts" war? Hören Sie den Ausspruch der Wissenschaft.

Hatte dieß Phantom einen Kopf? Unsre Freunde, die „Demokraten" von Amerika, haben ihm schon vor Jahren bewiesen, daß er keinen Verstand, also keinen Vorderkopf hatte; darauf haben wir Kommunisten ihm phrenologisch bewiesen, daß er „keinen Hinterkopf" hatte. Können

Sie sich aber einen Kopf ohne Vorder- und Hinterkopf denken? Ferner erinnern Sie sich seiner Länge. Sein Corpus war so lang, daß seine Beine gar nicht darunter zu sehen waren, sie waren folglich nicht vorhanden; dann aber waren seine Beine so lang, daß man sein Corpus nicht darüber sehen konnte, es war folglich ebenfalls nicht vorhanden. Können Sie sich einen Menschen ohne Oberkörper und ohne Beine denken?

Wir haben also einen Menschen vor uns ohne Kopf, ohne Leib und ohne Beine. Was ist der? Ein Nichts.

Jetzt verfolgen Sie seine Laufbahn. Er will einst geboren worden sein. Es ist aber konstatirt, daß dieß sein Bruder war, den er aus den Weg geschafft, um an seine Stelle zu kommen. Auch wird ein Neugeborener mit Muttermilch genährt. Es ist aber erwiesen, daß er niemals Muttermilch *gesehen* hat. Und was verlautet von seiner darauf folgenden Jugend? Haben Sie darüber jemals etwas in der Weltgeschichte gelesen? Sie hat also nie existirt. Später will er das Gymnasium besucht haben. Es ist aber konstatirt, daß um jene Zeit in Deutschland ein Bauernjunge die Kühe gehütet und Kartoffeln dazu gebraten hat. Noch später will er sogar auf der Universität gewesen sein. Es ist aber ein ausgemachtes Faktum, daß ich mehrere Universitäten frequentirt habe und *ich* war doch nicht *er* — bei meinem Großvater Rasa! Darauf hat er von einer Reise nach Ostindien gefabelt. Er ist aber niemals dort gewesen. Wer von uns hat ihn dort gesehen? Auch wäre er ja gehängt worden, wenn die Holländer ihn in der Gewalt gehabt hätten, da er später gegen dieselben als Zöllner soll gedient haben, was aber auch gelogen sein muß, da er von den Preußen, denen

er gedient, als Revolutionair verfolgt worden sein will, was aber wieder gelogen ist, da er niemals als Revolutionair todtgeschossen worden. Hat man ihm nicht alle Gelder und Streiter der Revolution zur Verfügung gestellt? Und was hat er gethan? Davongelaufen ist er und alle Revolutionaire ergrimmt hinter ihm her, um ihn zu verfolgen. Ja, ist er nicht sogar auf der Schusterinsel gewesen? Haben Sie aber je gehört, daß er diese wichtige Position angemessen benutzt, daß er dort Berlin und Wien erobert oder die Republik gerettet hat? Ich hätte auf der Schusterinsel sein sollen! Ich hätte so viel Pech dort gemacht, daß alle Preußen und Kroaten darin stecken geblieben wären. Und wie hat er sich in Straßburg benommen! Gustav Struve sandte ihm vertrauensvoll 200 Franken, die er in dem Herzen Frankreichs erobert hatte, mit der angelegentlichsten Bitte, damit einen „entscheidenden Schlag" gegen die 60,000 Mann zu führen, die damals in Baden standen. Hat er es aber gethan? Hat er den Schlag geführt? Gelacht hat er und dem Struve noch Grobheiten dazu gemacht. Ich hätte die 200 Franken haben sollen, ich hätte einen Salamander gerieben, daß die ganze Okkupations-Armee Reißaus genommen hätte.

So sehen wir also, daß er auch als Revolutionair nichts war, folglich nicht existirte.

Und was hat er als Schriftsteller geleistet? Man hat einst viel Lärm von einem Buch über die Büreaukratie gemacht. Es ist aber erwiesene Thatsache, daß er dieß Buch gar nicht geschrieben, sondern daß ein Referendar es verfaßt hat, der leider zu früh gestorben ist um seinen Namen auf den Titel zu setzen. Darauf will er sein

Vaterland mit revolutionairen Brochüren uneinig mit sich selbst gemacht haben. Es ist aber später herausgekommen, daß die Polizei diese Brochüren geschrieben hat um auf ihn fahnden und ihn um so besser zum „Spion" machen zu können, worüber meine Freunde Marx und Engels mir genaue Auskunft gegeben. Und was hat er in Amerika geleistet? Wenn wir ihm nicht gefolgt wären, würde er gar nicht vorangegangen sein. Das ist konstatirt. Kann es einen schlagenderen Beweis gegen ihn geben? Es wird gefabelt, daß er sogar aus Freiheitsliebe gegen die Sklaverei aufgetreten sei. Er that es aber bloß, weil er einen Handel mit Ketten und sonstigem alten Eisen treiben wollte. Ich habe übrigens längst bewiesen, daß Alles, was hier unter seinem Namen erschienen, bloß abgeschrieben war. Auch hätte er selbst Dieß nicht gekonnt, wenn er nicht unsre 24 Buchstaben gehabt hätte, folglich kommt Alles auf Rechnung des A B C.

Wir haben also einen Menschen vor uns, der in keiner Hinsicht wirklich existirt hat, sondern ein bloßes Phantom war und doch allerlei Unheil gestiftet hat. Aber bei der Erklärung dieser Erscheinung kommt uns wieder die radikale Wissenschaft zu Hülfe. Was ist ein Irrlicht? Ein Phantom, das aus bloßem Dunst und Schein besteht. Und doch führt es den Menschen in Sümpfe und Abgründe. Was ist ein Komet? Ein Phantom, dessen Kopf aus Nebel und dessen Schwanz aus Gestank besteht. Bringt aber ein Komet nicht Krieg und Pestilenz? So sehen wir also auch in der Natur, daß die Nichtse, die Phantome das meiste Unheil stiften. Das vor uns verscharrte Nichts war Irrlicht und Komet zugleich, was Sie sofort erkennen,

wenn Sie sich an seine Vergangenheit erinnern. Hat er nicht als Irrlicht das Volk drüben wie hier in den Sumpf der „bürgerlich-bäuerlichen Republik" zu führen gesucht, aus dem wir Kommunisten es wieder hinausführen müssen? Und hat er nicht als Komet überall Krieg gebracht, wo er sich hat sehen lassen, und die Pestilenz seiner immoralischen Grundsätze verbreitet? Ha, das Blut kocht mir im Herzkessel auf dem Feuer der sittlichen Entrüstung und die Tugend brennt erröthend in meinen Nieren, wenn ich bedenke, zu welchen schändlichen Doktrinen und — ich muß das Wort aussprechen — Zoten dieser Mensch die schöne deutsche Sprache gemißbraucht hat. Um Ihnen einen Begriff von seiner Meisterschaft im Zotenreißen zu geben, brauche ich Ihnen bloß einen Ausdruck zu zitiren, den Sie schwarz auf Weiß in seinem Blatte finden können. Ich sehe weibliche Wesen, Frauen, Damen, vielleicht Jungfrauen um mich her und weiß nicht, ob ich das schändliche Wort nicht lieber unterdrücken soll. Doch nein, es muß heraus, damit der allgemeine Abscheu sein Andenken an dieser Grube zurücklasse. Das Wort heißt: „die ungarische Gräfinn!"

Hiermit stürzt der Redner vor sittlicher Entrüstung ohnmächtig zusammen und ein allgemeines „Pfui" erfüllt die Lüfte. Nachdem er wieder zu sich gekommen, fodert er Einzelne, die ihren Abscheu noch besonders zu erkennen geben wollen, auf, hervorzutreten und ihrem Herzen Luft zu machen.

Zuerst trit die Importersfrau hervor, die der Verstorbene auf der Eisenbahn zwischen New-York und Philadelphia so schwer beleidigt hatte, stellt sich an das Grab,

richtet ihr Antlitz aufwärts, aber die Augen verachtend abwärts und spricht mit erschütterndem Ausdruck: Pfi!

Darauf trit ein „demokratischer" Führer hervor und spricht: Pfu!

Darauf trit ein Achtundvierziger hervor und spricht: Phiu! — ein Ausruf, der Alles, was Sarkasmus, Entrüstung und Abscheu heißt, in aller Kürze zusammenfaßte und einen solchen Eindruck machte, daß Niemand mehr hervorzutreten wagte und selbst Reckenloff seine Rede nicht fortsetzen konnte.

Den stummen Grimm der beleidigten Sittlichkeit im Herzen, verzog sich die Menge wie eine unentladene Gewitterwolke und ließ auf dem Kirchhof Niemanden zurück, als Magdalene. Sie saß da wie eine lebendige Trauerweide und ließ ihr aufgelöst'es Haar wie Zweige in das offene Grab herabhangen.

New-York.

Das Begräbniß des Herrn Längst hatte Aufsehen auch bei den Amerikanern erregt. Was diese aber am Meisten interessirte, war die auffallende Fähigkeit des Verstorbenen, sich um die eigne Axe zu drehen. Besonders die Spiritualisten und die Industriellen hatten sich dieß gemerkt. Jene glaubten darin ein Zeichen des „Hereinragens der Geisterwelt in die sinnliche" finden zu müssen und überlegten, welchen Vortheil sie daraus für ihre neue Religion ziehen könnten; die industriellen Spekulanten aber hatten solidere Dinge im Auge, sie wollten den Begrabenen stehlen, um ihn entweder in einer Fabrik zu ver-

wenden, oder als perpetuum mobile für Geld sehen zu lassen.

Magdalene war von diesen Absichten unterrichtet. Um dem Plan zuvorzukommen, hielt sie nicht bloß Wache an dem Grabe, sondern sie ließ auch einen Baumeister kommen, um dasselbe mit einem steinernen und eisernen Gewölbe bedecken zu lassen.

Doch ehe es zur Ausführung dieses Vorhabens kam, ereigneten sich Dinge, welche die ganze „Situation" auf einmal veränderten.

Daß Herr Längst begraben war, gönnte ich ihm, weil ich ihm Ruhe und Befreiung aus dieser Umgebung gönnte. Aber das Schicksal seiner verlassenen Freundinn dauerte mich. Was sollte aus ihr werden? Ich konnte sie mir eben so wenig ohne ihren Freund denken wie Magdalene ohne ihren Christus. Doch wie sie trösten, wie ihr helfen? Beim Nachdenken über die Mittel und Wege ging mir immer die bekannte Redensart durch den Kopf: Der und Der „würde sich im Grabe herumdrehen", wenn er Dieß oder Jenes hörte oder wüßte. Sollte diese Redensart nicht bei dem Begrabenen zu einer Wahrheit und diese Wahrheit zu einem Mittel der Wiederauferstehung zu machen sein, zumal da er ohnehin schon vor dem Herumdrehen gesichert werden mußte? Aber wodurch ihm den moralischen Anstoß geben? Nach einigem Besinnen kam ich auf folgendes Mittel. Ich ließ bekannt machen, eine Freundinn des Verstorbenen — in der man natürlich die reiche Wittwe vermuthen mußte — setze demjenigen teutschen Editor eine angemessene Belohnung aus, der am Grabe des Betrauerten eine würdige Lobrede auf ihn halte. Kaum war dieß ruchbar geworden — und es

war dabei sogar von zehn Dollar New-Yorker City Money die Rede —, so hielten sämmtliche Editoren, Asa Reckenloff ausgenommen, der durch die moralische Entrüstung über die „ungarische Gräfinn" den Verstand verloren hatte und in einem „Asyl" untergebracht werden mußte, eine Konkurrenz-Versammlung ab, um sich über den würdigsten Kandidaten zu einigen. Nach langer Berathung fiel die Wahl auf den eifrigsten Bewerber, den Editor Moraster. An dem bestimmten Tage fanden sich also sämmtliche Editoren auf dem Kirchhof ein und der Editor Moraster begann seine Rede mit folgenden Worten:

„Wie manchen Menschenfreund, Vorkämpfer, Entdecker und Reformator traf schon das traurige Schicksal, im Leben verkannt und verfolgt und erst nach dem Tode gewürdigt und geschätzt zu werden! Auch der edle Freund, den wir vor wenig Tagen in diese Gruft gesenkt" —

Als der Redner so weit gekommen war, wurde er durch ein beängstigendes, in seiner Nähe aus dem Boden dringendes Geräusch unterbrochen, das dem schnurrenden und rasselnden Getöse einer Fabrik oder eines Eisenbahnzuges glich und von Sekunde zu Sekunde lauter wurde. Alles wich entsetzt von dem Grabe zurück, als sich plötzlich die Erde öffnete und eine lange, weiße, sich beständig um sich selbst drehende Gestalt gleich einer Rakete hoch in die Luft emporschoß. Es war wirklich der begrabene Herr Längst, der, als das Lob des Editors Moraster begann, in der Erde keine Ruhe mehr fand und sich verzweiflungsvoll aus ihr herausgebohrt hatte. Alles stand vor Schrecken gelähmt, doch bald geriethen die Editoren in eine um so schnellere Bewegung. Der Wiederauferstandene nämlich fuhr aus der Luft herab auf einen dicken, schwarzen,

schlauchartigen Gegenstand von der Größe eines Elephantenkalbes, der so elastisch war, daß der Herabgefallene zum zweiten Mal dreißig Fuß hoch in die Luft sprang und dann nochmals herabfiel. Gleichzeitig sprang auch der Schlauch in die Höhe und zwar mit einem Geschrei, daß alle Gerippe des Kirchhofs in ihren Gräbern erbebten. Wer war der Schlauch? Niemand anders als der Präsident Politor. Er war während der Vorbereitung zu der Grabfeier eingeschlafen und lag da, das „Bärrel" im Arm, wie eine Mutter mit ihrem Säugling, nur daß hier die Mutter die Funktion des Säuglings, und zwar im vollsten Maße, versehen hatte, denn das „Bärrel" — man hatte kurz vorher eine frische Zufuhr von „Stoff" aus Philadelphia erhalten — war vollständig leer. Als Herr Längst auf die Mutter herabfuhr, kam er mit den Füßen grade auf ihren Nabel zu stehen und als der so gewaltsam Aufgeweckte die wieder emporgeschnellte lange, weiße Gestalt über sich schweben sah, ward er von sämmtlichen Schrecken des jüngsten Gerichts ergriffen. Die Töne, die er von sich gab, können von den Posaunen dieses Gerichts unmöglich übertroffen werden. Sie waren ein Gemisch von den Tönen der Schalmei, von den Tönen eines aufgeregten Elephanten, von den Tönen der Sau unter dem Messer, von den Tönen eines sich bei unruhigem Wetter am Wherft reibenden Schiffes, von den Tönen eines den Dampf ausstoßenden Dämpfers, von den Tönen eines Buffalo in den Rocky Mountains, von den Tönen eines ausbrechenden Vulkans und von den Tönen des Niagarafalls.

Politor ließ es aber beim Musiziren nicht bewenden. Von der ganzen Angst des Universums erfüllt, begann er zu laufen, zu laufen, zu laufen.

Er lief gleich dem Mastodon, welches durch die Urwälder bricht, Grabsteine und Bäume vor und neben sich umherstreuend wie Straßenkiesel und Grashalme.

Er lief mit einem Impuls von 300 Pferdekräften.

Er lief mit der Zuversicht eines Himmelskörpers, welcher weiß, daß ihm auf der vorgeschriebenen Bahn kein Hinderniß Widerstand leisten kann.

Er lief, daß ihn der Dampf einhüllte wie eine Wolke und der Schweiß bachweise aus den Pfeifen seiner Hose rann.

Er lief, daß die Luftströmung, die er hinter sich herzog, alles Bewegliche in seine Bahn hereinriß und wirbelnd hinter ihm drein führte.

Da Politor dieser Maßen lief und dabei fortwährend seine Universaltöne erschallen ließ, wird sich Niemand darüber wundern, daß die übrigen Editoren, von der Posaune des jüngsten Gerichts aufgeschreckt, ihrem Präsidenten zu folgen begannen. Sie liefen alle, sie liefen hinter einander, sie liefen über einander. Doch war es nicht Politor allein, der sie in's Laufen brachte. Gleichzeitig mit diesem Hauptakteur erschien auf dem Platz eine polizeiliche Deputation, um die Editoren festzunehmen. In Cincinnati nämlich waren die Bürger über deren große Verbrechen zur Besinnung gekommen und da die Verbrecher sich sämmtlich entfernt hatten, geriethen die Bürgen in Besorgniß, erklärten, ihre Bürgschaft zurückziehen zu wollen, und requirirten die Polizei um sich der Flüchtlinge zu versichern. So erhielt denn die Editorenhetze einen dreifachen Impuls: durch den Vorläufer Politor, durch die verfolgende Polizei und durch den wiedererstandenen

Längst. Wohin sie in ihrer Gewissensangst gelaufen und was aus ihnen geworden war, erfuhr man erst am andren Tage. Bei Fort Hamilton war nämlich der ganze Strand mit krepirten Haifischen bedeckt und als man die Ungeheuer öffnete, fand man in jedem einen verschlungenen Editor. In Politor aber hatten sich drei der Bestien theilen müssen. Selbst die See hatte dann die ganze Gesellschaft wieder ausgeworfen, so daß die Garnison des Forts kommandirt werden mußte, sie in der Mitte des Sundes mit Steinen zu versenken.

So war denn plötzlich die teutsche Bevölkerung ohne Editoren. Nur einer war nicht mitgelaufen. Es war der junge Mann aus Buffalo. Aber er verließ gesenkten Hauptes den Kirchhof allein und nahm den ersten Eisenbahnzug direkt nach dem Niagarafall.

Auf dem Kirchhof war außer ein Paar Bekannten Niemand zurückgeblieben, als der Wiedererstandene und seine Freundinn.

Sobald er zu Boden gefallen war, hatte sich Magdalene auf ihn gestürzt, theils um ihn vor Freude über seine Wiederauferstehung zu umarmen, theils um seiner Umdrehung ein Ende zu machen. Sie fürchtete, so wie er sich aus der Erde herausgebohrt, könne er sich auch wieder hineinbohren und sie sprach diese Besorgniß vor ihm aus.

Fürchte nichts, sprach er. Wenn wir unsre Höllenfahrt antreten, werde ich uns einen Weg hinunter bohren, aber jetzt noch nicht. Magdalene, ich bin begraben worden als Mensch, aber ich bin wieder auferstanden als „Geist". Fühle an mein Herz — spürst du ein Klopfen? Fühle an meinen Puls — bemerkst du ein Pochen? Blicke in mein Auge — siehst du einen Glanz? Blicke in meine Mienen

— siehst du eine Bewegung? Würde ich nicht beim Wettrennen jener Heerde vom Lachkrampf befallen worden sein, wenn ich noch irdische Regungen spürte? Alles an mir ist jetzt überirdisch, geistig, und diese Hülle trage ich bloß noch als Reisekleid meiner unsterblichen Seele auf unserer Wanderung. Denn wisse, Weib der Erde, du wirst jetzt mit mir eine Welt-, eine Höllen- und eine Himmelfahrt antreten. Wir sind jetzt beide geläutert, ich durch das gebrochene Herz, du durch den erlittenen Schmerz und so bist auch du würdig zu höheren Dingen. Jener Jesus, den diese thörichte Welt noch verehrt, hat einst zu deiner Vorgängerinn gesagt: „dir soll viel vergeben werden, denn du hast viel geliebt." Dir die Liebe vergeben? Ist sie ein Verbrechen? Nein, ich sage dir, du hast viel geliebt, deshalb sollst du viel belohnt und geehrt werden. Von allen Leidenschaften befreit, über alle Bedürfnisse erhaben, von allen Vorurtheilen erlöst, können wir jetzt unbefangen und mit klarem Blick diese Welt durchforschen und die Wahrheit zum reinsten Ausdruck bringen. Das Volk ist ihr nicht verschlossen, wenn es nicht irregeführt wird durch die Lehren der Lüge. Die Lügner der Kanzel, die Lügner der Tribüne und namentlich die Lügner der Presse sind es, welche es der Wahrheit unzugänglich machen. Die Hauptlügner, mit denen wir zu kämpfen gehabt, begrub die See, die Alles verdauende. Sie auf dem Lande zu begraben, wäre aus Gesundheitsrücksichten bedenklich gewesen. So sind wir denn von ihrem störenden Einfluß befreit und können unsre Mission mit Zuversicht erfüllen. Nimm jetzt den Gürtel von deinem Leibe und binde damit meine linke Seite rückwärts an meine rechte fest, damit ich mich nicht vorzeitig um mich selbst drehe.

Und nun gib mir deine Hand, damit wir die Forscher- und Aufklärer-Wanderung antreten. Unsre erste Station sei New-York, das neue Babylon.

Magdalene war vor Gemüthsbewegung außer sich. Sie umarmte ihren Erlöser und sprach: „groß bist du, Herr Juses!"

Sie hat mir versprochen, ein Tagebuch über ihre Fahrten zu führen und es mir für den „Pionier" einzusenden.

Es bleibt mir jetzt nur noch übrig, das von Herrn Längst hinterlassene Testament mitzutheilen. Es ist kürzer ausgefallen, als man erwartet hatte, und lautet:

Testament des Märtyrers Längst,

gestorben am gebrochenen Herzen.

1) Ich vermache den teutschen Editoren „Gullivers Reisen", in Hundsleder gebunden.
2) Ich vermache dem teutschen Volk diesseit und jenseit des Meeres zwanzig Jahrgänge des „Pionier", in Editorenleder gebunden.
3) Ich vermache der kommenden Menschheit zwölf Bände meiner „Gesammelten Schriften", in Pfaffen- und Fürstenleder gebunden.

(L. S.) Längst.

An den Herausgeber des „Editoren-Kongreß".

Wie ich erfahre, wollen Sie dem Bericht über den Editoren-Kongreß in Cincinnati denjenigen über den Frauen-Kongreß in Frauenstadt vorangehen lassen. Mir scheint dieß sehr angemessen zu sein; aber Sie sollten einem solchen Anfang auch einen entsprechenden Schluß folgen lassen. Ich schlage Ihnen daher vor, das Buch zu schließen mit den Artikeln über Weiber und Männer, welche einst die mysteriöse Luise Meyen bei Gelegenheit einer Kontroverse mit dem Philosophen A. Ruge im „Pionier" veröffentlicht hat. Ich habe sie sämmtlich aufbewahrt und stelle sie Ihnen hiermit zur Verfügung. Der ehemalige Redakteur der Halleschen Jahrbücher ist zwar kein Editor von der Sorte der hiesigen; aber seine Ansichten über die Frauen und ihre Rechte hätten, ausgenommen im „Pionier", in keinem teutschen Blatte Widerspruch gefunden. Sie unterscheiden sich von denen der Editoren nur durch weniger Rohheit und während diese die Weiber im Grunde nur deshalb als untergeordnete Wesen behandeln, weil sie schwächere Knochen haben, blickt Herr Ruge mit Geringschätzung auf sie herab, weil sie zu viel gesunden

Menschenverstand besitzen um hegelsche Philosophie zu studiren.

Lassen Sie die Artikel von Luise Meyen den Leistungen der Editoren folgen, so erhalten diese seltenen Juwele von beiden Seiten eine Einfassung, welche ihren Glanz doppelt hervorhebt.

Julie vom Berg.

—o—

Luise Meyen über die Männer und die Weiber.

Ueber die „Rechte und Stellung der Weiber."

(Aus dem Pionier vom 15. Juli 1855.)

An Herrn Dr. A. Ruge in London.

In No. 25 des „Pionier" lese ich eine Korrespondenz, worin Sie sich über die rechtliche Sphäre meines Geschlechts auf eine so eigenthümliche Weise äußern, daß ich mir die Freiheit nehmen muß, Sie um nähere Mittheilung Ihrer Ansichten über diesen Punkt zu ersuchen. Ich bitte aber meine Dreistigkeit nur so auszulegen, daß ich, wie jedes freigesinnte Mitglied des weiblichen Geschlechts, ein besonderes Interesse daran habe, denkende Männer möglichst vielseitig und offen über eine Frage sich aussprechen zu sehen, die noch so verschieden behandelt wird. Während der eine Mann jeden rechtlichen Unterschied zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht aufgehoben, also uns alle nur als gleichberechtigte Menschen behandelt wissen will, lassen Andre, welche nicht weniger auf ein gerechtes Urtheil Anspruch machen, den Menschen in dieser Frage gänzlich bei Seite, halten sich nur an das Geschlecht und erkennen diesem, je

nach seiner Schwäche oder je nach der ihm zugeschriebenen Aufgabe, verschiedene Rechte zu. Sie dürfen sich nach Ihren Bemerkungen im „Pionier" nicht wundern, daß ich Sie zu den letzten, d. h. zu denjenigen Männern zähle, welche dem Weibe gewisse Arbeiten oder Aufgaben zuschreiben und seine Rechte nach den Ansichten abmessen wollen, welche die Männer über jene Aufgaben hegen oder aufstellen. Ja, erlauben Sie es mir zu sagen, Sie behandeln uns Weiber als so untergeordnete Wesen, daß Sie unsre Rechte, man mögte sagen, mit dem Kochlöffel abmessen. Denn der Haupteinwand, den Sie unserer Gleichberechtigung entgegenstellen zu wollen scheinen, ist enthalten in der Bemerkung, daß das Hauswesen, speziell die Küche darunter leiden könnte, wenn die Frau am öffentlichen Leben Theil nähme. Sollte es Ihnen damit wirklich Ernst sein? Gesetzt, das Hauswesen könnte nicht so pünktlich versorgt werden wie jetzt; gesetzt, die Männer gewännen, nachdem sie an Gerechtigkeit gegen uns gewonnen, nicht auch an Galanterie und kochten uns zu lieb nicht selbst bisweilen ihren Kaffee, während wir vielleicht einer Versammlung beiwohnten, so frage ich nur dieß: stellen Sie die Küche höher, oder das Menschenrecht? Ich gönne den Männern Alles, was sie wünschen, Das aber muß ich offen erklären: wollen sie ihre Küche auf Kosten unserer Menschenrechte versorgt wissen, so gönne ich ihnen allen von Zeit zu Zeit eine tüchtige Hungerkur, damit sie sich selbst versorgen lernen. Ehe man den Männern lehrte, daß das schwächere Geschlecht weniger Rechte habe, als sie, weil es für sie kochen müsse, sollte man ihnen lieber statt des Griechischen oder Lateinischen das Kochen lehren.

Daß die Küche leidet, wenn die Männer die Hälfte des Tages im Wirthshaus zubringen und die Hälfte ihres Einkommens an Getränke, Taback u. s. w. verschwenden und daß dieß eine wahre Kalamität für Hauswesen und Familie ist, fällt Niemanden ein bei der Theorie der Menschenrechte in Anschlag zu bringen; wenn aber den Weibern die Freiheit zuerkannt würde, ein Paar Stunden wöchentlich oder monatlich der Theilnahme an den Verhandlungen über ihre Menschenrechte zu widmen, so wäre dieß nach Ihrer Ansicht ein so großes Unglück für Hauswesen und Familie, wie „wenn der Mann erschossen wird, während er im Felde dient". Wie wenig die Rechtsbegriffe der Männer noch ausgebildet oder gereinigt sind, beweis't sich durch nichts so sehr, wie dadurch, daß sie eher die Rechte der Weiber bestreiten, als den Mißbrauch ihrer eigenen tadeln.

Ich muß gestehen, daß mich Bemerkungen, welche an die Menschenrechte der Weiber den Maßstab des Kücheninteresse legen, frappirt haben im Munde eines Mannes, den ich zu unsern schärfsten Denkern und humansten Politikern zähle. Nach Ihrer Theorie würden wir Weiber Aussicht auf Erlangung unserer Rechte haben, wenn man nicht zu kochen brauchte. Sie verleiten uns dadurch zu dem Wunsch, daß die Menschen zum Naturzustande zurückkehren mögten, in welchem die Männer nicht einmal Hausherrn sind, da sie keine Häuser haben, und die Speisen hübsch roh verzehren.

Als Mann der Prinzipien werden Sie zugestehen, daß es sich bei der Ermittlung von Rechten nicht um die Schwierigkeiten handeln darf, sie im Gegensatz zu rechtlosen Zuständen durchzuführen. In der Praxis findet dieser

Punkt von selbst seine Berücksichtigung; in der Theorie aber handelt es sich rein um Feststellung des Prinzips und wir sind leider noch immer in der Theorie. Es kommt also einzig und allein auf die Frage an: sind wir Weiber eben so gut Menschen wie die Männer und haben wir demnach mit ihnen gleiche Menschenrechte, oder nicht? Existiren wir für uns, oder existiren wir als Dienerinnen der Männer? Sind wir also berechtigt, an der Erlassung der Gesetze, denen wir in der menschlichen Gesellschaft gehorchen sollen, uns zu betheiligen, oder müssen wir uns von den Männern die Gesetze diktiren lassen? Haben wir ein Recht, unsre Wünsche und Interessen bei den gesellschaftlichen Einrichtungen geltend zu machen, oder müssen wir willenlos mit den Einrichtungen fürlieb nehmen, welche die Männer allein geschaffen haben? Soll unsre Intelligenz, unsre Opposition, unsre Stimme einen Einfluß auf unser Geschick haben, oder müssen wir in blinder Unterwürfigkeit in den Männern unsre Vorsehung, unsre Herrgötter erkennen und anerkennen?

Erst nachdem diese Fragen beantwortet sind, deren Konsequenzen sich dann von selbst ergeben, kann es sich um die praktischen Schwierigkeiten handeln, welche noch nie ein richtiges Prinzip getödtet haben.

Sie sind für die Emanzipation der Negersklaven und werden ihnen kein Haar breit weniger Rechte zuerkennen, als sich selbst. Gibt es aber in irgend einer Frage größere praktische Schwierigkeiten, als in dieser? Sie können über Nacht eine Monarchie in eine Republik umwandeln, aber Sie bedürfen eines ganzen Menschenalters, um Negersklaven in Wesen umzuwandeln, welche im Stande sind von ihren Menschenrechten Gebrauch zu machen, und

überdieß würde das „Hausweſen" ihrer jetzigen „Eigenthümer" durch ihre Emanzipation einen ganz andern Stoß erleiden, als das eines Republikaners oder Sozialiſten, deſſen Frau z. B. an einer Berathung über Abänderung der Ehegeſetze Theil nähme. Dennoch gelten Ihnen jene Schwierigkeiten nichts, wo es ſich um die Frage handelt, ob die Neger Menſchen ſeien und Menſchenrechte haben, oder nicht.

Während Sie aber liberal und gerecht gegen die Neger ſind, wollen Sie die Weiber hinter dieſelben zurückſtellen? Das Intereſſe der Sklavenhalter wird Sie nicht kümmern bei der Emanzipation der Neger; aber das Privilegium des Kochtopfs kümmert Sie bei der Emanzipation der Weiber?

Glauben Sie nicht, daß ich mit grauſamer Gleichgültigkeit der ſchrecklichen Leiden gedenke, welche den Männern erwachſen könnten, wenn gelegentlich ihre emanzipirten Frauen den Braten anbrennen ließen, oder wenn der Kaffee fünf Minuten ſpäter aufgetragen würde als gewöhnlich, oder wenn ein abgeſprungener Knopf nicht ſofort wieder angenäht werden könnte. Nein, dieſe Leiden weiß ich vollkommen zu würdigen und ich ſympathiſire ſchon im Voraus mit allen Männern, welche von ſolchen Schickſalen betroffen werden könnten. Aber ich tröſte mich mit dem Gedanken, daß die eine Seite der Entwickelung mit der andern immer Schritt hält, daß gemeinnützige Erfindungen mit der Ausbreitung der Menſchenrechte Hand in Hand gehen und daß, wenn wir einmal bis zur „Emanzipation der Weiber" werden fortgeſchritten ſein, wir auch die Kunſt werden gelernt haben, den Braten vor dem Anbrennen zu ſichern, den Kaffee ſtets bereit

zu halten und Knöpfe ohne Nähnadeln zu befestigen. Es kommt bloß darauf an, daß wir Weiber wissen, wo die Hindernisse unserer Emanzipation eigentlich stecken, und haben uns die Männer erst darüber aufgeklärt, daß wir sie in der mangelhaften Einrichtung der Kochherde u. s. w. zu suchen haben, so werden wir gewiß mit allem Eifer an deren Vervollkommnung denken.

An Arnold Ruge in London.

(Aus dem „Pionier" vom 7. Oktober 1855.)

Ihre Antwort auf meine Provokation, wenn Sie es so nennen wollen, hat mich trotz allen Ihren Gegenversicherungen nur in dem Verdachte bestärkt, daß Sie im Grunde die Weiber geringschätzen und ihnen keine gleiche Berechtigung mit den Männern zugestehen. Oder aber, wenn ich Sie mit diesem Verdacht verschonen soll, kann ich es nur, indem ich meine Zuflucht zu der eben so wenig schmeichelhaften Unterstellung nehmen, daß Sie nicht erkannt haben oder nicht zu erkennen vermögen, was ein Weib eigentlich bezweckt, wenn es ein freier M e n s c h sein will.

Zunächst will ich Sie beruhigen in Bezug auf meine persönliche Stellung, da es bei Behandlung unserer Streitfrage für Sie von Gewicht zu sein scheint, ob ich „Frau oder Fräulein" bin. Ich bin keins von beiden, will auch keins von beiden sein, lege aber einen Werth darauf, Das zu sein, was Sie in der Flugschrift des Herrn Heinzen nicht wollen genannt wissen, nämlich ein — „Weib". Ich habe in Ihnen nicht den Ehemann oder

den Junggesellen gesucht und angeredet, sondern den Mann oder den männlichen Menschen; weshalb genügt Ihnen nicht in mir das Weib oder der weibliche Mensch? Das, worüber wir verhandeln, sind Menschenrechte, aber weder Frauen- noch Fräuleins-Rechte.

Noch weniger aber haben wir es mit den Rechten der „Schönen" zu thun. Sie reden mich an mit „Verehrte Schöne" und „Schöne Luise". Woher wissen Sie, daß ich schön bin und was hat die Schönheit mit unserer Frage zu schaffen? Theilen Sie den Glauben der Gardelieutenants, welche eine so hohe Meinung von den Weibern haben, daß sie sich von ihren stehenden Komplimenten auf alle Fälle, mögen sie zutreffen oder nicht, eine Wirkung versprechen? Ich bin über die Thorheit längst hinaus, die Schönheit als Hauptvorzug anzusehen oder mir auf ein Lob derselben etwas einzubilden; wäre ich dieß aber nicht, so würde die Schönheit in meinen Augen dadurch verlieren, daß ein Philosoph, der mich nie gesehen hat, sie zu einem stehenden Komplimente mißbraucht. So wenig es die Freundschaft akkreditirt, daß Jeder den Andern mit „lieber Freund" anredet, so wenig kann es die Schönheit heben, daß man auf's Ungewisse hin unbekannte Personen schön nennt, die möglicher Weise sehr häßlich sind. Was würden Sie sagen, wenn ich Sie mit „Verehrter Schöner" oder mit „Schöner Arnold" anredete? Ob Sie eine solche Bezeichnung verdienen, weiß ich nicht. Wüßte ich aber, daß Sie ein Apoll wären, so würde ich Sie in einem offenen Briefe nicht so nennen, um mich an Ihrer Schönheit nicht durch den Anschein einer bloßen Schmeichelei zu versündigen; und wäre ich darüber im Zweifel, so würde ich um so mehr schweigen, um Sie nicht durch den mög-

lichen Anschein einer Ironie zu beleidigen. Warum aber, frage ich, nehmen Sie nicht gegen mich die nämliche Haltung an? Weil Sie — Sie selbst verlangen, daß ich Sie nicht schone — die Weiber mit dem geringschätzigen Blick eines Gardelieutenants als untergeordnete Wesen oder Spielzeuge ansehen, die Sie glauben mit den trivialsten Schmeicheleien einer in Ihrem Munde doppelt geistlosen Galanterie amüsiren, oder auch auf die Gefahr einer Ironie hin abspeisen zu können. Es ist eine anscheinende Kleinigkeit, womit ich mich hier aufhalte, aber Sie werden zugestehen, daß sich mehr darin ausspricht, als die meisten Männer bedenken und — füge ich hinzu — die meisten Weiber. Daß die meisten meines Geschlechts in leeren Komplimenten, die im Grunde nur eine Beleidigung für sie sind, eine Ehrenbezeigung erblicken, hat mich oft genug empört und ich entschuldigte sie nur, weil eben die Männer sie so geistlos erzogen haben, daß sie gar nicht zum Bewußsein ihrer Stellung und Würde gelangen können.

Ich komme jetzt zu den Hauptpunkten. Die Emanzipation des Weibes scheint mir ein falsch gewählter Ausdruck zu sein, der leicht zu Mißverständnissen führt. Es handelt sich nicht darum, das Weib, es handelt sich vielmehr darum, im Weibe den Menschen zu emanzipiren. Spricht man von Emanzipation des Weibes, so sind die Männer sofort mit der Deutung bei der Hand, man wolle das Weib in eine nicht weibliche Sphäre einführen; die Emanzipation des Menschen im Weibe aber bezeichnet eben de Einsetzung desselben in die allgemeinen Menschenrechte, deren es jetzt noch großentheils beraubt ist und die ihm doch Niemand mit haltbaren Gründen

bestreiten kann. Selbstbestimmung, freie Wahrung unserer Menschenrechte nach jeder Seite hin, Möglichkeit der Ausbildung zu Allem, wozu wir Neigung und Beruf fühlen, Erstrebung unseres Glückes nach eigener Einsicht und eigenem Willen — das ist es, was der weibliche Mensch in Anspruch zu nehmen hat so gut wie der männliche, was ihm aber direkt oder indirekt noch überall bestritten oder vorenthalten wird.

Ich hätte nicht gedacht, daß auch Sie zu den haltlosen Einwänden Ihre Zuflucht nehmen würden, die ich gesprächsweise schon hundert Mal habe widerlegen müssen, die aber fast regelmäßig wiederkehren, so oft man mit einem männlichen Wesen über die Rechte der weiblichen Wesen diskutirt. Auch Sie reden sich ein oder wollen Ihren Lesern einreden, wir Weiber verlangten, als seien wir gradezu wahnsinnig, mit unserer Emanzipation die Freiheit, eine Flinte auf die Schulter zu nehmen, uns in ein Regiment Soldaten stecken zu lassen, als Matrosen zur See zu gehen, kurz grade Das zu thun, was unseren Wünschen eben so sehr zuwider ist wie unserer Natur. Was würden Sie sagen, wenn ich meinen Kanarienvogel aus dem Grunde nicht aus dem Käfig lassen wollte, damit er mir nicht die Tauben und Hühner zerreiße? Die Männer behandeln uns eben so wahnsinnig wie ich in solchem Fall meinen Kanarienvogel behandeln würde. Einem Kanarienvogel trauen sie zu, daß er in der Freiheit nur seiner Natur folgen und seine Fähigkeiten anwenden werde; dem Weibe aber trauen sie zu, daß es in der Freiheit eine andre Natur annehmen und sich mit Gewalt auf Dinge verlegen werde, wozu es so wenig Fähigkeit wie Neigung hat. Wie Sie zu solchen Voraussetzungen

kommen, ist mir platterdings unbegreiflich. Fürchten wir etwa, daß emanzipirte Männer den Strickstrumpf ergreifen oder sich an den Stickrahmen setzen werden? Oder wollen auch Sie uns etwa mit dem Popanz der öffentlichen Pflichten zurückschrecken und uns die Ausübung unserer Rechte verwehren, weil wir nicht fähig sind, alles Das zu übernehmen, was der jetzige Zustand der Gesellschaft ihren Mitgliedern als Pflichten auferlegt? Sollten wir deshalb Sklavinnen sein, weil wir z. B. nicht im Stande sind, Werkzeuge zur Erhaltung der Sklaverei, nämlich Soldaten, zu sein gleich den Männern? Aber selbst die Männer unter sich messen ihre Rechte nicht nach der Fähigkeit ab, die öffentlichen Pflichten zu erfüllen. Den Schwachen, den Krüppel entbinden sie vom Soldatendienst, ohne ihm darum das geringste Menschen- und Bürger-Recht zu nehmen; die Weiber aber will man entrechten, weil sie nicht die Natur oder Gliedmaßen eines Grenadiers besitzen. Woher dieser Widerspruch?

Ich denke, Ihre Besorgniß, wir würden uns auf die Schlachtfelder oder Schiffe drängen, wenn Sie uns das Recht zugestänben, zu thun, wozu uns Fähigkeit und Neigung treiben, werden Sie eben sowohl ablegen können wie Sie uns die Lehre hätten ersparen können, daß wir — Weiber und nicht Männer sind. Sie mögen mir zürnen oder nicht, ich muß Ihnen aber gradezu sagen, daß ich anfänglich, freilich nur anfänglich, laut aufgelacht habe, als ich aus Ihrer Antwort erfuhr, daß wir Weiber die Bestimmung haben — Mütter zu werden. Um Das zu lernen, Herr Ruge, braucht Niemand Philosophie zu studiren; und eben so wenig braucht ein Philosoph zu fürchten, daß wir diese Bestimmung verlernen, oder in Versuchung kommen

können, Väter zu werden. Sie müssen doch zugestehen, daß wir dem männlichen Verstande noch nie solche Komplimente gemacht haben wie Sie dem weiblichen machen. Noch nie ist es einem Weibe eingefallen, die Männer belehren zu wollen, daß ihre Bestimmung sei, Väter zu werden. Fast bin ich versucht, in Ihren Worten die bitterste Ironie zu suchen. Darüber, Herr Ruge, daß uns die Männer das Recht abgesprochen hätten, Mütter zu werden, haben wir uns wahrlich noch nie zu beklagen gehabt*)! Wären sie für Alles so besorgt gewesen, wie für

*) Eben als ich Ihre Ermahnungen über unsre Bestimmung, Mütter zu werden, gelesen hatte, kam mir durch Zufall eine statistische Notiz in die Hand, aus der ich Folgendes heraushebe. Die Zahl der bekannt gewordenen verbrecherischen Gewaltthaten gegen Weiber betrug im Jahr 1854 in diesem „freien Lande" nicht weniger als 3500. In 48 dieser Fälle wurde die Gemißhandelte zugleich ermordet oder sie starb in Folge der erhaltenen Verletzungen. 189 Weiber nahmen sich selbst das Leben und unter diesen 127 in Folge von Verführung oder erlittener Gewaltthat.

Wer die hiesigen Zustände kennt, wird es für keine Uebertreibung erklären, wenn ich die erwähnten Fälle durch Hinzurechnung der nicht bekannt gewordenen verdoppele.

Wir würden also für ein einziges Jahr mindestens 10,000 Männer vor uns haben, welche als Verbrecher der Doktrin huldigten, daß die Bestimmung des Weibes sei, Mutter zu werden.

Glauben Sie nicht, daß ich diese statistische Belehrung mit der Ihrigen zusammenstellen wolle. Aber Sie werden mir sicher nicht Unrecht geben, wenn ich Freunde der Humanität, welche den Weibern Vorlesungen über die Mutterschaft halten, auffodere, sie zuvor zu freien, voll-

die Mutterschaften, wir Weiber hätten niemals Anlaß zu Beschwerden erhalten. Nein, Mutter zu werden, verwehren sie uns so wenig, wie Köchinn zu werden, und immer ist es entweder der Kochherd oder die Wiege, worauf sie uns verweisen, wenn wir von unsern Menschenrechten reden. Hat ein Weib jemals die Vaterschaft als Einwurf benutzt, wo der Mann sein Menschenrecht in Anspruch nahm? So wenig wie es je einem Weibe eingefallen ist, einem Manne das Stimmrecht abzusprechen, weil er von Profession ein Kleidermacher, Bäcker u. s. w. war. Wie aber sieht es vollens mit den Rechten derjenigen Weiber aus, die niemals Mütter waren oder die das Schicksal der Niobe getroffen? Nach Ihrer Logik haben sie als Menschen keine Bestimmung und wer keine Bestimmung hat, wozu soll der Rechte haben?

Doch ich will mich auf Ihre Belehrung über die Mutterschaft von einer andren Seite einlassen. Grade als Mutter hat das Weib doppelten Anspruch auf Ausübung von Rechten, die der Mann allein sich anmaßt. Grade aus Rücksicht auf die Mutterschaft hat es zu verlangen, daß es nicht in Gesellschaftszuständen, an denen es ohne Vollberechtigung als Mensch und Bürger nichts ändern kann, durch die Noth vielleicht in die Arme eines Mannes getrieben werde, durch den es niemals Mutter geworden wäre, wenn es selbstständig hätte handeln können; grade

---

berechtigten Menschen in menschlichen Zuständen machen zu helfen.

Besäßen die Weiber das Recht, diese Zustände zu humanisiren, wahrlich, die Zeit, wo die Männer ungestraft zu Bestien an ihnen werden können, würde bald vorüber sein.

als Mutter hat es zu verlangen, daß ihm diejenige Ausbildung zu Theil werde, welche es befähigt, die Erzieherinn seines Kindes zu sein; grade als Mutter hat es ein hohes Interesse, auf diejenigen Staatsanstalten einwirken zu können, in denen das spätere Schicksal seines Kindes entschieden wird; grade als Mutter muß es einen Einfluß auf die Erlassung von Gesetzen ausüben können, durch die es zum eigenen Verderben und zum Verderben seiner Kinder in verhaßten Banden zurückgehalten werden kann; grade als Mutter muß es die Möglichkeit einer selbstständigen Stellung verlangen, um noch Mutter sein zu können, nachdem der Vater vielleicht aufgehört hat, Vater zu sein; grade als Mutter muß es trachten, Zustände ändern zu helfen, welche wir täglich von — Kindesmörderinnen verfluchen hören; grade als Mutter muß es ein Recht auf sein Kind haben, das ihm jetzt der Mann mit Gewalt entreißen kann, wenn ihm dessen Gesellschaft unerträglich geworden; grade als Mutter muß es das Recht der Einwirkung auf Zustände wünschen, in welchen es machtlos seine Kinder zur Schlachtbank muß führen sehen, um sie der Laune eines Despoten, oder der Rohheit eines Pöbelgeschmacks opfern zu lassen.

Sie sehen also, daß, statt der Mutterschaft wegen uns vom öffentlichen Leben fern zu halten, wir grade der Mutterschaft wegen das größte Interesse haben, einen Einfluß auf das öffentliche Leben zu gewinnen.

Doch ich merke zu meiner eigenen Ueberraschung, daß ich in Eifer gerathe, während ich mir vorgenommen hatte, Ihnen in ruhigster Weise zu antworten. Vielleicht habe ich mich darüber geärgert, daß ich von Ihnen Dinge hören mußte, die ich von Ihnen am Wenigsten erwartet

hatte, und Dieß sei die einzige Schmeichelei, womit ich die Ihrige erwiedere.

Die Männer.

(Aus dem „Pionier" vom 14. und 15. Oktober 1855.)

Herr Redakteur!

Bei einer früheren Gelegenheit foderten Sie mich auf, bei Besprechungen im „Pionier" ohne allen Rückhalt zu reden. Dieser Auffoderung komme ich um so lieber nach, da sie bei mir gar nicht nöthig war. Ich bin gewöhnt, stets meine ganze Meinung zu sagen, was, wie man mir oft versichert hat, nicht „klug" sein soll; ich konnte aber niemals einsehen, daß es weniger klug sei, meine Ueberzeugung nicht zu unterdrücken, mein Recht nicht aufzugeben und meine Freiheit nicht zu opfern, als, die Rücksicht auf fremde Schwächen, Thorheiten und Fehler zum Gesetz meines Handelns zu machen. Am Wenigsten kann mir dieß heute in den Sinn kommen, wo ich mir vorgenommen habe, ein Thema zu besprechen, das meiner Meinung nach nicht rücksichtlos genug behandelt werden kann.

Shakespeare sagt: „Gebrechlichkeit, dein Name ist Weib". Niemand würde mir weniger widersprechen, als Shakespeare, wenn ich sagte: „Lug, dein Name ist Mann!" Ich werde mir nicht die Mühe nehmen, nachzuweisen, welche Lügenberge die Männer als Andenken überall hinterlassen haben, wo sie das Gebiet der Geschichte betraten; meinem Zweck genügt es, zunächst festzustellen, daß ihr ganzes Verhältniß zu uns Weibern von jeher ein

Verhältniß der Lüge war. Wie jeder Tyrann lügt, lügen muß, so haben auch die Männer stets gelogen, weil sie unsre Tyrannen waren. Ob sie uns Komplimente machten oder uns zu hassen vorgaben, ob sie uns Vorzüge einräumten oder uns entrechteten, ob sie uns auf den Händen trugen oder uns unter die Füße traten — nie waren sie wahr, nie konnten sie wahr sein, weil sie stets von der großen Grundlüge ausgingen, daß wir nicht mit ihnen gleiche Menschenrechte besitzen, daß wir untergeordnete Wesen, daß wir ihre Werkzeuge sein sollen. Volle Anerkennung unserer Gleichberechtigung — das ist die erste, die unumgängliche Bedingung für die Möglichkeit, daß die Männer aufhören, den Weibern gegenüber — Lügner zu sein.

Es ist nicht möglich, naivere Selbstgeständnisse abzulegen, als die Männer über ihre Lügenstellung ablegen, wenn man die Argumente angreift, welche sie unserer sogenannten Emanzipation entgegensetzen. Ich habe noch stets gefunden, daß die Haupteinwürfe, auf welche die intelligenteren und gebildeteren — von den andren rede ich nicht — sich zurückzogen, einfach darauf hinauskamen, *die Männer im Allgemeinen seien noch nicht humanisirt genug, um freien Weibern die Existenz unter ihnen möglich zu machen.*

Nun, das ist doch ein Anfang von Wahrheit. Es ist ein interessantes Geständniß, wenn auch ein schlechter Beweis. Was würdet ihr freien Männer einem Sklavenbesitzer antworten, der das Bekenntniß ablegte, seine Rohheit und sein Egoismus erlaube ihm nicht, seinen Sklaven das Recht auf Freiheit zuzugestehen? Würdet ihr

das als einen Beweis gegen das Recht der Sklaven anerkennen?

Ihr aber stellt euch ganz in das Verhältniß des Sklavenbesitzers. Ihr geht nur noch etwas weiter, indem ihr uns bei Bestreitung unserer Rechte Komplimente auf eure eigenen Kosten macht. Die Komplimente sind euch so wohlfeil, daß ihr sogar noch einen Theil eures Verstandes und eurer Ehre zugebt, wenn man sie nur acceptirt. Wir sind zu edle Pflanzen, um in dem wilden Klima der männlichen Rohheit ohne Gehege und Schutzdach existiren zu können — das ist der Sinn der Komplimente, welche die letzte Einkleidung eurer Beweise gegen unsre Gleichberechtigung bilden.

Die Männer würden sehr bald auch ohne Komplimente zur Anerkennung unserer Menschenrechte gelangen, wenn wir die Gewalt hätten, sie zu erzwingen. Ein Heer Strelitzen hinter uns — und jedes Weib wird von den Männern nicht bloß als gleichberechtigter Mensch anerkannt, sondern auch als Czarinn verehrt, ja als Göttinn angebetet werden. Ein Glück für uns alle, daß wir Weiber keine Strelitzen zu kommandiren haben! Wenn überhaupt abgezwungene Rechte nicht eher Ruhe, Sicherheit und Glück bringen, als bis ihre Gegner unschädlich gemacht sind, so würden wir Weiber ja für die unsrigen einen Krieg ohne Ende, einen wahren Krieg „bis zum letzten Mann" zu führen haben. Sollten wir die Männer ausrotten, um frei zu werden? Fürchtet euch nicht, ihr Edlen! Nur ihr bedürft der Gewalt, um frei zu werden; wir bedürfen nur der Verzichtung auf die Gewalt. Unser Stolz wie unser Trost ist es, daß nur die Humanität, nicht das Eisen, uns von eurer Tyrannei und

euch selbst von eurer Lüge befreien wird. Der Sieg der Schwäche über die Kraft durch die Ideen der Humanität — das ist sicher der edelste und schönste Triumph, den wir uns denken und wünschen können, und dieser Triumph ist ein ausschließlich weiblicher.

Eine Lüge also ist es, wenn die Männer unsre Gleichberechtigung bestreiten, und eine Tochter dieser Lüge ist es, daß sie, statt sich selbst durch Humanisirung zur Gleichstellung mit uns zu befähigen, sich das Ansehen geben, als seien wir nicht fähig zur Gleichstellung mit ihnen. Sobald die Männer beginnen, wahrhaft Menschen zu werden, hören sie auf, die Gleichstellung der Weiber zu bekämpfen; nur so lang sie rohe Egoisten sind, protestiren sie dagegen, daß die Humanität ohne Grenadierknochen, das Weib nämlich, Theil nehme an ihrem Regiment.

Aber bliebe es bloß bei Dem, wir könnten ruhiger die Zukunft abwarten, denn allerdings wäre es für uns eine harte Aufgabe, als humanisirendes Element die Herrschaft der Männer im Gebiete der Politik zu mildern in einer Zeit, wo sie es noch für die größte Ehre halten, sich zu Hunderttausenden zu erwürgen, ohne nur zu wissen, warum, wo sie wie die Gladiatoren noch millionenweise bereit stehen, um auf das Kommando irgend eines Imperators über einander herzufallen, sich zu zerfleischen und mit Strömen Blutes die Erde zu düngen. Weshalb? Sie haben nicht einmal den Grund, der einen Gladiator entschuldigt. Sie morden aus Gewohnheit oder aus Servilismus; sie lassen sich morden für ein Trinkgeld oder eine gnädige Miene. Welcher Stolz, ein Mann zu sein!

Wie gesagt, neben solchen Herrschern im Regiment zu sitzen, wird selbst für Amazonen nichts Verführerisches

haben. Behaltet denn die Politik so lang für euch, bis die Hälfte von euch durch die andre Hälfte geschlachtet und begraben ist! Vielleicht verwandelt sich dann der männliche Gladiatorensinn in Menschlichkeit — aus Erschöpfung, und wir Weiber werden dann die Aufgabe haben, ihn vor Rückfällen zu bewahren.

Aber es gibt noch eine andre Bühne der Thätigkeit, auf der wir auch jetzt täglich mitspielen, und das ist das soziale Leben. Auch da finden wir, wie auf dem Throne der Gesetzgebung, die Männer als Lügner wieder und da sogar als die größten.

Was ist Ehre? Was ist Charakter? Was ist Gewissen? Was ist Moral?

Wer mir solche Fragen stellte, den würde ich zunächst um Auskunft bitten, ob er das männliche Geschlecht allein, oder ob er auch dessen Verhältniß zum weiblichen im Auge habe. Denn so wie die Männer von Hause aus dem Weibe kein Recht zuerkennen, so haben sie auch dem Weibe gegenüber keine Ehre, keinen Charakter, kein Gewissen, keine Moral, und wo sie davon reden, da l ü g e n sie. Sie haben in allen diesen Dingen für die Weiber ein ganz andres Maß und Gewicht, als für sich selbst, und was sie unter sich verachten und verabscheuen, das halten sie für ehrenvoll und erlaubt, wenn es sich gegen das schwächere Geschlecht richtet. (Man übersehe nicht, daß ich in diesem ganzen Artikel die große, große Majorität im Auge habe, ohne die kleine, kleine Minorität mit zu verdammen.)

Alle Tage finden wir in Büchern und in Zeitungen die schönsten Ergüsse der männlichsten Entrüstung, wenn irgend ein Unwürdiger sich erniedrigt, einem Geldbesitzer, einem

Machthaber, einer Partei, oder gar dem Pöbel zu schmeicheln und seine Grundsätze zu opfern, um diesen oder jenen egoistischen Zweck zu erreichen. Dieselben Strafprediger aber, welche solche Erniedrigung verdammen, sind jeden Augenblick fähig, jedes Weib, das durch rothe Wangen, oder funkelnde Augen, oder eine üppige Gestalt ihre Aufmerksamkeit erregt, mit Schmeicheleien und Versicherungen zu überschütten, die in jedem Buchstaben eine Heuchelei, in jeder Wendung eine Erniedrigung enthalten. Und wozu? Oft entspringt diese Lügenhaftigkeit einer bloßen Gewohnheit, meistens aber ist sie auf Bethörung und Erreichung eines gemeinen Zweckes gerichtet. Männer, die im Zirkel von Männern von Ehre und Charakter übersprudeln, sinken vor jedem hübschen Weibe zur verächtlichen Rolle eines heuchlerischen Schmeichlers herab. Für einen bloßen Blick werden sie Schauspieler; für einen Kuß werden sie Redner; für eine Gunst werden sie Kammerdiener. Und haben sie ihren Zweck erreicht, avanciren sie sofort wieder vom Kammerdiener zum Tyrannen. Trotz alledem bleiben sie „Männer". Ich aber sage, daß sie Lügner sind. Entweder ist Das eine Lüge, was sie vor Männern Ehre und Charakter nennen, oder das Gegentheil davon, das sie vor Weibern an den Tag legen. Ich wenigstens kann es mir nicht denken, daß ein Mann, der wirklich Ehre und Charakter besitzt, sie beliebig aufstecken oder ablegen könne, wie ein Abzeichen, je nachdem er mit Männern oder Weibern verkehrt.

Nichts ist gewöhnlicher und zugleich nichts widerwärtiger, als die Rolle des Liebeskomödianten, die einzige, welche die gewöhnlichen Männer, namentlich unsre Herrn Officiere, mit einigem Talent zu spielen wissen. Daß

dieses Komödienspielen nicht unter den Männern selbst mehr in Verruf gekommen, beweis't nur, wie allgemein unter ihnen eine Lügenhaftigkeit geworden ist, durch die nicht bloß der Mann, nicht bloß das Weib, sondern auch das schönste Verhältniß herabgewürdigt wird, das beide Geschlechter verbinden kann. Abscheulicher Zustand, in welchem der erste Gedanke eines Weibes, das einen Mann das Wort Liebe in den Mund nehmen hört, der sein muß: ist er wahr, oder ist er ein Lügner?!

Die nämliche Frage drängt sich mir auf, so oft ich diejenige „Ritterlichkeit" nennen höre oder üben sehe, wofür wir in unserer Sprache gar kein Wort haben, nämlich die Galanterie. Ist sie eine Tugend? Mir erscheint sie nur entweder als eine Heuchelei oder als eine Lächerlichkeit. Ein galanter Mann erinnert mich entweder an einen Lieutenant oder an einen Don Quixote. Ich kann es verstehen, wenn der Mann dem Weibe als einem schwächeren und zarteren Wesen behülflich und gefällig zu sein sucht, wo es der Hülfe bedarf; aber ich sehe nicht ein, daß diese Hülfeleistung und Gefälligkeit etwas Andres zu sein braucht, als eine Bethätigung der allgemeinen Zivilisation und Humanität, es sei denn, daß zwischen den betreffenden Individuen ein persönliches Verhältniß besteht. So wenig Der galant ist, der einem Kinde, einem Kranken u. s. w. hilft oder eine Gefälligkeit erzeigt, so wenig sollte es Der sein, der einem schwachen Weibe die Rücksichten der Menschlichkeit erweis't.

Noch weniger, als Ehre und Charakter, wird vor einem weiblichen Tribunal Gewissen und Moral der Männer — wenn ich diese Eigenschaften von jenen trennen soll — die Prüfung der Wahrheit bestehen. Jeder Mann wird

unbedingt einräumen, daß es eine Schändlichkeit sei, den andern um Geld, Ehre, Freiheit, Glück zu betrügen. Aber diese Moral verliert im Nu den Boden unter den Füßen, sobald sich der Betrug gegen ein Weib richtet und sich auf ein geschlechtliches Verhältniß bezieht. Zwar habt ihr hier und da Gesetze, welche z. B. die Verführung und Preisgebung eines Mädchens zum Vergehen machen; aber wenige von euch haben Grundsätze, welche das Vergehen verdammen. Und welche Strafe habt ihr dafür? Die — Heirath! Daß das Opfer einer Schlechtigkeit den Namen des Thäters erhält, daß eine Unglückliche an den Urheber ihres Unglücks polizeilich gefesselt wird — das ist die höchste Kompensation, welche eure Gerechtigkeit zu finden wußte.

Die Männer sind gewöhnt, mit dem Glück der Weiber zu spielen wie der Knabe mit dem Leben eines Insekts. Lehrt uns nicht die tägliche Erfahrung, daß ihr Gewissen aufgehört hat zu existiren, wo ihre thierische Begierde erwacht; daß sie kein Bedenken tragen, das ganze Lebensglück eines Weibes einer Minute der sinnlichen Lust zu opfern; daß ihnen kein Mittel der List und selbst der Gewalt zu schlecht ist zur Erreichung von Zwecken, die nie und unter keinen Umständen den hundertsten Theil der Selbstentwürdigung aufwiegen können, an welche ihre Erreichung geknüpft ist? Einen Mann zu betrügen, haltet ihr für eine Schande; ist es aber nicht ein Triumph für euch, ein Weib zu betrügen? Durch Mißbrauch eines Vertrauens eine Börse zu erleichtern, ist euch ein Verbrechen; aber durch Mißbrauch eines Vertrauens ein Herz zu vergiften, ist euch ein Scherz. Wie viele gibt es unter euch, deren Gewissen davor zurückschreckte eine Don

Juan'sche Triumphliste mit den blutigen Thränen unglücklicher Weiber zu schreiben? Seid ihr nicht von Jugend auf daran gewöhnt, ich mögte sagen darauf erzogen, die Weiber, unbekümmert um die Folgen, durch jedes beliebige Mittel euren niedern Zwecken dienstbar zu machen und mit ihrem Unglück sogar zu prahlen? Betrachtet ihr nicht ein Mädchen, das ihr auf den Weg der Schande gebracht oder durch Verzweiflung zum Selbstmord getrieben, etwa mit denselben Augen, womit der Jäger ein getroffenes oder gefallenes Wild betrachtet? Hinterher aber seid ihr alle bereit zu singen:

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Blumen in's irdische Leben."

Es ist, als sänge der Jäger ein Lied über das Thema: ehret das Wild, denn es schmeckt gut, wenn wir es todtgeschossen haben.

Welche Revolution wird in den Begriffen der Männer noch vorgehen, welche Umwandlung wird die Erziehung in ihrem Leben erst hervorbringen müssen, ehe sie zur Erkenntniß und Anerkennung der einfachsten Grundsätze der Ehre und Moral gelangen, sofern es sich um ihr Verhältniß zu dem schwachen, mit tausend Fesseln der Abhängigkeit an ihre Zustände geschmiedeten Weibe handelt! Wollt oder könnt ihr noch nicht im öffentlichen Leben dem Weibe gleiche Berechtigung zugestehen, so gewöhnt euch wenigstens daran, es im sozialen Leben nicht durch eine Moral zu erniedrigen, die ihr unter euch gradezu für eine Kriegserklärung ansehen würdet. So lang ihr eine Ehr- und Gewissenlosigkeit gegen uns nicht eben so hoch anschlagt wie gegen euch selbst, beweis't ihr eben, daß ihr

uns nicht für menschlich zurechnungsfähig ansieht, daß ihr im Leben unsre Tyrannen seid wie in der Politik und daß alle eure Gegenversicherungen einfache Lügen sind.

Ich habe ein Thema zu besprechen unternommen, das sich besser für ein Buch, als für einen Journalartikel eignet. Um nicht zu weitläufig zu werden, biege ich von meinem Wege ab und füge zum Schluß noch einige Bemerkungen über die Stellung hinzu, welche die Männer als solche, abgesehen von ihrem Verhältniß zu uns, jetzt im Leben und in der Politik einnehmen.

Männer! Was ist ein Mann? Welche Fülle von Schönheit und Größe vereinigt sich in der Bedeutung dieses Wortes! Es liegt in der Natur der Dinge, daß die beiden Geschlechter, wie jedes über sich selbst eine strenge Kritik übt, so gegenseitig stets geneigt sind, einander mit günstigen Augen anzusehen und beiderseitig alle gute Eigenschaften herauszufinden. Sicher gibt es kein Weib von einiger Denkfähigkeit, das nicht bereit wäre, in jedem Manne ein Ideal zu finden und, wie ich mir denke, wird es sich umgekehrt eben so verhalten. Aber wie bitter wird die Enttäuschung, wenn diese Bereitwilligkeit sich unter der jetzigen Männerwelt nach Gegenständen der Anerkennung umsieht! Sollte es denn wirklich zu allen Zeiten so gewesen sein? Es wäre schrecklich, eine solche Belehrung anerkennen und danach auch einen Schluß auf die Zukunft machen zu müssen. Dreimal glücklich das Weib, das in dieser Zeit der allgemeinen Erschlaffung und Gemeinheit einen Mann gefunden, den es wahrhaft achten und lieben kann! Man beschuldige mich nicht, daß ich die Ausnahmen nicht in Anschlag bringe; ich kenne sie

und weiß sie doppelt zu schätzen. Aber was, frage ich, ist von jener herrschenden Masse und ihren Größen zu halten, unter denen wirkliche Männer wie Proskribirte und Aussätzige angesehen werden? Kennt sie noch andre Zwecke, als Geldgewinn, thierische Genüsse und politische Erniedrigung? Was ist aus jener großen Emigration geworden, die einst unser Vaterland mit dem Kampfgeschrei gegen die Tyrannen erfüllte? Sind das Männer, welche die Freiheit vergaßen, sobald sie besiegt war? Sind das Männer, welche jenseit des Meeres der Tyrannei ewigen Haß schwuren und in diesem Lande die Scham schon so weit abgelegt haben, daß sie sich mit den Menscheneigenthümern zur Untergrabung der Republik vereinigen? Ich kenne die Schwächen meines Geschlechts und gestehe sie zu, obschon es für die wenigsten verantwortlich ist; das aber darf ich behaupten: kein Weib, dessen Herz einmal von der Begeisterung der Freiheit entflammt worden, ist fähig, sie über Nacht zu vergessen oder sich aus gemeinen Rücksichten mit ihrem Gegentheil zu versöhnen. Wir sind Ideen treu wie wir es Personen sind. Ihr Männer aber könnt Alles vergessen und verrathen, wofür ihr einst zu schwärmen schient, nicht einzeln, nicht dutzendweise, nicht hundertweise: Tausende und aber Tausende kehren der Freiheit den Rücken, werfen ihren Namen in die Urne der Sklaverei und — schämen sich nicht! Fürwahr, ihr Männer seid nicht bloß Lügner, ihr seid auch Sklaven! Seid ihr nicht von Natur gemein?

In London lebt ein Mann, der einst die allgemeine Theilnahme erregte und dessen romantisches Schicksal, ich gestehe es, auch meine Phantasie eine Zeit lang bestach und eine Art Enthusiasmus in mir erweckte. Dieser

Mann ist G. Kinkel. Er schwur den Feinden unseres Vaterlandes rastlosen Krieg und durchzog dieses Land, um die Mittel dazu herbeizuschaffen. Was ist aus ihm geworden? Er ist verschwunden und verschollen. Sein Tyrannenhaß hat sich schnell beschwichtigt und seine Kriegslust ist verstummt hinter dem Laden einer Bank, auf welcher er, zur Beruhigung der Despoten, die gesammelten Revolutionsgelder „verzinslich deponirte"! Hat je ein Mann zudringlicher das Vertrauen seiner Landsleute in Anspruch genommen, und hat je einer es schnöder betrogen, als dieser Kinkel? So konnte kein Mann handeln, der nur einen Begriff von Ehre hatte und dem an der Achtung achtungswürdiger Menschen das Mindeste gelegen war. Und doch, ist Herr Kinkel nicht der Muster-Mann für diese ganze Emigration geworden? Hat sie nicht Alles gerühmt, was er gethan, und Alles gebilligt, was er unterlassen hat? Billigt sie es nicht fortwährend? Betheiligt sie sich nicht unausgesetzt an seiner Verächtlichkeit? Wo, frage ich, bleiben da die *Männer*?

Und ist es nicht ein schrecklicher Gedanke, daß diese Emigration die Blüthe des teutschen Volkes darstellt? Wenn so die Blüthe ist, was soll da aus dem Baume werden?

Es hat Zeiten gegeben, wo sich, wie ein Schriftsteller sich ausdrückt, die Männer vor den Weibern schämen mußten. Selbst solche Zeiten scheinen für uns überwunden zu sein. Männer, die sich nicht vor einander schämen, werden auch keine Scham vor Weibern empfinden. So wollen wir uns denn *für sie schämen*. *Uns für euch schämen, die wir lieben sollten*,

das ist die härteste Strafe, die wir für euch ersinnen können; aber für uns ist sie es nicht minder.

Es stimmt mich traurig bis zur Erschlaffung, wenn ich sehe, wie vergeblich, wie hoffnungslos jedes edlere Streben hier sich abmüht, bloß das Menschliche aufrecht zu erhalten — von Weiterentwickeln will ich gar nicht reden, — das unsre teutsche Emigration mit herübergebracht hat. Wenn es drüben verloren ginge, würde man sich wenigstens damit trösten können, daß die Herrschaft der Gewalt es verdrängt habe; hier aber ist man versucht, den Fehler auf Rechnung der menschlichen oder teutschen Natur zu setzen, wenn man sieht, wie sie alle Freiheit und alle Mittel zu edlerer Entwickelung nur benutzt, dieselbe niederzutreten und der Rohheit und Gemeinheit zum Siege zu verhelfen. Sie haben mir noch nie so aus der Seele geschrieben, wie in dem Artikel über die Kunst zu verzweifeln. Er gibt Dem Worte, was ich so oft gedacht, aber nicht zu sagen gewagt habe. Wenn es nicht das Bedürfniß, sich frei auszusprechen, und das Bewußtsein der Uebereinstimmung mit den Wenigen, die Ihnen beipflichten, wäre, was Sie zur Fortsetzung dieser Wirksamkeit unter dieser Masse bewegt, so würde ich mir solche Ausdauer nicht erklären können, ich würde sie Wegwerfung nennen müssen. Klänge, welche die innersten Fibern empfänglicher Herzen erzittern machen könnten, verhallen hier ungehört wie der Schrei eines Vogels im Urwalde; die klarsten und eindringlichsten Wahrheiten dienen nur dazu, den Vertretern ihres Gegentheils Anhänger zuzuführen; an der Unempfindlichkeit und Stumpfheit sehe ich jeden edlen Eifer erfolglos abprallen, wenn nicht gar Rohheit und Pöbelhaftigkeit ihm mit Hohn und Verfolgung lohnt. Mir ist diese Erschei-

nung, daß in der Freiheit die Bessern vergebens und nur die Schlechten mit Erfolg arbeiten, etwas durchaus Unerwartetes gewesen und etwas Unbegreifliches ist sie mir noch immer. Allen Geist und alles Gemüth so weggeworfen zu sehen an eine Bevölkerung, die doch gebildete Elemente in sich birgt, hat für mich etwas so Trostloses, daß ich wirklich nicht bloß an der Majorität, sondern auch an der Minorität verzweifeln mögte. Mir schweben dabei die katholischen Prozessionen vor, die ich in Teutschland gesehen und wobei man die Blumen nur benutzt, um sie auf den Weg zu streuen und von den gemeinen Füßen einer stupiden Masse zertreten zu lassen. Ich kann mir gar nicht erklären, wodurch die Menschen sich hier das Leben erträglich machen, wenn sie Alles abweisen, was es schön macht. Ich frage mich: haben sie denn gar keinen Geist, haben sie gar kein Herz, denken und empfinden sie nicht mehr? Denn wenn sie dächten und empfänden, müßten sie doch auch das Bedürfniß haben, ihre Gedanken und Empfindungen in einem entsprechenden Streben zu bethätigen und zu vereinigen. Was, denke ich mir, würden diese Tausende nicht zu leisten vermögen, wenn sie wollten, und daß sie es nicht wollen, obschon Alles und Alles aufgeboten worden ist, sie dazu anzuregen, ist das nicht ein Beweis vollständiger Verkommenheit und Versunkenheit?

Ich male mir das Bild vielleicht zu düster aus, vielleicht hellt es sich vor andren Augen wieder auf durch lichtere Seiten, die ich nicht kenne. Aber daß ich im Allgemeinen nicht zu schwarz sehe, werden Sie am Wenigsten bestreiten können*).

*) Unsre Freundinn vergißt nur, die Einwirkung der

Ich mögte nur wissen, ob es hier Menschen gibt, die wirklich glücklich sind. Muß nicht ein Gemüth, das empfänglich für das Glück ist, zugleich so viel Empfänglichkeit für das Unglück haben, daß ihm seine hiesige Umgebung Alles verbittert? Wer kann denn glücklich sein, wenn er über dieses Schlachtfeld der Gemüthlosigkeit einherschreitet, die Herzen bricht wie Glasscherben und Menschenglück niedertrit wie Gewürm! Wie manche Seele verkommt in diesem Lande freundlos und unbekannt, wie

---

sozialen wie politischen Zustände auf die Eingewanderten in Anschlag zu bringen und namentlich zu bedenken, daß eine Menge grade der bessergesinnten und gebildeteren noch mit Miseren zu kämpfen haben, welche ihnen die Theilnahme an allgemeinen Bestrebungen verleiden oder erschweren. Mit vollem Recht aber trifft das Urtheil der Verwerfung namentlich die große Masse der, materiell besser gestellten ältern Einwanderung, welche jede Theilnahme am geistigen Leben und an freien Bestrebungen förmlich abschwört und haßt, während jede niedere und unfreie Richtung bei ihr Anklang findet; ferner denjenigen, nicht wenig zahlreichen Theil der jüngern Emigration, welche materiell nicht genirt ist, aber durch einen hohlen Dünkel verleitet wird, sich gegen Alles negativ oder passiv zu verhalten, was nicht speziell sich um seine Gunst bewirbt. Das Ende vom Lied ist freilich, daß die ganze große teutsche Emigration in der Waagschale des Fortschritts *gar nichts wiegt* und Alles mit Geringschätzung auf sie herabsieht.

Wir verdenken es einem denkenden und fühlenden Weibe nicht, daß es in isolirter Stellung in diesem Klima nicht ausdauern kann; *uns* wird es erträglich durch die Freiheit des Worts, das wenigstens den Saamen für die Zukunft ausstreuen kann.

Die Redaktion des „Pionier".

manche trägt ihr Weh sprachlos in das Grab, weil sie ganz und gar darauf verzichtet hat, hier eine Theilnahme und ein Verständniß zu finden! Jedes Schiff, das die Gewässer befährt, jeder Wagen auf der Eisenbahn, jede Blockhütte des Urwalds, jede Dachkammer der Städte, namentlich aber jedes Hospital, jedes Irrenhaus und jeder Kirchhof birgt hier eine Welt von Schmerz ohne Mitgefühl und es kommt mir vor, als ob nur die Abstumpfung das Mittel wäre, wodurch die hiesige Menschheit sich das Bewußtsein des eigenen oder des fremden Unglücks erträglich machte. Wie über die Kunst zu verzweifeln, könnten Sie auch einen Artikel schreiben über die Kunst sich abzustumpfen.

Ich kann sie nicht lernen, vielmehr steigert sich meine Empfindlichkeit in dem Grade, in welchem ich die Unempfindlichkeit der Andern wachsen sehe. Sich aus dem Zusammenhang mit der übrigen Welt zu reißen, sie ganz zu ignoriren, sich vollständig abzuschließen, ist nun einmal nicht möglich. Der Zusammenhang stellt sich durch die Atmosphäre wieder her, wenn er auf andrem Wege unterbrochen war.

Auf mich scheint diese Atmosphäre einen unheimlichen Druck auszuüben. Das Bewußtsein, von dieser Welt der Geistlosigkeit und Gemüthlosigkeit, der vollständigen Unempfänglichkeit und Unempfindlichkeit für wahrhaft menschliche Bestrebungen umgeben zu sein, preßt und beunruhigt mich, als ob ich mitten in der Freiheit eine Gefangene wäre. Ich will mich zu befreien suchen, indem ich in die Gefangenschaft zurückkehre. — — — —

— — — — — — — —

Wenn ich nach New-York komme, um Abschied zu neh-

men, werde ich Ihnen alle meine Papiere übergeben. Ich habe sie noch nicht alle geordnet und finde noch Manches, das ich dem Feuer zu übergeben habe, weil es zu unbedeutend oder unreif ist. Machen Sie dann mit dem Bündel was Ihnen gut dünkt. Sie haben durchaus freie Hand. Jeden Falls werden Sie sich nicht über Mangel an Offenheit, Aufrichtigkeit und Rücksichtlosigkeit zu beklagen haben. Nur eine Bedingung mache ich schon im Voraus: daß Sie meinen Namen nicht eher bekannt machen, als bis Sie etwa von meinem Tode hören. Ich hoffe zwar nicht so bald zu sterben, aber man hat das eben nicht in der Gewalt. Sollten Sie indeß Ihre Kolonie von Verzweifelnden zu Stande bringen, so verspreche ich, Mitglied zu werden und Diejenigen mitzubringen, denen ich mich drüben zu widmen habe.

— — — — — — —

— Ich freue mich darauf, einmal wieder einen europäischen Frühling zu erleben. Was man hier Frühling nennt, ist gleichsam ein Ueberspringen der Natur aus dem kalten in das hitzige Fieber. In diesen Uebergängen ist die Natur unnatürlich; auch ist keine Gesundheit und keine Aesthetik darin. Die amerikanische Natur ist, wie die amerikanische Menschheit, viel inhumaner als die europäische, auch da, wo ihr die Kultur zu Hülfe gekommen ist, und wir mit unserer europäischen Gefühlsinnerlichkeit bleiben verwaist darin, weil wir nirgendwo einen Wiederklang finden. Um in eine hiesige Gegend etwas hineinleben zu können, muß man sie erst umschaffen oder durch die schmerzlichsten Erinnerungen an sie gefesselt werden. Aber auch dann darf man nicht in der Nähe zu vieler Leute wohnen. In Teutschland oder in der Schweiz fand

ich mich in jeder hübschen Gegend heimisch, wenn ich nur wenig Tage in ihr zugebracht hatte. Hier bleiben mir sogar die Blumen fremd, die ich selbst gepflanzt habe. Ich hatte im vorigen Jahr einige Heimchen an meinem Kamin. Sie waren das Einzige, das mir wirkliche Illusionen machte; aber ich begreife nicht, wie sie hierher kommen.

Diese amerikanische Welt ist gemacht für das Heimweh. Aber welch' ein Zustand, immer das Heimweh zu haben und keine Heimath!

Ich glaube, alle Diejenigen, die Sie zu den „Verzweifelnden" rechnen, sind heimwehkranke Heimathlose. Es gibt eine Art geistiges oder ideales Zigeunerthum und wir alle gehören zu ihm. Aber wir sind schlimmer gestellt, als die Zigeuner, denn diese halten wenigstens unter sich zusammen und dafür, daß ihnen kein Antheil an der Welt zugestanden wird, entschädigen sie sich dadurch, daß sie sich ihn stehlen. Es gibt keine hülflosere Menschen, als ehrliche Zigeuner. Und wie können geistige Zigeuner anders als ehrlich sein, selbst wenn sie wollten? Unsre Gegner haben ja nichts, das wir ihnen stehlen könnten. Ihre Rohheit, ihre Geistesöde, ihre Herzensleere, ihre Ideenlosigkeit brauchen sie durch keine Polizei vor unsern Diebesgelüsten sichern zu lassen. Aber sie beherrschen leider die Welt. Ich kenne keine leerere Phrase, als den Trost, daß „die ganze Welt unsre Heimath" sei. Eine schöne Heimath, in der wir jeden Quadratfuß, der nicht zur Wildniß gehört, von Gegnern besetzt oder verunstaltet finden! Also Unglücksgefährten oder wilde Thiere unsre einzige Gesellschaft.

Unsre Heimath kann nur die Revolution erobern. Doch

davon will ich nicht weiter reden, denn ich bin ja auch eine Teutsche.

Die Weiber.

(Aus dem „Pionier“ vom 3. Februar 1856.)

Dadurch, daß ich früher meine Meinung über das männliche Geschlecht so unverhohlen aussprach, glaubte ich eine Verpflichtung zu übernehmen, mit derselben Rückhaltlosigkeit auch die Fehler meines eigenen Geschlechts zu rügen. Daß ich bis jetzt nicht dazu kommen konnte, lag nicht an meinem guten Willen.

Herr Ruge hat mir durch seinen letzten Angriff einen neuen Sporn und zugleich, wie ich gestehen muß, die nöthige Kraft zum Reden gegeben. Aber er hat es zu verantworten, wenn ich, statt als Anklägerinn, auch jetzt wieder als Vertheidigerinn meines Geschlechts auftreten muß.

Es hat mich in der That überrascht, daß ein denkender Mann, wie Herr Ruge, so oberflächlich und ordinair über das Weib urtheilen kann. Ich begreife nur nicht, wie er dazu gekommen ist, Göthe zu preisen und ihn sogar den „freiesten Deutschen“ zu nennen. Worin bestand denn diese Göthe'sche Freiheit? In religiöser Beziehung ist nicht einmal festgestellt, daß er „Atheist“ war, und in politischer Beziehung genügt als Zeugniß gegen ihn seine Ministerstelle. Was bleibt übrig? Hauptsächlich seine individuelle Unabhängigkeit von den Vorurtheilen der Zeit und sein ästhetischer Freiheitssinn, der sich im Gebiet des Idealen geltend machte. Wer

aber bildet seine Gesellschaft in diesem Gebiet? Die Weiber! Seine Männer, den Faust eingerechnet, flößen wenig Achtung und Bewunderung ein. Sagen Sie mir, Herr Ruge, was wäre Göthe ohne die Weiber? Ohne diese geringgeschätzten, unphilosophischen Geschöpfe, die Sie erst 25 Jahre nach Proklamirung der Republik wollen zu Menschen erklären lassen, würde der „freieste Deutsche", der größte teutsche Dichter, geistig kaum existirt haben und wahrscheinlich längst vergessen sein. Hören Sie, was er von uns sagt: „die Frauen sind das einzige Gefäß, was den Neueren noch geblieben ist, um auch eine Idealität hineinzugießen. Mit den Männern ist nichts zu thun. Im Achill und Odysseus, dem Tapfersten und Klügsten, hat der Homer alles weggenommen." An einer andern Stelle sagt er, „er precipire das Ideelle unter einer weiblichen Form, oder unter der Form des Weibes." „Wie ein Mann sei, das wisse er gar nicht; den Mann zu schildern, sei ihm nur biographisch möglich. Es müsse etwas Historisches zu Grunde liegen."

Welches Zeugniß! Göthe würde heut' zu Tage schwerlich gegen die Emanzipation der Weiber sein, denn er würde die „Idealität" aus seinem Staat so wenig ausschließen wollen wie aus seinen Schriften. Herr Ruge wirft den Naturforschern vor, daß sie die Idealität zerstören; Göthe, der „freieste Deutsche", erklärt die Frauen für das einzige Gefäß der Idealität in der heutigen Gesellschaft, und doch will der Lobpreiser Göthe's und der Idealität die Frauen in die Küche und die Kinderstube einschließen, damit sie nicht einer Gesellschaft schaden, in welcher „große Männer wie Hecker, Kinkel" u. s. w. die glor-

reichsten Nachfolger des „Achill und Odysseus„ sind! Arme Männer!

Herr Ruge würde nicht in solche Inkonsequenzen verfallen, wenn ihm bei Beurtheilung des Weibes statt seines dürren, hegelschen Schulmaßstabs jene lebendige Gemüthsvermittelung zu Hülfe käme, wodurch Göthe erst Göthe wurde und wodurch er zu einem so bewunderungswürdigen Verständniß der weiblichen Natur gelangte. Ich mögte diese Befähigung, die man gewöhnlich, für uns schmeichelhaft genug, als „weibliches Element" bezeichnet, ohne die aber ein vollendeter Mann so wenig zu denken ist wie ein vollendetes Weib, das ästhetische Gemüth nennen. Wer dieses ästhetische Gemüth, das ein unmittelbares Verständniß aller edleren Naturen bedingt, nicht besitzt oder es durch die Kunststücke des abstrakten Denkens in sich getödtet hat, der wird auch vergebens versuchen, den Idealismus, für welchen Herr Ruge so besorgt ist, mit einem lebenvollen Inhalt zu versehen. Er bleibt vollens eine erzwungene Abstraktion oder ein leeres Schema, wenn Herr Ruge ihn auf die männliche Welt beschränkt. Streichen Sie uns Weiber aus der Rechnung aus und dann bringen Sie einen Idealismus zu Stande! Auch ohne Göthe würde ich es wissen und mich erkühnen es zu sagen, daß die männliche Welt heut' zu Tage mit wenig Ausnahmen nichts ist, als eine Welt voll Philister; und sagte ich es nicht, nun, Herr Ruge selbst hat es mir indirekt gesagt. Ich zitire seine Worte:

„Die Frauen sind wesentlich für Stellung*), Rang

*) Wäre dieß der Fall, so hätten sich darüber am Wenigsten diejenigen Männer zu beschweren, welche den

und Vorzug eingenommen. Wenn sie sich verlieben, so reflektiren sie viel mehr auf den Vorzug in der Stellung des Mannes, als die Männer auf den Stand ihrer Aeltern. Wenn es kein Amt und kein Titel, so ist es sicher *ein Vorzug der Genialität* oder eine Berühmtheit, kurz eine aristokratische Eigenschaft, welche die Liebe der Mädchen bestimmt. *Die Liebe ist aristokratisch: man liebt Vorzüge.* Die Schönheit ist eine Aristokratie; wenige Menschen entsprechen ihrem Begriff in der Erscheinung" u. s. w.

Welch ein Geständniß *gegen* die Männer und *für* die Weiber liegt in diesen Zeilen!

Das Geständniß für die Weiber heißt mit andren Worten so: mit regem Gefühl und beweglicher Phantasie begabt, könnt ihr euch nicht mit dem bloßen apathischen Bewußtsein von der Existenz dieser oder jener Dinge oder Personen begnügen, nein, ihr setzt euch vermöge der unmittelbareren und lebendigeren Wechselwirkung zwischen euch und eurer Umgebung schnell in ein persönliches Verhältniß zu denselben, sei es nun ein Verhältniß der Sympathie oder der Antipathie. Eure Natur ist vorzugsweise für die Sympathie gestimmt, weshalb euer eigentliches Element die Liebe ist. Dabei aber habt ihr gewöhnlich den guten Geschmack, nicht das Schlechteste zu lieben. Wenn ihr die Wahl habt, so liebt ihr den General und nicht den Korporal, den selbstständigen Reichen und nicht den abhängigen Bettler, den Schönen und nicht den Häß-

---

Weibern die Mittel versagen, selbst eine Stellung zu erringen.

lichen, den Edlen und nicht den Gemeinen, den Gebildeten und nicht den Rohen, den Berühmten und nicht den Unbekannten, den Poeten und nicht den Krämer, ja sogar den Genialen und nicht den Philister! Kurz, ihr Weiber liebt immer „Vorzüge“ und nicht Mängel, d. h. das Liebenswürdige und nicht das Unliebenswürdige! In einem Garten pflückt ihr sogar die Rosen und nicht die Nesseln!

Das sind die Vorwürfe, die Ruge uns Weibern im Gegensatz zu den Männern macht! Das Lob aber, das er dadurch indirekt den Männern ertheilt, wird folgerecht im Gegentheil jener Vorwürfe bestehen. Ich beschränke es indessen auf das bloße Geständniß, welches in der Foderung Ruge's liegt, daß wir Weiber ein solches Lob ebenfalls verdienen, d. h. daß wir ebenfalls das Gegentheil von „Vorzügen“ lieben, daß wir in der Liebe nicht „aristokratisch“ sein sollen! Wir sollen also die Häßlichen lieben und nicht die Schönen, die Unbedeutenden und nicht die Ausgezeichneten, die Philister und nicht die Genialen!

Nein, Herr Ruge, ewig nein! Bei allem Schönen und allem Edlen dieser Erde, bei allem Glück und allem Leiden der weiblichen Seele, bei allen Idealen und allen Wünschen des Herzens, bei allem Süßen und allem Schmerzlichen, das in einer Menschenbrust Raum hat, bei der Lust des Frühlings und der Wehmuth des Herbstes, beim Dufte der Blumen und beim Wehen der Zypressen, bei allen Wonnen des Lebens und allen Bitterkeiten des Todes — wir wollen keine Häßlichkeit, keine Nichtigkeit, keine Gemeinheit, keine Philisterhaftigkeit lieben, aber mit aller Glut und aller Hingebung wollen wir die Schönheit lieben, den Seelenadel, die Wahrheit, die stolze Männlich-

keit und vor Allem die Genialität! Nicht jene falsche Genialität, welche ihre Größe in sinnloser Willkür und liederlicher Versündigung gegen die vernünftige Regel sucht, also mit der Wahrheit, dem ersten Erfoderniß der Genialität, unverträglich ist; nicht jene Scheingenialität, deren Wesen Schwäche statt Kraft ist, sondern jene wahre Genialität, welche unbekümmert um die Rücksichten einer kleinlichen Welt, um die Rechner und Krämer, die Autoritäten und Schriftgelehrten die Fesseln zerreißt, womit die Beschränktheit und Sorge philisterhafter Pygmäen die menschliche Natur überzogen, und uns ein Paradies der Freiheit schafft, in welchem die edlen und großen Gedanken von Menschenglück und Menschenschönheit Leben und Gestalt gewinnen.

Sogar ein todtes Genie können wir lieben, aber keinen lebendigen Philister.

So, Herr Ruge, sind wir Weiber Aristokratinnen und das Unglück ist nur, daß wir es nicht alle sind. Vielleicht würden dann die Männer sich mehr bestreben, ebenfalls Aristokraten zu werden und die Einbildung fahren lassen, wir müßten sie auf jede plebejische Bedingung hin lieben, bloß weil sie die Stärkeren, wir die Abhängigen sind und weil sie den Herd zu bezahlen pflegen, auf dem wir die Ehre haben, für sie zu kochen.

Wir Weiber eignen uns nicht zu Philosophen. Phantasie und Gefühl, kurz eine lebendigere Seelenthätigkeit läßt uns glücklicher Weise nicht die steinerne Ruhe, im verschlossenen Zimmer Gedankensysteme auszuklügeln, welche die Welt so lang in Erstaunen setzen, als sie dieselben nicht begreift. Dafür aber ist unserm Verstande unmittelbar und ohne Schwierigkeit jede Wahrheit zu-

gänglich, zu welcher die Philosophen erst auf dem weiten und mühevollen Umweg der „Systembereitung“ gelangen. Doch unsre geistlose und unnatürliche Erziehung macht uns in der Regel ebenso schüchtern, wie sie uns geistig unselbstständig macht, so daß wir vor gelehrten Männern mißtrauisch auf unser eigenes Urtheil sind. Das ist eine Schwäche, welche die Männer zu unserer ferneren Verdrängung und Unterdrückung bestens zu benutzen wissen; es ist daher natürlich, daß sie sich empören, wenn wir jene Schwäche ablegen, wenn sie uns nicht mehr durch ihre vermeintlichen Mysterien imponiren können, und daß sich die Philosophen in erster Reihe empören müssen, ist das Natürlichste von Allem. Wir dürfen uns aber dadurch nicht irre machen lassen, wir müssen sogar mit den Philosophen zu konkurriren wagen. Ich wage daher, den Vorwurf des Herrn Ruge, daß wir aristokratisch seien, in das größte Lob zu verwandeln; ich wage zu behaupten — und zwar ohne daß ich glaube damit eine neue Wahrheit entdeckt zu haben —, daß wir durch unsre natürliche „aristokratische“ Neigung unbewußt die richtige menschliche Regel aufstellen, welche die Männer durch ihre verschrobenen Theorien in Mißkredit gebracht haben und welche verlangt, daß alle Menschen aristokratisch werden. Durch welche Philosophie will Herr Ruge mir beweisen, daß die Menschen, statt zur Höhe der Vorzüge, die wir Weiber lieben, erhoben zu werden, vielmehr alle zum Gegentheil hinabgedrückt werden müssen, um „demokratisch“ zu sein? Ich stimme für eine Demokratie der Vorzüge, in welcher die Mehrzahl der Menschen, besonders der Männer, möglichst edel, möglichst schön, möglichst gebildet, möglichst unabhängig, möglichst genial, möglichst liebenswürdig, möglichst

glücklich ist. Sicher wird über eine solche Demokratie die Minorität sich nie zu beklagen haben.

Ich stimme! Aber Herr Ruge will mich nicht stimmen lassen, mich und etwa 500 Millionen andre weibliche Menschen. Er verlangt sogar, wir sollen erst darüber abstimmen, ob wir stimmen wollen, ohne sich zu fragen, ob es ein Grund gegen die Berechtigung der Sklaven wäre, daß sie nicht über ihr Menschenrecht abgestimmt haben. Von den Sklaven unterscheidet er uns wenigstens dadurch, daß er für unsere Befreiung einen Termin festsetzt. „Im 25. Jahre der Republik" sollen wir anfangen dürfen, uns für Menschen zu halten, weil wir bis dahin zu Menschen werden erzogen sein durch Diejenigen, die uns erst eine Garantie geben müssen, daß sie dann schon Menschen sind!

Ich diskutire nicht über mein Menschenrecht, ich behaupte es. Es existirt und hört nicht auf zu existiren. Deshalb lasse ich mir auch keinen Termin stellen, wann es beginnen soll; ich kann diesen Termin nur so auslegen, daß er den Zeitpunkt bestimmt, wo die Räuber meines Rechts aufhören werden Räuber zu sein. Im 25. Jahre der Republik emanzipiren wir die Weiber, heißt bloß: im 25. Jahre der Republik hören wir auf, Despoten gegen die Weiber zu sein. Hätte ich bloß auf das männliche Geschlecht zu achten, ich wäre bescheiden genug, diesen Termin für die Humanisirung der Männer als erträglich kurz zu acceptiren.

Daß die Weiber, bevor sie eine geistige Wiedergeburt durch eine 25jährige Erziehung in der Republik erlangt haben, das Sitmmrecht gegen die Republik benutzen würden, ist eine Behauptung, aber kein Beweis, es ist ein

Vorwand, aber kein Grund. Wenn wir aber wirklich für die Pfaffen stimmten, wie Herr Ruge behauptet, weil die Pfaffen uns erzogen haben, wer trüge die Schuld? Nur Diejenigen, welche die Pfaffen in die Welt gesetzt haben, welche die Pfaffen dulden und den Pfaffen die Erziehung überantworten, damit sie aus uns gefügige Dulderinnen machen. Haben aber Männer, welche die Pfaffen herrschen lassen, ein Recht, aus Rücksicht auf die Pfaffen das weibliche Geschlecht für unmündig zu erklären? Und kann solchen Pfaffendienern das weibliche Geschlecht noch irgend gefährlich werden? Ist an ihnen etwas zu verderben? Schafft ihr erst die Pfaffen ab, wie ihr sie geschaffen habt, dann seid ihr sicher vor der Gefahr, daß wir für sie stimmen werden. Es ist nur ein Beweis eurer tyrannischen Gesinnung und eurer Schwäche zugleich, daß ihr unsre Rechte beseitigen wollt durch Rücksichten auf Zustände, die ihr, als Herrn der Geschichte, ganz allein zu verantworten habt.

„Ich habe zwar zugegeben, daß wir diesen Diplomaten und Aristokraten, diesen Schönen und Interessanten" u. s. w. (nämlich den Weibern) „alle Rechte des Menschen und des Bürgers zugestehen müssen" —

Also das Prinzip gibt Ruge (dem Anschein nach mit großem Bedauern) als richtig zu, aber er flieht vor seiner Verwirklichung. Und mit welcher Inkonsequenz sucht er diese Flucht zu decken! Daß das Stimmrecht, durch die Weiber ausgeübt, zum Unheil führen werde, ist, wie ich schon bemerkt habe, noch durch keine Probe festgestellt. Vielmehr haben die Weiber, zahlreich genug beim Hinblick auf ihre Erziehung, bei jeder Gelegenheit für eine Freiheit Partei ergriffen, von der sie für sich nichts zu

hoffen hatten. Die Männer aber haben ihre Probe auf das Stimmrecht gemacht und sie haben möglichst schlecht bestanden. Sie haben uns, wie Ruge sagt, (durch ihre Abstimmung in Frankreich) um 50 Jahre zurückgeworfen. Was müßte er nun hieraus folgern? Daß zunächst den Männern ein Termin der Erziehung gesetzt werden müsse, um sie erst im Stimmen zu unterrichten. Er aber folgert: „nun können wir das allgemeine Stimmrecht nicht mehr abschaffen." Warum? Wir sind eben Männer, nicht Weiber. Männer müssen für richtige Prinzipien auch die Anwendung verlangen, Weiber aber müssen der Anwendung wegen die Prinzipien begraben. Auf die Männer wird Ruge die alte Regel angewandt wissen wollen: wer schwimmen lernen will, darf das Wasser nicht scheuen. Uns Weibern aber will seine Galanterie diese Unbequemlichkeit ersparen. Wir lernen schwimmen in der Küche oder vom bloßen Zuschauen. Das ist zwar schmeichelhaft genug für unsre Intelligenz, aber nicht ganz „praktisch."

Daß wir durch das allgemeine Stimmrecht um 50 Jahre zurückgeworfen sind, scheint mir einzig und allein durch Diejenigen verschuldet zu sein, welche die Revolution mit dem allgemeinen Stimmrecht begannen, ohne erst für die Entfernung der reaktionairen Kandidaten und für die Aufklärung der ungebildeten Stimmgeber zu sorgen. Dennoch werden, nachdem das Unglück einmal geschehen, die Folgen es sicher ausgleichen. Daß das Kind strauchelt, ist kein Unglück, wenn es dadurch gehen lernt; auch wird deshalb keinem Kinde das Gehen verboten.

Wir Weiber aber sollen Gehen lernen erst als Er-

wachsene und ich kann beim besten Willen den Vortheil dieser zarten Rücksicht nicht erkennen. Das Aufschieben des Anfangs, wo es sich um Nothwendigkeiten handelt, kann niemals einen vernünftigen Zweck haben. Kein Mensch kann behaupten, daß die Emanzipation des Weibes, seine vollständige rechtliche Gleichstellung mit dem Manne, in der Praxis zu umgehen sei, da sie im Prinzip nicht anzufechten ist. Wozu also der Aufschub? Die Moral der sibyllinischen Bücher würde sich auch hier bewähren. Die Männer haben die Ausübung ihrer Rechte nicht in einem Tage gelernt; die Weiber werden es so wenig wie sie. Aber sie werden doch endlich anfangen müssen und es ist eine traurige Erscheinung, daß grade gegen diesen Anfang, der ohnehin Hindernisse genug findet, schon im Voraus mit den wohlfeilsten Waffen des Hohns und der Animosität von Denen angekämpft wird, die aus prinzipiellen Gründen nichts dagegen zu sagen haben. Um den Termin zur Emanzipation des Weibes möglichst lang hinauszuschieben, bedarf es in dieser rohen, gewaltthätigen Gesellschaft wahrlich nicht der Mithülfe von Männern, welche ihr Leben der Bekämpfung von Rohheit und Gewaltthat gewidmet haben!

Seltsame Menschen! Da stehe ich vor Sonne, Mond und Sternen, vor dem ganzen Universum als freier Mensch; kein Stern und kein „Gott" hindert mich auf meinem Wege: das ganze Universum erkennt schweigend meine Freiheit an. Nur diesen Wesen, die sich Männer und sogar freie Männer nennen, fällt es ein, mich für unfrei zu erklären und mir sogar einen Termin der Menschwerdung zu bestimmen, wenn ich mich bessere. Bedauernswerthe! Ihr überzeugt mich nur, daß ich besser

weiß, was Recht und was Unrecht ist, was ich kann und was ich darf, als ihr. Mich habt ihr wahrlich nicht zu befreien; für mich habe ich alle Freiheit, die ich brauche und wünsche. Aber ich weiß, daß ihr selbst sie nicht habt und daß ihr sie nicht erlangen werdet ohne freie Weiber. Wie das Weib ohne den Mann und der Mann ohne das Weib nur eine halbe Existenz hat, wie nur beide Existenzen vereinigt die Befriedigung und die Harmonie des menschlichen Daseins schaffen können, so ist auch im öffentlichen Leben diese Vereinigung die unerläßliche Bedingung einer wahrhaft humanen und harmonischen Ordnung der Dinge. Ist denn das öffentliche Leben etwas Anderes, als die Summe aller einzelnen Leben? Muß also nicht jedes einzelne Leben an dem öffentlichen beheiligt und jede Einzelvereinigung in die Gesammtvereinigung verwoben sein? Eine solche Gesellschaftsordnung hinausschieben, heißt bloß die Inhumanität und Disharmonie des jetzigen gesellschaftlichen Lebens verlängern. Familie und Staat müssen einander entsprechen, und die die Familie bilden, müssen auch den Staat bilden, sonst kann aus beiden nichts Anderes werden, als bis jetzt aus ihnen geworden ist. Mögt ihr euch Philosophen oder Revolutionaire, Gelehrte oder Staatsmänner nennen und mögt ihr als solche durch euren Dünkel sogar eure Verblendung zu überbieten suchen und fortfahren das Weib geringzuschätzen, weil es nicht die Macht hat sein Bewußtsein euch als Gesetz zu diktiren — ihr werdet dadurch das Gesetz der Natur nicht umstoßen, die uns als Menschen mit menschlichen Rechten ausstattete wie mit menschlichen Fähigkeiten. Mögt ihr eure Weisheit erschöpfen und eure Kräfte,

mögt ihr eure Dinte verschreiben oder euer Blut vergießen, mögt ihr Reformen oder Revolutionen unternehmen, alle eure Werke müssen Stückwerk, alle eure Schöpfungen müssen Halbheiten bleiben, so lang ihr Gesetze und Institutionen für die ganze Menschheit machen, aber egoistisch dabei die Hälfte der Menschheit ausschließen wollt, und wahrlich nicht die schlechteste!

———o———